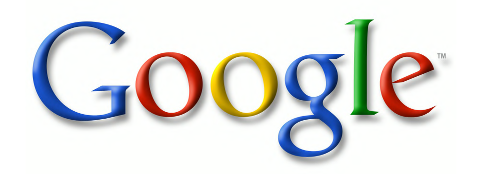
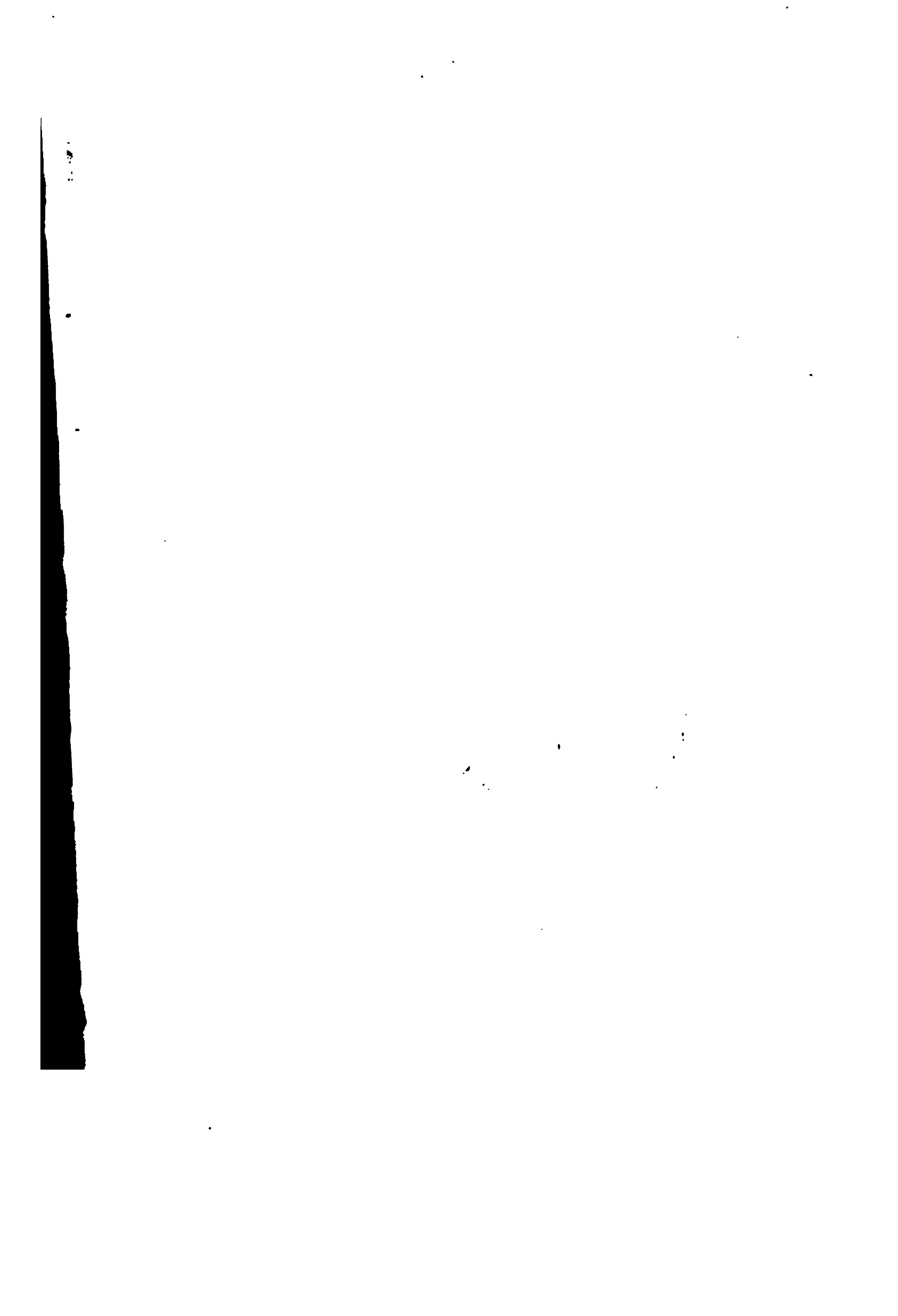




Bd. I





Die

Völker Oesterreich-Ungarns.

Ethnographische und culturhistorische Schilderungen.

Erster Band.

Die Deutschen

in Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain.

Von

Dr. Karl Schober.

Wien und Teschen.
Verlag von Karl Prochaska.
1881.

Die Deutschen

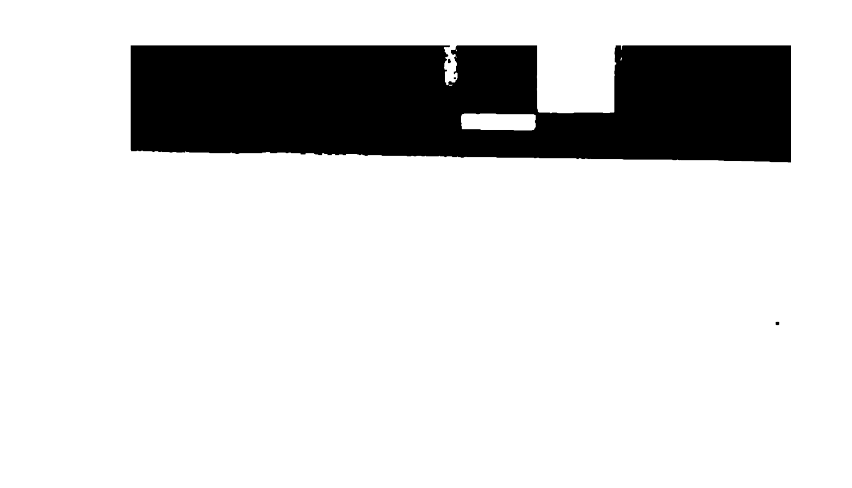
in Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain.

Von

Dr. Karl Schober.



Wien und Teschen.
Verlag von Karl Prochaska.
1881.



Die

Völker Oesterreich-Ungarns.

Ethnographische und culturhistorische Schilderungen.

Erster Band.

Die Deutschen

in Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain.

Von

Dr. Karl Schober.

Wien und Teschen.

Verlag von Karl Prochaska.

1881.

Die Deutschen

in Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain.

Von

Dr. Karl Schober.



Wien und Teschen.
Verlag von Karl Prochaska.
1881.

Buchdruckerei von Karl Prochaska in Teschen.

Einleitung.

Bevor wir zur Schilderung des deutschen Volksstammes in unserer Ländergruppe übergehen, sei es uns gestattet, einen Blick auf das Gebiet zu werfen, welches er bewohnt. — Von dem eisbedeckten Haupte des Großglockners beginnend, ziehen, in einem stets breiter werdenden Gürtel nordöstlich streichend, die mächtigen Centralketten der Ost-Alpen und das golfartig in dieselben hineinragende steirische Hügelland bis an die Gränze Ungarns. Im Süden und Norden wird diese Centralzone von einem riesigen Kranze gewaltiger Kalkgebirge eingerahmt, die in dem imposanten Zuge der carnischen und julischen Alpen eine Gränze unseres Gebietes gegenüber Görz und Italien bilden und zur Adria hin in das wüste Karst-Plateau auslaufen, während der nördliche Zug allmählich sich zu dem Wiener-Becken einerseits und zu dem österreichischen Hügelland andererseits senkt, welches wieder durch die liebliche Donau-Ebene von den Ausläufern der böhmisch-mährischen Terrassen getrennt ist. Diese gesammte Gebirgsmasse wird nach allen Richtungen von Wasserläufen durchzogen, die alle dem großen Systeme der Donau angehören; das hohe Berggrat, welches von den Schneegipfeln der Tauern und den nordsteirischen Alpen gebildet wird, ist die Scheide dieser Entwässerungslinien.

Nordwärts von ihm strömen die rauschenden Gebirgsbäche und Flüsse durch die Kalkalpen und das österreichische Hügelland zur Donau, während südwärts die Drau und die Save die Gewässer vereinigen und erst nach langem Laufe durch die ungarische, kroatische und slavonische Hügellandschaft dem Mutterstrome zuführen. Eine Ausnahme bildet nur die Raab, welche, aus dem nordöstlichen Theile der Centralalpen entspringend, ihren Weg zur Donau selbständig sucht.

Dieses mannigfaltig einander durchdringende Bodengepräge: Ebene, schmale Flußthäler, Hügellandschaft, Mittelgebirge und Alpenland, hat schon durch seine Mannigfaltigkeit auch eine vielseitige Entwicklung des Menschen bedingt. In dem eigentlichen Gebirgslande mußten schon die himmelanstrebenden Scheidemauern, welche die Natur zwischen den einzelnen Thälern zog, eine theilweise selbständige Entwicklung der einzelnen Thallandschaften auch bei einem stammesverwandten Volke hervorbringen.

Noch mehr wurde diese Mannigfaltigkeit durch die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Gebirgsformen hervorgerufen. Es lassen sich nämlich vier verschiedene Regionen der Höhe nach unterscheiden. Den Uebergang von dem Flachlande zu dem Gebirge vermitteln die Hügellandschaften, welche sich bis zu einer durchschnittlichen Höhe von 800^{m} erheben; sonnige, je nach der geologischen Beschaffenheit des Bodens mit Laub oder Nadelholz bestandene Höhen mit großen, oft feuchten, ja sumpfigen Wiesenflächen, ohne anstehende Felsen und ohne Krummholz, zwischen denen fruchtbare Äcker sich bis ins Thal erstrecken, charakterisieren dieselben.

Die Region der Voralpen (bis 1300^{m}) ist zumeist von düsteren, schattigen Nadelholzwäldern bedeckt, in denen die Pechtanne auf den obersten Abhängen der Berge fast allein dominiert. Die Wälder sind hier schon von steilen Felsrücken, Schutthalden und

ähnlichen Gebilden unterbrochen, und von breiten mit Kies angefüllten Runsen durchfurcht; aber auch saftige Alpenwiesen bedecken die Abhänge und die Kuppen.

Die Alpenregion, welche bis zur Schneegrenze reicht, bietet je nach dem geologischen Baue der Gebirge einen verschiedenartigen Anblick. Die Kalkgebirge steigen steil, plötzlich, wie eine Riesenmauer mit gelblichen vegetationslosen Wänden empor und endigen entweder in einen zerklüfteten Kamm oder in eine Fläche von erstarrender Öde, ein sogenanntes Karren- oder Schrattenfeld. Umhergestreutes Gestein, ganze Steinströme, die von der Höhe in die Vertiefungen gesunken sind, und Wasserarmuth charakterisieren sie; nicht einmal ein Gletscher unterbricht die eintönige Wüste, und selbst das Krummholz klettert selten bis hier hinan. Besonders pittoresk gestaltet sich die Landschaft dort, wo der Kalk in Dolomit übergeht. Das Volk hat derartige wüste Gebirgstheile mit den charakteristischen Namen: Todtes Gebirge, Höllengebirge, steinernes Meer u. s. w. bezeichnet und sie mit phantasiereichen Sagen belebt.

Die Gebirge der Centralketten dagegen steigen allmählich in terrassenförmigen Absätzen bis zur Kammlinie hinan, mit meistens rechteckig auseinander laufenden Haupt- und Nebenkämmen und pyramidenförmigen Spitzen. Auch die dunkle Färbung des Gesteins unterscheidet sie von den Kalkalpen. Hier bilden sich vorzüglich die duftenden, saftig grünen Hochalmen mit der Blütenpracht der Alpenrose, des Gentian, des Alpenglöckleins und anderen, hier blüht das Edelweiß und die Edelraute, welche sich der verwegene Senne oft mit Lebensgefahr holt. Alle diese Regionen überragt endlich die Schneeregion mit dem Gletschereis und den ewig beschneiten Firnhäuptern, der majestätischen Krystallkrone des Alpenlandes.

1*

Zwischen allen diesen Gebirgsformen streichen zahlreiche ebenso mannigfache Thäler. In der Schneeregion an einem Gletscher oder einer Schneewand beginnend, zieht das seichte Thal durch die öde Steinwüste zu den Matten und Alpenweiden der Alpenregion von einem rauschenden Bächlein durchzogen, die Wände mit den flimmernden Silberfäden kleiner Wasserfälle bedeckt, und endlich in die Waldregion, wo das Gewässer sich sausend zwischen modernden Baumstämmen und großen Steinblöcken seinen Weg sucht. Das enge Thal bietet kaum mehr Raum, als der Fluß und vielleicht eine Straße brauchen. In den Voralpen erweitert sich das Thal, Ansiedelungen der Menschen, Wiesen und Äckern Raum gewährend; manchmal umfaßt es jene reizenden kleineren Seen, die wie ein blaues Auge mitten in den grünen Matten glänzend den Wanderer entzücken. Noch wunderbarer entfaltet sich die Schönheit der Alpennatur in den am Fuße der Vorberge liegenden Niederungsseen, deren unser Gebiet eine Menge besitzt; die oberösterreichischen, sowie die Kärnthner Seen wetteifern in der Pracht ihrer Umgebung mit einander. In der Hügelregion dringt endlich das Flachland überall golfartig zwischen die Höhen, und die Thäler gehen allmählich in dasselbe über.

Einen anderen Charakter als das Alpengebirge trägt das Waldland am linken Donau-Ufer. Es ist ein hohes, kaltes, einförmiges Gebirgsland, in welchem besonders in Nieder-Österreich weite Flächen mit verkrüppelten Erlen und Weißföhren einen traurigen Anblick gewähren. Nadelholz, besonders Tannenwaldungen herrschen in demselben vor.

Aber nicht bloß das Gebirge, auch die Ebene weist die größte Mannigfaltigkeit auf. Neben den fruchtbaren Niederungen an der Donau, der Mur, Drau, Save und anderen breitet sich das unfruchtbare Steinfeld und das sandreiche, wasserarme Marchfeld,

das Steinfeld an der Traisen, die Haide bei Wels, das Moorland um Laibach u. s. w. aus, Gegensätze bildend, welche denen der Gebirgs-Region wenig nachgeben.

Es ist natürlich, daß hiedurch auch das Klima, die Fauna und Flora sehr mannigfaltig wird. Von dem milden Klima der Niederung, in welchem Wein gedeiht, bis zu der alles im Eisestode umfassenden Gletscherkälte sind alle Nuancen auf einem verhältnißmäßig geringen Raum beisammen. Die Flora findet hier alle Bedingungen zu einer mannigfaltigen Entwicklung. Abgesehen davon, daß das Eindringen fremder Arten aus dem ungarischen Becken möglich ist, bietet schon der Boden in seiner verschiedenartigen Erhebung, in der Mannigfaltigkeit der geologischen Formation, in der Verschiedenheit der örtlichen Bedingungen des Wachsthums den verschiedenartigsten Pflanzenfamilien günstige Lebensbedingungen. Aus demselben Grunde gedeihen in den Niederungen und den Abhängen der Hügel alle mitteleuropäischen Culturpflanzen vom Weine bis zur Weide, von den edelsten Obstsorten bis zur saueren Holzfrucht, während die Gebirge mit einem dichten Waldesmantel sich umhüllen, an dem die edle Kastanie, die schattige Buche und der knorrige Eichbaum ebenso Antheil haben wie die Lärche, Tanne, Fichte u. s. w. bis zu der zähen Zirbelkiefer, und über welchem das niedere Gestrüpp des Knieholzes als letzter Posten der Holzvegetation bis zu den grünen Alpenmatten emporklettert.

Dasselbe ist mit der Fauna der Fall. Vorzüglich wurde für den Menschen die Menge des nutzbaren Wildes wichtig. Die Niederungen sind von Thieren der niederen Jagd reichlich bevölkert, die Gebirge beherbergen die Gemse, den Steinbock, den Schneehasen, das Schneehuhn, Birkhuhn u. a. m. Die großen Raubthiere, wie Bär, Wolf, Luchs u. s. w. sind jetzt in den Alpen gänzlich

ausgerottet. Wie das feste Land, so bieten auch die Flüsse dem Menschen die mannigfachste Beute; die Forelle, der Salbling in den Gebirgsbächen und Seen, der Wels, der Huchen, der Karpfen in der Donau sind von nationalökonomischer Bedeutung.

Eines der wichtigsten Geschenke, welche die Natur unserer Ländergruppe gab, ist der Reichthum an nutzbaren Mineralien. Die Tauernkette enthält Goldadern, die einst zu bedeutenden Goldbergwerken Anlaß gaben, das Eisen in Steiermark und Kärnthen, besonders am Erzberge in Obersteiermark und bei Hüttenberg, das Blei von Kärnthen, Kupfer, Quecksilber u. s. w. sowie das Salz in Ober-Österreich und Salzburg sind seit der ältesten Zeit die bedeutendsten Factoren der Culturentwicklung unseres Volkes.

Zu diesen günstigen Verhältnissen gesellen sich noch jene Einflüsse, welche das Klima und die Eigenthümlichkeiten der Niederung sowohl wie des Gebirges auf den Menschen ausüben. Das rauhe Klima, die stets drohenden Gefahren, der harte Kampf um das Dasein machen den Menschen im Gebirgslande kräftig, entschlossen, muthig, unverdrossen bei der Arbeit, klug und anstellig, flößen ihm die Liebe zur Freiheit und tief religiösen Sinn ein, erzeugen aber auch Aberglauben und zähes Festhalten am Althergebrachten. Dagegen nähren die Schönheiten der heimatlichen Natur seine künstlerische Phantasie, und die relative Abgeschlossenheit seines Wohnsitzes bewahrt ihm den biedern Sinn, die gute alte Sitte der Vorfahren und seine nationale sowie persönliche, charakteristische Individualität. Die reiche Niederung dagegen bietet alles, um ihre Bewohner zur Wohlhabenheit, zum fröhlichen Lebensgenusse und der hiemit verbundenen freien Regsamkeit des Geistes sowie zur Pflege der Kunst und Wissenschaft zu führen; die Ströme, welche hier fließen, leiten Fremdes hieher und Einheimisches in die Fremde, so daß bald Handel und Gewerbe sich

entwickeln. Mit dem Kaufmanne kommen aber auch fremde Ideen ins Land; diese wecken hier schlummernde Kräfte, der Geist wird beweglicher, er findet sich leichter in das Neue und versucht sich selbst auf bisher ungebahnten Wegen. Ein allseitiges Ringen der Kräfte beginnt und das um so mehr, je zahlreicher die handel- und gewerbtreibende Stadtbevölkerung ist, welche der Boden zu ernähren vermag.

Diese allen erträgnißreichen Niederungen gemeinsamen Erscheinungen können aber in unserer Ländergruppe noch intensiver auftreten in Folge der günstigen Weltlage dieses Gebietes. An den Thoren von Osteuropa gelegen, hat es den mächtigen Donaustrom, die altberühmte Heer- und Handelsstraße, zur Verfügung für den Handel nach den fruchtbaren ungarischen Ebenen und dem Schwarzen Meere. Dorthin führen auch die beiden aus dem Herzen des Gebirgslandes kommenden Wasserstraßen der Drave und Save. Ebenso reichen sich hier Nord und Süd die Hand; während aus dem Donau-Thale die March durch die Oder zur Nordsee und die Einsattlung des Böhmerwaldes nach Böhmen leitet, bieten die vielen tiefeingeschnittenen Pässe des Gebirges im Vereine mit den zahlreichen Thälern die bequemsten Wege zu dem Mittelmeere, welches seinen am tiefsten in den Continent reichenden Arm, das Adriatische Meer, bis knapp an die Gränze unserer Gebiete ausstreckt.

So ist in unserer Ländergruppe alles vorhanden, was einen begabten Volksstamm zu einer ebenso mannigfaltigen als hohen Entwicklung führen konnte. In wie weit der deutsche Volksstamm sich diese Vortheile zunutze machte, sollen die nachfolgenden Blätter zeigen.

Einwanderung des deutschen Volksstammes; sein Culturzustand in dieser Zeit.

Bevor noch der deutsche Stamm, welcher jetzt die soeben geschilderten Länder bewohnt, den Samen des Christenthums und der abendländischen Bildung in dieselben trug, hatten schon germanische Laute an der Donau und in den Alpenländern bis an die Adria erklungen. Im wilden Anpralle gegen die alternde Weltbeherrscherin Roma waren Markomannen, Longobarden, Rugier, Heruler, Skyren u. a. durch diese Gebiete gezogen, und hatten die römischen Ansiedler und mit ihnen die römische Cultur theils vernichtet, theils zurückgedrängt, ohne jedoch bleibende Staatenbildungen ins Leben zu rufen. Ihnen nach kamen von Süden her, durch die Avaren gedrängt, die Slaven, welche die letzten Reste des römischen Wesens in den Alpenländern wegschwemmten. Die breiten Flußthäler der großen Ströme vielfach (wegen der Überschwemmungen) meidend, breiteten sie sich aus in Krain, im mittleren und oberen Drau-Gebiete bis hoch hinauf zu dem Großglockner und Großvenediger, folgten der römischen Straße einerseits nach Tirol, andererseits in das Gasteiner Thal und den Lungau; ja einzelne Vorposten drangen bis gegen Golling vor. Nach Norden zu erstreckten sich die Ansiedlungen der neuen Bewohner

in Steiermark längs der Mur und Mürz bis über den Semmering, vereinzelt auch bis an die obere Leitha. Aus dem Enns-Thale folgten die Slaven dem Zuge der Römerstraße über den Pyrhn nach Ober-Österreich und besiedelten hier das Thal der Steier und das Land bis an die Traun, ja selbst am linken Donau-Ufer in dem Gebiet der Aist zeugen zahlreiche Orts- und Flußnamen von ihrer Anwesenheit. Auch Nieder-Österreich war damals ein wesentlich slavisches Land. In dichten Massen saßen die Slaven an der Enns, Ips, Url, Erlaf, Bielach, Traisen, auffallend selten längs der Donau und in der Ebene östlich vom Wiener Walde. Der Wiener Wald selbst und der breitere Gürtel des öden Hochgebirges vom Palten-Thale bis zur Raab war von unbewohntem Urwald bedeckt. Ebenso breitete sich nordwärts von der Donau der später sogenannte Nordwald aus, als eine natürliche Scheidewand gegen die slavischen Ansiedlungen in Böhmen und Mähren.

So bildeten die Slaven, u. z. der slovenische Zweig dieser Völkerfamilie, den Grundstock der Bevölkerung in Krain, Kärnthen, Steiermark, Nieder-Österreich und Ober-Österreich; in Salzburg waren die Überreste der romanischen Bevölkerung und schon in frühester Zeit die deutschen Einwanderer maßgebend. Auch in den anderen Ländern mögen übrigens zerstreute Reste der romanischen Landesvölkerung zurückgeblieben sein.

Die Slaven standen zuerst unter der Herrschaft der Avaren, von denen sie als Grundholden und Fußtruppen benützt wurden. Später gelang es ihnen, sich von dieser Herrschaft frei zu machen, als die Avaren im Jahre 626 bei einem Raubzuge gegen Konstantinopel ungeheuere Verluste erlitten hatten, und sie schlossen sich dem Samo an, welcher (der Sage nach ein fränkischer Kaufmann) auch die nur lose zusammenhängenden Geschlechter-Verbände der

böhmischen und Elbe-Slaven zu einem großen Reiche vereinigt hatte. Sowohl unter der Avarenherrschaft als auch unter Samo kämpften die Slaven schon gegen ihre deutschen Nachbarn, denen das mächtige Avarenreich, sowie das neue Slavenreich stets mit Gefahr drohte, und schlugen die bairisch-fränkischen Heereshaufen im Puster-Thale sowie bei Wogastisburg (Voitsberg?). Doch die Schöpfung Samos gieng mit dessen Tode (660) zu Grunde; spurlos verschwindet der große slavische Staat aus der Geschichte, und die Avaren beginnen wiederum gegen die Alpenslaven vorzudringen. Das Drau-Land bis zur Enns wurde unterworfen, die Alpenländer (Karantanien) erwehrten sich indeß der Knechtschaft. Da aber die Avaren auf diese Weise stets ihre Freiheit bedrohten, so ist es begreiflich, daß gemeinsames Interesse sie die Freundschaft der benachbarten Baiern suchen ließ. Hiemit begann nun auch der dauernde Einfluß der Deutschen auf diese Gegenden.

Die Baiern, ein suevischer Stamm, dessen Hauptbestandtheil die Markomannen bildeten, waren im Anfange des VI. Jahrhunderts in das nach ihnen benannte Land gezogen und somit Nachbarn der Slaven geworden. Sie standen unter Herzogen aus dem Hause der Agilolfinger, neben denen jedoch die fünf hochadeligen Geschlechter der Huosi, Drozza, Fagana, Hahilinga und Aënion fast gleichberechtigt erscheinen. Obzwar vom Frankenreiche abhängig, hatten sie doch ihre vollständige Selbständigkeit nach innen und leisteten nur Heerbannsdienste, vorzüglich als Bollwerk gegen die längs der Drau und Donau vordringenden Avaren und Slaven. Als solches stellten sie sich dem drohenden Einfalle derselben schon am Ende des VI. Jahrhunderts im Puster-Thale entgegen. Aber auch über das heutige Salzburg und bis an die Enns siedelten sich mitten unter romanischer und theilweise slavischer Bevölkerung

die Baiern an. Dieser Umstand war von großer Bedeutung, denn hiedurch wurde der Verbreitung des Christenthums unter dem bairischen Volksstamme ein wesentlicher Vorschub geleistet. Hiedurch erklärt sich auch die Verehrung gewisser Localheiligen, die noch heutzutage als Patrone des Landes angerufen werden; es gieng nämlich von der romanischen Bevölkerung um Juvavum die Erinnerung an den Presbyter Maximilian, den die Heruler daselbst gehängt hatten, und in Noricum die an Maximilian und Florian mit dem Christenthume zu den eingewanderten Deutschen über. Einen directen Einfluß auf die Verbreitung des Christenthums besonders am Hofe der Agilolfinger nahmen auch die Franken als Oberherrn Baierns; mit dem Schwinden dieses Einflusses erfolgte aber der Rückfall des Volkes, welches ohnehin wegen seiner Anhänglichkeit an das Althergebrachte wenig Begeisterung der neuen Lehre entgegengebracht haben mochte. Aus demselben Grunde wirkten auch die im VII. Jahrhundert hier auftretenden fränkischen Glaubensboten wenig, so daß im Volke das Heidenthum neben dem Christenthume fortblühte. Auf diese Weise dauerte es lange, bevor das Christenthum das ganze Volk durchdrang und zur herrschenden Religion wurde; jedenfalls geschah letzteres nicht vor dem Ende des VII. Jahrhunderts. Seit dieser Zeit verbreitete es sich aber rasch über alle Gaue.

Der eigentliche „Apostel der Baiern" war der Bischof Ruprecht von Worms, ein Verwandter des merovingischen Hauses. Wahrscheinlich im Jahre 696 kam er nach Regensburg, taufte den Herzog Theodo und gewann durch den Einfluß seiner Persönlichkeit viele Anhänger. Nach einem Kirchensitze für seine neue Diöcese suchend, fuhr er auf der Donau bis nach Lorch, wo er von der romanischen christlichen Bevölkerung feierlich empfangen wurde; doch erschien ihm dieser Ort für seine Pläne nicht passend und so wandte

er sich zum Wallersee, begann später den Bau der Peterskirche zu Seekirchen, entschloß sich aber zu einem bleibenden Wohnsitze erst auf den Trümmern des alten Juvavum, welche, vom Walde bedeckt, mitten unter den Ansiedlungen der zahlreichen romanischen christlichen Bevölkerung lagen. Herzog Theodo schenkte ihm alles Land zwei Meilen in der Runde, und so erhob sich hier Kirche und Kloster zu Ehren des heiligen Peter, des Schutzpatrons von Worms, als die „älteste und Hauptburg des Christenthums in bairischen Landen". Bald schloß sich diesem Kloster nach der Sitte jener Zeit ein Nonnenkloster an, dessen Vorsteherin Ruprecht's Nichte Arintrud wurde.

Von diesen Mittelpunkten gieng nun die veredelnde Einwirkung des Christenthums aus, und durch kluges Verfahren der Missionäre gewann dasselbe immer mehr Boden. Man wußte die neue Lehre an althergebrachte Sitten fest anzuknüpfen; die Donnarfeuer um die Zeit der Sonnenwende wurden zu Johannisfeuern, statt Frò beschützte der hl. Leonhard das Vieh, und verkündigten der hl. Andreas und Thomas in den Nächten ihrer Feste die Zukunft, die Frühlingsgöttin Ostara, welche alles Leben neu erweckte, gab dem geistigen Auferstehungsfeste, dem Osterfeste, den Namen, die finstere Hela ward zur Repräsentantin der christlichen Hölle; statt in den Tempelhainen oder an Kreuzwegen hieng man jetzt hölzerne Füße und Hände als Heilmittel in den Kirchen auf u. s. w.

Binnen 30—40 Jahren war die Bekehrung des ganzen Landes vollendet. Neben dieser Wirksamkeit entfaltete Salzburg aber noch eine colonisatorische; immer mehr Ansiedler wurden herbeizogen, stets mehr Wald ausgerodet, bis endlich das ganze Land vorwiegend deutsch wurde und die romanischen Überreste in dem Deutschthum aufgiengen. So stiftete schon der hl. Rupert ein rchlein zu Ehren des hl. Maximilian an der Stelle des heutigen

Bischofshofen, und Herzog Theodo schenkte bei der Einweihung alles Land auf drei Meilen im Umkreise dem Petersklofter in Salzburg. Dieser Besitz wurde durch Schenkungen von Privaten vergrößert, und es entstand hier Maximilianszelle als Filialkloster von St. Peter. Das neue Kloster wurde zwar am Anfange des VIII. Jahrhunderts von den Slaven bei einem Plünderungszuge zerstört, Herzog Oatilo stellte dasselbe jedoch wieder her und beschenkte es reichlich. Im Pinzgau und im Lungau predigte der Nachfolger Rupert's, Bischof Vitalis, mit solchem Erfolge, daß er mit Recht „der Apostel des Pinzgaues" genannt wird. Zell am See verdankt ihm seine Gründung. Die Colonisation schritt nun rasch vorwärts; schon unter Tassilo II. war der Pinzgau und der Pongau überall bebaut, und wurden die Schätze des Bodens ausgebeutet. Ein Jäger, der einen angeschossenen Hirsch verfolgte, soll nach einer Sage bereits im VII. Jahrhundert die Heilquellen am Reichenberge entdeckt haben, im VIII. Jahrhundert eröffnete man die schon von den Römern betriebenen Bergwerke wieder und betrieb die Goldwäscherei. Im IX. Jahrhundert reichte der Einfluß des Christenthums und mit ihm die deutsche Colonisation bis über die südlichen Abhänge der Tauernkette; urkundlich sind uns in dieser Zeit schon die Kirchen in Müllstatt, Sagoritz, Döllach, Posarnitz und Heiligenblut bekannt. Ebenso war schon im IX. Jahrhundert das Gebirgsland vom Pinzgau bis nach Ischl in den Bereich der Salzburger Colonisation gezogen. König Arnulf schenkte 890 dieses ganze Gebiet, in welchem vorzüglich der Bergbau auf Salz auch damals betrieben wurde, dem Erzbisthum Salzburg, und in Schönau sowie am Traunsee entstanden Klöster als Ausgangspunkte der Cultur und Colonisation. Aber nicht bloß die Kirche, auch die edelsten bairischen Geschlechter betheiligten sich an dieser Culturarbeit; so waren die berühmten Familien der Grafen

von Pleien und Peilstein schon im IX. Jahrhunderte im Pongau und Pinzgau ansässig und ließen die Bergwerke und Goldwäschereien betreiben.

Auf diese Weise hatte sich allmählich das ganze Land bis zu der Tauernkette und bis an die mit Mühe gegen die Avaren vertheidigte Enns-Gränze, mit deutschen Einwohnern bajovarischen Stammes angefüllt. Jetzt begann, von den Herzogen und den fränkischen Königen unterstützt, der Missionseifer sich auch nach außen zu wenden. Schon Ruprecht soll auf einer Missionsreise längs der Donau bis in die Gegend des heutigen Raab gekommen sein. Dann stockte aber die Missionsthätigkeit durch 100 Jahre, weil das Bisthum Salzburg in Folge der Zeitwirren ohne Oberhaupt war. Auch die beiden am Ende des VII. Jahrhundertes in Baiern auftretenden Glaubensboten Emmeran (Heimraban) und Corbinian wollten zu den Avaren die Heilsbotschaft tragen, wurden jedoch durch die Ungunst der Verhältnisse daran gehindert. Eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelte der bairische Clerus erst, als durch den hl. Bonifacius die bairische Kirche organisiert wurde. Mit Hilfe des Herzogs Oatilo unterdrückte Bonifacius die altirische oder nordbritische Kirche, welche in Baiern viele Anhänger zählte und sich durch den Mangel einer Hierarchie, Nichtanerkennung des Primates des Papstes, einzelne rituelle Vorschriften u. a. von der römischen unterschied; Baiern wurde in vier bischöfliche Sprengel eingetheilt (Regensburg, Freising, Salzburg, Passau; 743—47 kam noch das Bisthum Eichstädt hinzu), die Archidiaconate und Pfarreien wurden eingerichtet und abgegränzt und alle dem Papste untergeordnet. Hiermit zog auch ein neuer Geist in das Volk; Beweis dafür ist der Aufschwung der Klöster in dieser Zeit, die vielen neuen Klosterstiftungen und die energischen Bemühungen zur Christianisierung der Alpenslaven.

Diese hatten noch zu Beginn des VIII. Jahrhundertes ihre Einfälle in das benachbarte baierische Gebiet gemacht, und Maximilianszelle zerstört. Von den Avaren gedrängt, wandten sie sich jedoch um die Mitte des VIII. Jahrhundertes (wie schon oben erwähnt wurde) an die Baiern um Hilfe. Ein bairisches Heer half nun ihrem Fürsten Borut die Avaren vertreiben, wofür er die fränkische Oberherrschaft anerkennen und seinen Sohn Gorazd sowie seinen Neffen Chotimir als Geiseln stellen mußte. Diese wurden in Baiern christlich erzogen, bestiegen nach einander den Thron und sorgten für die Verbreitung des Christenthums in ihrer Heimat. Zu diesem Zwecke nahm schon Chotimir den Priester Majoran von Salzburg mit sich, dem nun zahlreiche Prediger in die steirischen und kärntnischen Bergthäler nachfolgten. Eine besondere Wirksamkeit entwickelte in dieser Hinsicht der Salzburger Bisthumsverweser Virgil, der auch die ersten Kirchen in Karantanien stiftete u. z. Maria Saal am Zollfelde, wo die Trümmer des alten Virunum an die frühere christliche Zeit mahnten, und St. Peter in Holz im „Lurnfelde“, wo einst das berühmte Teurnia gestanden. Ebenso erhoben sich Kirchen im obern Mur-Thale bei Knittelfeld (ad Undrimas) und „an sehr vielen Orten“, wie die Chronik sagt. Diese Missionen und Gründungen waren auch der Beginn der Germanisierung dieser Länder, denn mit dem deutschen Priester kam auch der deutsche Colonist, der die Wälder rodete, Bergwerke eröffnete u. s. w., so daß von nun an Christianisierung und Germanisierung Hand in Hand gehen.

Nach Chotimir's Tode erfolgte zwar eine Reaction des heidnischen Slaventhums gegen das christliche Germanenthum; die christlichen Priester wurden vertrieben, die Abhängigkeit von Baiern gelöst. Doch der gewaltige Herzog Tassilo zwang die Slaven mit Waffengewalt zur Unterwerfung (772), und der neue Karantanenfürst

Waldbuch eröffnete wiederum salzburgischen Missionären den Zugang zu seinem Lande. Als vorgeschobene Posten zur Bekehrung der Slaven zum Germanenthum wurden von Tassilo zwei Stiftungen in's Leben gerufen: Kremsmünster (777) und Innichen (769); ersteres entstand zur Erinnerung an einen Sohn Tassilo's, welcher auf der Jagd getödtet worden war und erhielt reichen Grundbesitz diesseits der Enns, Salinen am Sulzbache, Eigenleute u. s. w., letzteres weite Ländereien im Drau-Thale. Diese reiche Begabung führte naturgemäß zu einer großartigen deutschen Colonisation, theils im Anschlusse an die vorhandenen slavischen Ansiedlungen, theils im neuen Lande. Und so dringt allmählich der bajovarische Stamm im Drau-Thale, über die Radstätter Tauern, sowie im Traun- und Enns-Thale gegen die Alpenländer vor, während zugleich von Süden her Longobarden bis gegen Oberdrauburg ihre Grenzen vorschoben.

Dieses friedliche, langsame Germanisieren des Landes fand bald eine gewaltige Förderung an dem großen Frankenkönige, der Mittel- und Westeuropa auf Jahrhunderte hinaus den Weg seiner Entwicklung vorwies. Karl der Große hatte nämlich dem bairischen Stammesherzogthume der Agilolfinger ein Ende gemacht, (788); Tassilo verschwand im Kloster, und die Drau- und Alpen-Länder wurden nun unmittelbar der fränkischen Weltmacht unter-gestellt. Hiemit war auch schon das Schicksal des Avarenreiches besiegelt. Von drei Seiten rückten deutsche Heeresmassen gegen dieselben vor: Franken, Thüringer, Sachsen und Friesen zogen durch Böhmen heran, Karl selbst führte ein Heer längs des rechten Donau-Ufers, und von Italien nahte sein Sohn Pipin. Die Avaren wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung; doch ihre befestigten Ringe am Kamp und bei Königstätten wurden erstürmt, und Karl's Heer drang bis über die Leitha und gegen Steinamanger vor.

Wiederholte Züge unter Erich, dem Markgrafen von Friaul, und Pipin, machten endlich (bis 796) dem Reiche der Avaren ein gewaltsames Ende. Ihr bedeutendster Ring in den Steppen des Theiß-Tieflandes wurde erstürmt, die hier aufgehäuften Schätze, der Raub mehrerer Jahrhunderte, nach dem Westen geführt, und bald verschwindet der Name der Avaren aus der Weltgeschichte. Das so eroberte Land vereinigte Karl mit den frühern bairischen Besitzungen im östlichen Alpengebiete zu zwei Marken. Die südliche, Friaul genannt, umfaßte das südliche Unterpannonien zwischen Drau und Sau, das heutige Kärnten, einen Theil von Steiermark, Krain, Osttirol, Istrien, Dalmatien und Friaul; die nördliche (das Ostland) reichte von der Enns bis über den Wienerwald und südlich bis an die Drau. Später (828) wurde die Friauler Mark wegen der Fahrlässigkeit ihres Markgrafen in vier Grafschaften zerschlagen.

Diese **Marken** wurden von deutschen Grafen verwaltet, gehörten aber dem Könige, der in freigebiger Weise ausgedehnte Strecken Landes an fränkische und bairische Adelige, an Klöster und Bisthümer verschenkte, oder denselben zur Occupation überließ. So wurde der gesammte grundherrliche Besitz deutsch, und es entstand ein durchwegs deutscher Adel in unseren Gegenden. Da einerseits weite Gebiete gänzlich unbebaut dalagen, andererseits auch die slavische Bevölkerung in Folge der fortdauernden Kämpfe gegen Avaren und Deutsche sehr gelichtet sein mochte und die romanischen Überreste der ehemaligen Celto-Romanen nur vereinzelt in der Nähe ehemaliger römischer Städte vorkamen, so ist es natürlich, daß nun eine mächtige Fluth deutscher Colonisten theils freiwillig, theils als Hörige der großen Grundbesitzer sich in das breite Donau-Thal und die Alpenländer ergoß. Und hiemit beginnt erst **die Herrschaft des deutschen Volksthums in unsern Ländern.**

Dieser Sieg vollzog sich aber ohne jegliche Gewalt. Die früheren Besitzer behielten ihr Gut, die Avaren, so viel ihrer noch übrig war, wurden zinspflichtig, den wenigen freien Slaven wurde ihr Grundbesitz belassen, ja einzelne bekamen Lehen oder Eigengut von der Krone; auch die Romanen blieben als abhängige Leute auf den aus ehemaligen Römerorten entstandenen königlichen Höfen oder kirchlichen Besitzungen. Die meisten Slaven waren freilich unfrei, ohne Grundbesitz und blieben es auch, weswegen die Ausdrücke Slave und Sklave in jener Zeit gleichbedeutend gebraucht werden; aber dieses Verhältnis fanden die fränkischen Eroberer schon vor, es ist keineswegs durch sie erst in Folge einer planmäßigen Unterdrückung des slavischen Volksstammes entstanden.

Zwischen den einem deutschen Großgrundbesitzer unterworfenen slavischen Ortschaften siedelten sich nun die deutschen Bauern an und rodeten neuen Grund. Aber auch diese waren meistentheils nicht freie Bauern in unserem Sinne, sondern saßen auf fremdem Grunde, für den sie einen Zins zahlten, so daß der Großgrundbesitz im Lande vorwog. Besonders waren es die Bisthümer von Salzburg, Passau, Regensburg, Freising, die Klöster Nieder-Altaich, Metten, Mattsee, Ötting, Kremsmünster, Mondsee u. a., welche neben vielen weltlichen Adeligen aus mächtigen Geschlechtern weit ausgedehnte Strecken des Landes besaßen. Unter den weltlichen Großen wird besonders Heimo genannt, der sehr große Besitzungen westlich von der Traisen inne hatte und zum Schutze der vielen Leibeigenen einen Ort (Heimburg bei Külb?) befestigte. Durch Verleihung von Lehen an andere behauptete er eine fast fürstliche Stellung. Alle diese Großgrundbesitzer führten große Mengen von Colonisten in das Land und ihre, sowie die königlichen Meierhöfe wirkten als Musteranstalten für die slavischen und deutschen Ansiedler.

Wenn wir jedoch die Arbeit dieser deutschen Ansiedler würdigen wollen, so müssen wir sehen, wie das Land vor ihrem Auftreten beschaffen war. Im heutigen Nieder-Österreich breitete sich zwischen Donau, Ips und Enns der mächtige Ennswald aus, nur wenige Slavenansiedlungen fanden sich zwischen Enns und Ips vor; an der untern Ips gab es zwar zahlreiche slavische Bauern, aber höher am Fluß hinauf bis zu dem Gebirgsrücken war das Land von Urwald bedeckt. An der oberen Erlaf finden wir im IX. Jahrhunderte einzelne slavische Ansiedlungen, aber die Quellen und der mittlere Lauf des Flusses verlieren sich in düsterm Walde. Eine starke slavische Bevölkerung lebte auch an der Mündung der Traisen, doch begann gleich östlich von dem Flusse der mächtige Paltenwald, der bis gegen Mautern reichte und sich an das ganz unbebaute, jetzt Wienerwald geheißene Gebirge anschloß. Die Wachau, das Tulnerfeld waren fast gar nicht bebaut. Ebenso lagen die weiten Flächen östlich vom Wienerwalde und das schöne Donau-Thal bis Preßburg, welches den Tummelplatz und die Heerstraße der Avarenhorden gebildet hatte, unbebaut, mit Ausnahme des obern Leitha-Thales; auch mögen hier noch Überreste des alten Vindobona und Carnuntum ihr Dasein gefristet haben. Nördlich von der Donau finden wir Slaven im Thale der Rötel, in der Wachau und am obern Kamp, — den größten Theil des Landes bedeckte der „Nordwald"

Diesen Boden hat deutscher Fleiß innerhalb 100 Jahren dem größten Theile nach in bebautes Land verwandelt. Im großen Ennswalde entstanden die Ansiedlungen Scalcobach und Cidalaribach (Zeilern), auch rodeten hier Altaich, Passau und die königlichen Meier so viel, daß am Ende des IX. Jahrhundertes der Ennswald nur mehr bis zur Url reichte. An der Ips wirkte Salzburg auf dieselbe Weise; an der Erlaf entstanden Erlaf, Herilungoburch, Herilungoveld, Steinakirchen. Mitten unter der dichten slavischen

Bevölkerung erhob sich an der Mündung der Bielach eine deutsche Ansiedlung; königliche Höfe, Niederaltaich und Salzburg colonisierten das Land um Melk; selbst das unwegsame rechte Donau-Ufer in der Wachau erhielt von Salzburg die Ortschaft Arnsdorf, während an dem Ausgange des Engthales Esparespurch (Ebelsberg) und Mautern entstanden, von denen ersteres bald verschwand letzteres jedoch als fester Platz, Zollstation und Hauptplatz für den Salzhandel bald mächtig aufblühte. Eine sehr dichte deutsche Bevölkerung führten Salzburg und Freising in die Gegend von Hollenburg, welcher Ort selbst schon in der ersten Hälfte des IX. Jahrhunderts sich vorfindet. An die Traisen sendete wiederum Kremsmünster seine Leibeigenen, welche mitten unter dem Besitze einiger freien und vieler unfreien Slaven gewaltige Rodungen vornahmen. Auch St. Pölten wurde wahrscheinlich damals schon als deutscher Ort besiedelt, und das Kloster des hl. Hippolyt, als ältestes Kloster der Ostmark, von Mönchen aus Tegernsee bezogen. Westlich von der Traisen colonisierten Passau und der bereits erwähnte Heimo. Das Hauptcentrum der deutschen Bevölkerung bildete aber das von den Slaven ganz vernachlässigte Tulnerfeld. Anschließend an alte römische Orte entstanden hier Traismauer, dessen Martinskirche schon im Anfange des IX. Jahrhunderts durch Salzburg gegründet wurde, Zeiselmauer, Tuln, welches um dieselbe Zeit schon Weinbau trieb, und bald eine solche Bedeutung erlangte, daß Ludwig der Baier hier 864 wohnte und den Frieden mit den Bulgaren schloß; auch Karl der Dicke feierte hier seine Zusammenkunft mit dem Fürsten Swatopluk von Mähren (884). Im westlichen Theile des Beckens erhob sich die Villa Drousinindorf (Drasdorf). Kirchbach und Königstetten bezeugen, daß auch die Urbarmachung des Wiener Waldes in Angriff genommen wurde. Ebenso belebten sich nun die Ufer der Donau von Wien bis

Preßburg und das große Leithafeld. Wien selbst und seine Umgebung waren ganz deutsch; Passau besaß Güter am Nußbach, Mödling war am Ende des IX. Jahrhunderts auch Passauisch, in Baden hatte die Anziehungskraft der Bäder eine Pfalz hervorgerufen, die östlichste der karolingischen Pfalzen, wo Karlmann 869 eine glänzende Versammlung von Lehensleuten abhielt. Ebenso bildete Carnuntum den Mittelpunkt einer ausgebreiteten deutschen Colonisation. Bald wurde auch das Thal der Schwarza und das Bergland östlich von demselben bevölkert. Neben dem slavischen Gloggnitz entstand das deutsche Werth, welches schon 860 zwei Kirchen besaß; zu Pitten residierte in der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts ein Zweig des uralten baierischenGeschlechtes der Huosier, welches einen großen Theil des anliegenden Landes beherrschte und auch an andere deutsche Besitzer vergab. Auch Kremsmünster und Salzburg besaßen hier bedeutende Colonien, so daß sehr bald eine dichte deutsche Bevölkerung sich in diesen Gegenden zusammenfand.

Nördlich von der Donau findet man schon um 810 mitten unter der slavischen Bevölkerung die deutschen Orte Puchenau und Kestinberg (Pöstlingsberg?); aber am dichtesten sind die deutschen Ansiedlungen in den bisher ganz öden Gegenden zwischen Mauthausen und Grein, sowie zwischen der Aist und der Naarn. Hier entstanden Saxina (Sachsen), Nardina (Naarn), Agasta (Alt-Aist), Ried u. a. Persenbeug wurde zur Zeit Karl des Großen als Villa Biugin von Altaich aus angelegt, welches auch einen Strich am Fuße des Jauerling besetzte und ein weites Gebiet um Aggsbach mit Hilfe deutscher Colonisten urbar machte; demselben Kloster verdanken die Abhänge bis Spitz ihre Weingärten. Auch am Kamp entstanden deutsche Siedlungen, welche bis Wagrein reichten und meist von Kremsmünster oder Freisingen ausgiengen.

In einer andern Art als der bisher geschilderten gieng die erste deutsche Ansiedlung der heutigen Steiermark, Kärnthens und Krains vor sich. Hatte dieselbe in der Ostmark wesentlich neue, deutsch benannte Orte ins Leben gerufen, so schloß sie sich in Karantanien (so nannte man ehemals die oberwähnten Länder) mit Vorliebe an die vorhandenen slavischen Dörfer an und gründete wenig auf neugerodetem Lande. Daher finden wir gerade in Gegenden, wo die Slovenen am dichtesten saßen, die größten deutschen Grundbesitzungen. — Sehr dünn war die slavische Bevölkerung im nordwestlichen und mittleren Theile der heutigen Steiermark. Es kommen deshalb auch im Hochthale der oberen Enns und der oberen Mur ursprünglich wenig deutsche Besitzungen vor; das meiste Land in diesen Gegenden gehörte später dem Stifte Salzburg und von diesem sowie von einzelnen weltlichen Großen ging die Colonisierung derselben aus, welche später stets weiter um sich griff. Sehr bald begann auch in dem Erzberge bei Trofaiach ein reger Bergbau durch die deutschen Colonisten, und schon um die Mitte des IX. Jahrhunderts erhob sich Bruck a. d. Mur (Prukha) als deutsche Ansiedlung zu einem bedeutenden Ort wegen seiner Lage an dem von den Slaven über den Semering eröffneten Wege. Ebenso wird schon in einer Urkunde Ludwig des Deutschen Strazinola (Straßengel) genannt. Um Graz, wo außer dem Namen der Stadt selbst kein anderer auf eine slavische Ansiedlung hinweist, breitete sich als ausgedehnter königlicher Besitz Hengistfeldon aus, der Kern des Landes, mit der Hengistburg (vielleicht die Burg in Graz?). Doch blieben noch sehr weite Strecken des Landes fast gänzlich unbebaut, so die ganze Landschaft an der obern Raab und ihren Zuflüssen, das weite Hochland zwischen der obern Mürz und dem Palten-Flusse, sowie zwischen Mur und Raab u. a.

In Kärnthen wurde die deutsche Colonisation ausgiebiger betrieben als in Steiermark u. z. wiederum derartig, daß ursprünglich die slovenischen Ansiedlungen ihren deutschen Herrn als Ausgangspunkte neuer Rodungen dienten. Nur wenige Ortschaften wurden bei Beginn der Colonisation neu gegründet, sondern man setzte in die slovenischen Ansiedlungen deutsche Colonisten, so daß allmählich ein Assimilierungsproceß begann, der, von den kirchlichen Stiftungen unterstützt, zur Germanisierung der vorhandenen slavischen Bevölkerung innerhalb der heutigen Grenzen des deutschen Sprachstammes führte. Freilich dauerte dieser Proceß eine lange Zeit und dürfte wohl erst im XIV. Jahrhundert sein Ende erreicht haben. — Das Kernland der deutschen Colonisation bildete das Klagenfurter Becken; hier war unweit der alten Herzogsburg die erste Kirche entstanden, an dem Ufer des Wörther-Sees erhob sich Maria Wörth, und viele deutsche Grundbesitzer siedelten sich hier an, besonders auf den ausgedehnten Freising'schen Gütern. Am Ossiacher See entstanden als neue Ansiedlungen: Feldkirchen und Fischa (Viscaha), an der Drau Drauhofen und Puch; das Stift Ötting führte Colonisten in das Drau-Thal, welches auch von Innichen und von Salzburg aus, wie schon oben erwähnt, beeinflußt wurde. Osterwitz, das Trixen-Thal, das Gurk-Thal, das Metnitz-Thal erhielten von Salzburg aus und von weltlichen Grundherren deutsche Bevölkerung; eine starke deutsche Einwanderung erfolgte auch in die ostwärts von Klagenfurt gelegenen weiten königlichen Domänen, besonders im Lavant-Thale.

Über die Drau südwärts von Klagenfurt an stromabwärts bis an die Ost-Grenze der Steiermark drangen jedoch Deutsche in geschlossenen Massen nicht vor, weil sich dieses Gebiet als zu Aquileja gehörig dem Einflusse der deutschen bischöflichen Sprengel

entzog. An der obern Save gab es im IX. Jahrhundert nur zwei deutsche Orte: Reichenberg und Gurkfeld.

Wir würden uns jedoch eine falsche Vorstellung von dem Zustande aller bisher geschilderten Länder machen, wenn wir nur die genannten und andere urkundlich nachweisbaren Ortschaften im Auge behielten; das Bild wird erst richtig, wenn wir uns über das ganze Gebiet von der Gränze Böhmens und Mährens bis an die Drau neben diesen größeren Orten eine bedeutende Anzahl von deutschen Einzelhöfen zerstreut denken.

Es wurde schon früher erwähnt, daß bei der bisher geschilderten deutschen Einwanderung dreierlei Verhältnisse sich ergaben: es wurden entweder die slavischen Bauern den deutschen Grundbesitzern unterworfen, oder man legte auf neugerodetem Lande deutsche Colonen-Dörfer an, oder nahm auch im Anschluß an die slavischen Dörfer neue Rodungen vor. Es hieng nun von der Natur des Bodens ab, ob die erste Form der Ansiedlung ein Einzelhof oder ein Dorf wurde. In den großen Wäldern und Mooren sehen wir natürlich Einzelhöfe entstehen. Da wurde nun zuerst der Hochwald ausgerodet; das gefällte Holz bot Materalien zum Hausbau, zur Feuerung, für Zäune und Geräthe; das Wild, die Beeren und der Honig lieferten Speise, weßhalb wir auch die Bienenzucht sehr entwickelt finden, so z. B. im Ennswalde, im Kamp-Thale u. a. Auf dem mit Moder reich gedüngten Boden konnte gleich gesäet werden, und das Vieh fand in dem stehen gebliebenen Walde reichliche Mast. Im Hochgebirge kamen hinzu die vortrefflichen Weiden der Alpentriften, in deren Nähe der Mensch sich anzusiedeln strebte, so daß hier meistens Berghäuser entstanden, u. z. um so häufiger, je enger das Thal war.

Wurden große Rodungen von den Großgrundbesitzern vorgenommen, oder dienstbare Leute in größerer Zahl in den neuen

Besitz verpflanzt, so entstanden kleine Dörfer, z. B. Arnsdorf, Drasdorf, Persenbeug, Guntboldsdorf u. a. Größere Ansiedlungen wurden wahrscheinlich auch befestigt, so z. B. Sparespurch, Hollenburg, Moosburg u. a, wie ihr Name zu beweisen scheint. Wurde ein solches Dorf angelegt, so baute man die Höfe derart nebeneinander, daß sie in der möglichst als Viereck abgegränzten Feldmark eine langgestreckte Gasse bildeten. An jeden Hof schloß sich in langen Parallelstreifen das ihm zugewiesene Land (die Hufe) bis an die Gränze der gemeinsamen Feldmark, so daß jede Hufe an allen Theilen derselben participierte.

In slavischen Dörfern blieben die Einwohner als Leibeigene des Grundherrn auf ihren Gütern sitzen, doch kamen später auch Überweisungen eines slavischen Grundstückes an einen deutschen Colonisten vor. Wo neben der slavischen Dorfflur ungerodetes Land sich vorfand, wurde es den neuen deutschen Ankömmlingen in Hufen zugemessen.

Jedes Dorf bildete eine Markgenossenschaft, die das von den Einzelnen nicht occupierte Land gemeinschaftlich benützte. Die Gränzen der Marken wurden durch Gräben, Marksteine und in Bäumen eingeschnittene Zeichen bezeichnet. Wo die Dreifelderwirthschaft üblich war, theilte man das ganze Ackerland in drei Fluren („Zelgen") für Sommer-, Wintersaat und Brache ein, so daß jede Hufe dann alle Zelgen durchschnitt.

Der einzelne Hof bestand aus dem Wohnhause und den Wirthschaftsgebäuden, welche um einen Hofraum lagen, an den sich oft ein Gemüsegarten anschloß. Die Gebäude selbst müssen wir uns als eine Art des primitivsten heutigen bairischen Hauses denken. Sie waren meist aus Holz gebaut, ohne andern Schmuck als die von einander abgekehrten hölzernen, roh geschnitzten Thierköpfe auf dem Giebel, wie sie in typischer Gestalt noch heute das

Alpenhaus unserer Länder aufweist; nur auf Kirchengütern erhoben sich bald steinerne Häuser. Der Fußboden des in früheren Zeiten ungetheilten und erst später in einzelne Gelasse gesonderten Wohnraumes bestand aus festgestampftem Lehm, die Decke wurde entweder vom Dache selbst oder von horizontalliegenden Balken gebildet, die man durch hölzerne Säulen stützte. Licht fiel in die innern Räume entweder durch Dachluken oder durch die Thüre und die fensterartigen Öffnungen, welche mit hölzernen Laden verschlossen werden konnten. Öfen und Kamine kommen erst zu Zeiten Karl des Großen und da nur in vornehmen Häusern vor. Für gewöhnlich diente ein auf dem Herde angemachtes Feuer, dessen Rauch durch die Dachluken abzog, zur Erwärmung. Als Wirthschaftsgebäude werden in dieser Zeit erwähnt: geschlossene Viehställe, offene Viehställe („Scupfa", „Schupfen"), Scheunen („Mita"), Tennen, Eselsmühlen, Bienenhäuser ꝛc. Den Gesammtbesitz eines solchen Einzelhofes umschloß ein Gutszaun (Etter, Gatter).

Die Bewirthschaftung war nach der Anlage verschieden. Meist lag ihr die Dreifelderwirthschaft zu Grunde. Beim Einzelhof wurde das Gut mit Hilfe der Knechte vom Hofe aus bewirthschaftet; wo ein Grundherr ein ganzes Dorf besaß, waren die Bauern zu bestimmten Leistungen auf dem Gute des Besitzers verpflichtet. Wald und Wiese war in der Regel gemeinschaftliches Eigenthum der Markgenossen, soweit der Wald nicht in den Bann des Königs fiel oder Privatbesitz des großen Grundherrn war. Kleinere Waldbestände auf der Hufe des Bauers gehörten dem Hufenbesitzer. Daß jedoch neben der Dreifelderwirthschaft in den hochgelegenen Höfen des Gebirges auch die noch heutzutage gebräuchliche Eggartenwirthschaft getrieben wurde, folgt aus der natürlichen Beschaffenheit dieser Gegenden. — Wie man die ungeheuren Waldungen benützte, wurde schon oben erzählt.

Das Nutzungssystem der Felder war mehr extensiv als intensiv; es lagen nämlich ungeheure Länderstrecken in der Hand Einzelner, ja ganze Ortschaften gehörten einem Großgrundbesitzer. Doch bot dieses Verhältnis wieder den Vortheil, daß durch die Anhäufung von Capital und Menschenkraft in einer Hand die großen Rodungen, welche der Einzelne nie zu Stande gebracht hätte, ermöglicht wurden. Intensiver nutzte man den Boden aus, als der König und die großen Grundbesitzer kleinere Partien vergaben oder verpachteten, was in ganz Österreich, Steiermark, Kärnthen und Salzburz vorkam. So wurde allmählich der Viehzucht eine große Sorgfalt gewidmet, und der Weinbau, welcher schon in der römischen Zeit eingeführt worden war, vielleicht nach Anleitung der zurückgebliebenen Romanen, wieder aufgenommen; in der Wachau, um Kirchbach im Wiener Walde, um Tulln, Hollenburg, an der Gurk, im Lavant-Thale, um Pettau, im Mühlviertel u. a. werden schon sehr frühe Weingärten erwähnt. Auch edle Obstsorten fanden bald, besonders aus den Klostergärten ihren Weg in den Bauerngarten.

Da jeder Hof auf sich selbst angewiesen war, so entwickelte sich naturgemäß bald eine lebhafte Hausindustrie; Knechte und Mägde mußten für den Grundherrn arbeiten und so wurden die Gutshöfe Schulen der Gewerbe; besonders günstig wirkten in dieser Hinsicht die königlichen Pfalzen der Karolinger, welche auch in unsern Ländern vorkamen. In den erzreichen Gebirgen Steiermarks, Kärnthens und Salzburgs grub man auch schon Eisen und Gold, im Traungau und im Salzburgischen gewann man Salz, welches einen bedeutenden Handelsartikel bildete. Im Allgemeinen waren aber unsere Länder doch meistens auf Ackerbau, Viehzucht und Waldwirthschaft angewiesen, daher mußte sich bald ein lebhafter Import-Handel entwickeln, umsomehr als die Donau

und die alten Römerstraßen ziemlich bequeme Handelswege boten. Man befuhr die Donau mit kleinen Schiffchen ohne Mast und Segel, die von drei Männern gelenkt, stromaufwärts jedoch geschleppt wurden; nach Böhmen und Mähren führten Saumpfade längs der Rotel und der March; über den Semering leitete der von den Slovenen ausgebaute und fortgesetzte alte Römerweg, ebenso längs der Drau, über die Tauern u. s. w. Als wesentlichste Märkte an der Donau galten Roßdorf, Linz, Sparesspurch, Mautern; doch gab es auch im Innenlande wichtige derartige Plätze, wie z. B. Bruck a. d. Mur.

Die frühesten deutschen Ansiedler selbst waren ein kriegerisches Bauernvolk. Das älteste Gesetz der Baiern unterscheidet als Theile des Volkes 1. die Freien, welche allein rechtes Eigenthum und Landgüter besitzen können; sie tragen Waffen und langes herabwallendes Haar, sind zum Heerbann verpflichtet, nehmen an den öffentlichen Gerichten Antheil; 2. die Freigelassenen; 3. die Leibeigenen, entweder Nachkommen leibeigener Eltern, oder schwere Verbrecher, hauptsächlich aber Kriegsgefangene. Neben diesen Klassen bestehen als Mittelklassen, die den Freigelassenen gleichgerechnet werden, der Barschalk und das Barwip, welche an die Scholle gebunden und zu gewissen Diensten verpflichtet sind, und die Coloni, welche von ihren Gütern nur Zins zahlen, aber nicht an der Scholle kleben. Letzterer Art waren die meisten deutschen Einwanderer in unseren Ländern, nur in dem gleichzeitig mit Baiern occupierten Salzburg müssen freie Markgenossen sich zahlreicher niedergelassen haben.

Als Grundlage für die kriegerische, gerichtliche und Verwaltungsorganisation galt der Gau und die Hundertschaft. Solche Gaue finden sich schon im VI. Jahrh. in unserem Gebiete, so der Traungau, Attergau (am Attersee), Mattichgau, Salzburggau,

Pinzgau, Pongau, später der Grunzwitigau westlich von der Traisen, der Hengistgau um Graz, Undrina oder Ingeringgau an der obern Mur u. a. m. Als weltliche Obrigkeit kommen vor der Graf, der Centurio, der Richter und der Gewaltbote des Herzogs. Der Graf ist Vorgesetzter des Gaues, aber nur als ein willkürlich ein- und absetzbarer Diener des Herzogs. Der vom Grafen eingesetzte Centurio (Schultheiß) ist der Vorsteher der Hundertschaft. Im Kriege führt der Graf das Aufgebot seiner Grafschaft, und unter ihm commandieren die Centurionen ihre localen Contingente. Der Gerichtsversammlung des Gaues präsidiert der Graf, der den Richter bestimmt. Doch wird das Urtheil erst durch Zustimmung der Volksgemeinde („des Umstandes") rechtskräftig. Ungerechte Urtheile büßt der Graf durch einen doppelten Ersatz an den Beschuldigten und eine Strafe an den Fiscus. Auch eine jede Hundertschaft hat ihr „Ding" (Gerichtsversammlung), welches am 1. jedes Monats oder alle 14 Tage auf der „Dingstatt" zusammentritt, und zu dem jeder Freie bei Strafe erscheinen muß. Diese Gerichte wurden im Freien, später auch in Kirchen gehalten. Die Verhandlung wurde öffentlich und mündlich geführt, der Beweis durch Urkunden, Eide oder durch Zeugen hergestellt; doch mußten letztere, welche bis ins späte Mittelalter zum Zeichen der Zeugenschaft am Ohre gezogen wurden, ein entsprechendes Vermögen besitzen, um eventuell für ein falsches Zeugnis Strafe zahlen zu können. Der Reinigungseid des Angeklagten wurde zugelassen, so wie auch das Institut der Eideshelfer zur Unterstützung der Glaubwürdigkeit des Reinigungseides zu Recht bestand. Besonders beliebt als Beweismittel war auch der Zweikampf (Wehadink oder Kampfwik), der bei Hochverrath sogar ausdrücklich befohlen war. Selbst Frauen konnten mit dem Manne kämpfen. Auch die Kreuzprobe, die Wasser- und Feuerprobe

kommen schon als Ordalien vor. Auf Tod konnte bei einem Freien nur erkannt werden im Falle eines Anschlages gegen das Leben des Herzogs, Berufung des Feindes in das Land, und Auslieferung einer Stadt an einen Feind. Beim Knechte erfolgte die Todesstrafe schon in minderen Fällen, z. B. beim Diebstahl. Gegen Leibeigene verfuhr man mit Prügeln, Abschlagen der Hände, Blendung u. s. w., welche Strafen von dem Büttel stets gleich an Ort und Stelle vollzogen wurden. Sonst bestanden für die meisten Fälle Geldstrafen, selbst für Mord. Doch war im Volke auch die Blutrache üblich, trotzdem das Gesetz sie untersagte, und häufig flogen nach alter Sitte Pfeile als Fehdebriefe in das Gehöft des Gegners.

Es waren die Sitten überhaupt noch roh und gewaltsam; um so mehr sticht die Stellung der Frau in der Gesellschaft hervor. Die Ehe wurde auch vor der Einführung des Christenthumes schon heilig gehalten, die Jungfrau durch das Gesetz vor Gewalt geschützt, und die Frau behielt ihr Recht über den Besitz, welchen sie dem Manne als Aussteuer mitbrachte. Daß sich unter der Leitung einer so geehrten Mutter das Familienleben edler gestalten mußte, ist begreiflich; äußerlich fand dasselbe sein Band in der Gewalt des Hausvaters, welcher als der Herr („Munt") über Weib, Kind, Freigelassene und Sklaven erscheint. Hervorzuheben ist auch die Achtung, welche der Priester und das Christenthum genoß; die Entheiligung des Sonntags wurde mit großer Strenge bestraft.

Das sind im Umrisse jene Verhältnisse, unter denen wir uns die ersten deutschen Ansiedlungen in unseren Ländern denken müssen. Die spätere Colonisation seit den Avarenkriegen erfolgte bereits unter den durch Karl den Großen geschaffenen Formen, nach denen auch die Verhältnisse der älteren Ansiedler geändert wurden. Statt des

Stammes-Herzogthumes blieb nur der vom Könige eingesetzte Herzog und die Grafen der Gaue bestehen, welche letztere Würde bald als Lehen betrachtet und vererbt wurde; ebenso kamen die Schultheißen bald in ein Vasallitätsverhältnis zum Grafen, sowie überhaupt das Lehensverhältnis immer mehr die Grundlage aller socialen Verhältnisse wurde. Im Gerichtswesen traten an die Stelle der gesammten Gerichtsgemeinde bei den „gebotenen Dingen" (d. h. Gerichten, welche auch unter dem Vorsitze des Schultheißen oder eines Vertreters des Grafen abgehalten werden konnten, jedoch nur über Schulden und bewegliches Eigenthum entschieden) sieben von dem Grafen unter Mitwirkung der Gemeinde aus den Freien auf Lebenszeit bestellte Schöffen, welche deshalb bei uns auch den Namen „Richter" führten. Neben dem „gebotenen Ding" wurden unter dem Vorsitze des Grafen die „echten Dinge" an gewohnheitsmäßig festbestimmten „Malstätten" gehalten, in denen er nach dem Vorschlage der Schöffen über Leben, Freiheit und Grundeigen Recht enschied. Als Aufsichtsbehörde über die Grafen bereisten königliche Sendboten das Land. Weil in den Grenzgebieten unserer Ländergruppe die stets drohende Feindesgefahr ein festeres Zusammenfassen aller vorhandenen Kräfte nothwendig machte, so wurden in den seit Karl des Großen Zeiten gebildeten Marken, wie es damals überhaupt in ähnlichen Verhältnissen geschah, Markgrafen mit ausgedehnteren Befugnissen als die anderen Grafen an die Spitze gestellt. Hiemit war auch eine Feststellung der Heerbannpflicht der Bewohner verbunden. — Das Ansehen und die Vorrechte der Kirche wurden in dieser Zeit bedeutend vermehrt, insbesondere wurde die früher nicht allgemeine Zehentabgabe an die Kirche durch Karl den Großen gesetzlich eingeführt.

Die Ansätze zur geistigen Bildung des Volkes finden wir schon seit der ersten deutschen Colonisation in unseren Ländern

vorhanden. Die Kenntnis des Lateinischen muß schon im VII. Jahrhunderte bei den Höhergestellten verbreitet gewesen sein, da die lex Bajuvariorum lateinisch abgefaßt wurde und zum Theile schon geschriebene Privatverträge fordert. Der dichterische Sinn des Volkes bewahrte die Überbleibsel der alten Sagen in Volksliedern treu auf, und diese wurden so häufig gesungen, daß eine Synode zu Salzburg unter Karl dem Großen das Absingen solcher weltlichen Lieder in der Fastenzeit verbieten mußte. Wenn so die Kirche zur allmählichen Ausrottung dieses Volksgesanges beitrug, so war sie es wiederum, welche die ersten Keime der Bildung in das Volk trug. Neben den Klöstern erhoben sich überall Schulen, die Benedictinermönche legten Bibliotheken an, ja wir hören von Priestern, die des Griechischen kundig waren. Es beginnt auch die literarische Thätigkeit und die Kunst sich in den Klöstern zu regen; letztere freilich nur in den rohesten Anfängen der Plastik und Büchermalerei. Besonders seit Baiern direct der Frankenherrschaft unterworfen wurde, wächst diese geistige Regsamkeit. Immer zahlreicher werden die Großen des Landes an den hochgebildeten Hof der Karolinger zu Hofämtern gezogen, die Klosteranlagen mehren sich, und so reifen unsere Länder einer stets schöneren Blüthe entgegen. Freilich werden sie noch im Allgemeinen mit Ausnahme Salzburgs und eines Theiles Niederösterreichs als slavische Länder angesehen, doch sind überall schon deutsche Colonisten, deutsche Grundherren und deutsche Priester.

Diese Entwicklung des deutschen Lebens wurde auf eine schreckliche Weise unterbrochen durch das Erscheinen der Magyaren. Schon im Jahre 900 streiften ihre raubgierigen wilden Horden längs der Donau bis über die Enns in den Traungau; sie wurden zwar durch den bairischen Heerbann zurückgeworfen, und die

Ennsburg (an der Stelle des heutigen Enns) erhob sich als Bollwerk gegen sie. Doch konnte man trotz aller Anstrengung ihren Verwüstungen nicht steuern. Alles Land von der Donau bis über die Save litt unter ihren wiederholten Einfällen, ja als endlich ein großes deutsches Heer unter der Führung Luitpold's, des Grafen von Karantanien, von den Magyaren (907) geschlagen wurde, gieng sogar die Mark bis zur Enns verloren, so daß Karantanien und Baiern stetig bedroht wurde. Die Gefahr war um so größer, als Deutschland damals uneinig im Innern, ohne ein starkes Königthum keine ausgiebige Hilfe gewähren konnte. Erst nachdem der kräftige Sachse Heinrich I. den Thron bestiegen hatte, wandten sich die Sachen zum Besseren. Er selbst schlug die Magyaren an der Unstrut (933) und 10 Jahre (944) später brachte ihnen Herzog Berthold von Baiern bei Wels eine solche Niederlage bei, wie sie noch keine erlitten hatten. Den entscheidenden Schlag empfiengen sie endlich von König Otto I. auf dem Lechfelde (955), worauf ihnen auch das Land zwischen der Enns und dem Wiener Walde entrissen wurde. Dieses Gebiet wurde nun die „Ostmark" genannt. Seit 976 besaßen es die Babenberger, ein fränkisches Geschlecht, welches die Gränze (1043) durch glückliche Kämpfe mit den Ungarn bis an die Leitha und March hinausrückte. Die Nordgränze gegen Böhmen wurde 1179 reguliert, die Südgränze reichte vorerst nur bis zur Piesting und westlich von derselben bis zu der Alpenscheide; erst 1254 kam die Mark Pitten und das Land bis zur gegenwärtigen steierischen Gränze hinzu. Dasselbe Geschlecht erwarb den größten Theil von Ober-Österreich (1156) und ganz Steiermark (1192). Neben ihm herrschten in unseren Gebieten auch andere deutsche Fürstengeschlechter, von denen in Steiermark die Grafen von Steier, in Kärnthen und Krain die Eppensteiner und Sponheim-Ortenburger die bedeutendsten waren,

bis endlich nach einer kurzen Zwischenregierung des Böhmenkönigs Ottokar II. das deutsche Haus der Habsburger diese Länder in einer Hand vereinigte. Dieser Umstand war für das deutsche Element von mehrfacher Bedeutung: vorerst rücksichtlich seiner räumlichen Ausdehnung; denn mit diesen Geschlechtern drang auch ein breiter Strom deutscher Colonisten in das Land; weltliche und geistliche Großen wurden reichlich mit Ländereien begabt, ein durchwegs deutscher Adel machte sich ansässig und zog, wetteifernd mit den geistlichen Großgrundbesitzern, deutsche Ansiedler in das Land. Diese rodeten das wüstliegende Waldgebiet, eröffneten Bergwerke und legten den Grund zu den städtischen Gemeindebildungen und mithin zum Gewerbe und Handel. So beginnt also mit dem Jahre 955 erst der vollständige Sieg des Deutschthums in unsern Ländern.

Raum für die obenerwähnten großen Begebungen fand sich jedenfalls hinreichend vor, besonders in der Ostmark. Diese war nach einer Urkunde Otto III. bei der Übernahme durch die Babenberger eine „menschenleere Einöde". Die Allode der Babenberger, zwischen der Liesing, Piesting, Triesting, um den Kahlenberg, zwischen der Traisen und der Bielach waren meist Waldungen und Brühle (Jagdforste); die anderen großen Wälder im Norden und Süden von der Donau, in welchen unter den Karolingern die Rodungen begonnen, hatten in den letzten 70 Jahren wieder alle Culturarbeit erstickt, und so mußten nun die neuen Ansiedler dieselbe von frischem beginnen. Beweis hiefür sind die überall in Menge vorkommenden Namen mit Schlag, Reut, Au, Hart (Wald), Hain, Waag, Wald, Sulz, Öd, Neu u. s. w.; ja der nordwestliche Theil Nieder-Österreichs führt noch heute den Namen „Waldviertel". Die meisten Colonisten stammten aus Baiern und Franken, wo die Babenberger begütert waren; aber auch aus

Sachsen finden wir einzelne Herren hier vor, und manche Namen, z. B. Vitis und andere an den Quellen der Thaya weisen auf thüringischen Ursprung hin. Von den geistlichen Stiftern bekamen vorzüglich Passau, Regensburg, Freising und Salzburg in der Ostmark von den Herzogen und Königen mit vollen Händen Land geschenkt und führten deshalb auch eine große Anzahl deutscher Bauern ein. Besonders reich begütert war in diesen Gegenden das Stift Passau. Seine Besitzungen erstreckten sich an der Donau von Mautern über St. Pölten, das Tullnerfeld bis tief in den Wiener Wald und nordwärts von der Donau bis an die mährische Grenze. Regensburg colonisierte das Gebiet der Erlaf um Steinakirchen durch bairische Ansiedler u. a. m. Für leichtere Colonisierung der babenbergischen Forste wurden besonders die Klosterstiftungen von Bedeutung, wie Melk, Klosterneuburg, Heiligenkreuz, Lilienfeld, Klein-Maria-Zell u. a. Ebenso wirkten auch die Klöster in anderen Theilen des Landes, so z. B. Zwettl, Seitenstetten, Geras u. a. m. Von weltlichen bedeutenden Familien des Landes finden wir schon im X. Jahrhundert die Sempt-Ebersberger, die von Schala-Burghausen, die Bogner, Plaien-Peilsteiner, Sulzbacher, Neuenburg-Falkensteiner u. a., welche natürlich eine große Menge deutscher Ansiedler, Freier und Unfreier, ins Land zogen.

Das Zuströmen dieser Bevölkerung wurde noch dadurch begünstigt, daß das Land durch die deutschen Kreuzheere, welche meistens ihren Zug hier durch nahmen, bekannt wurde, und daß endlich die Babenberger durch Privilegien, welche sie vielen Städten und Märkten gaben, den Zug des Welthandels auf der natürlichen Orientstraße, der Donau, förderten. So ließen sich in den bedeutendsten Städten Ober- und Nieder-Österreichs besonders Familien aus Baiern, Franken und Schwaben nieder, ja selbst aus Flandern wanderten Niederdeutsche als Münzer und Färber nach Wien ein.

Auch unter den Habsburgern dauerte dieser Zuzug, besonders nach Wien fort; er steigerte sich, je mehr Wien seit dem XVI. Jahrhunderte der politische Mittelpunkt der habsburgischen Besitzungen und Deutschlands wurde. Die Gegenreformation unterbrach ihn zwar, und hatte sogar eine bedeutende Auswanderung der einheimischen deutschen Bevölkerung zur Folge, doch schon am Ende des XVII. und im XVIII. Jahrhundert begann er wieder. Theils Militärdienste, theils Handel und Gewerbe lockten viele Familien aus dem Reiche nach Wien, so daß die westlichen Vororte unter Josef II. meist von Einwanderern „aus dem Reiche" bevölkert erscheinen. Daß auch aus den anderen deutschen Ländern der Habsburger die Bevölkerung diesem Zuge nach Wien folgte, ist selbstverständlich. Die Umstände, unter denen diese späteren Fluctuationen der deutschen Bevölkerung erfolgten, werden jedoch erst in den folgenden Abschnitten eingehender geschildert werden.

Ähnlich entwickelten sich die Verhältnisse auch in den anderen Ländern unserer Gruppe. In Salzburg und Ober-Österreich wurden die Colonisationsarbeiten des Erzbisthums und des Peterklosters, sowie von Kremsmünster und Florian fortgesetzt und ergänzt durch die Stifte von Passau und Regensburg (im Mühlviertel), die Klöster Maria Schlag (besonders in dem „Nordwalde"), Wilhering, Lambach, sowie besonders durch die mächtigen Geschlechter der Grafen von Lambach, Wels, Steier im Süden von der Donau, durch die Herren v. Bogen, Falkenstein, Plaien-Peilstein und Machland in den großen Waldungen an der Narn und Aist.

In Steiermark colonisierten nebst den Markgrafen und Herzogen vorzüglich: Salzburg in dem Enns-, Palten-, Mürz-, Raab- und oberen Mur-Thale, in Mittelsteiermark und an der Drau um Pettau, Freising am oberen Murboden, Bamberg im

Palten- und Enns-Thale, später das Bisthum Gurk in dem Gebiete zwischen Drau und Save. Ihnen schlossen sich dann an die Klöster Goeß, Admont, Rein, Lamprecht, Vorau, Seckau u. a. Die wenigen slovenischen freien Grundbesitzer verschwanden auch hier immer mehr vor den bairischen Adelsgeschlechtern der Aribonen, Schala-Burghausen, Plaien-Peilsteinern, den Herren von Machland, von Lambach-Wels, Eppenstein, Andechs-Hohenwart, Sponheim-Ortenburg, Peggau, Pfannberg, Wildon, Liechtenstein, u. a. m.

In Kärnthen war es vorzüglich das Bisthum Bamberg, welches in dem Gebiete von Villach bis an die Friauler Pässe und von der Mündung der Lavant bis zur Reichenfelser Klamm die Ausbreitung des deutschen Wesens förderte. Unterstützt wurde es durch Gurk, St. Georgen, das schwäbische St. Paul, das von Salzburg gegründete Bisthum Lavant, durch das Tiroler Bisthum Brixen, welches große Besitzungen im Jaunthale erhielt u. a. m. Es gab zwar auch hier einen slovenischen Adel, doch tritt er mehr zurück oder wird germanisiert, so daß der gesammte Adel nach dem XIII. Jahrhunderte durchaus deutsch ist. Unter ihm ragen die ursprünglich deutschen Familien, die Eppensteiner, Sponheim-Ortenburger, die Herren von Heunburg, die Karlsberger, Aufensteiner u. a. als die mächtigsten Dynasten-Geschlechter des Landes hervor. — Der durch alle diese genannten Großgrundbesitzer verursachte Zuzug der Deutschen dauerte bis zum Schlusse des ersten Jahrtausendes. Die slavische Bevölkerung in den jetzt deutschen Gebieten wurde allmählich germanisiert; in Obersteiermark liest man noch im XI.—XII. Jahrhunderte hie und da slavische Namen als Zeugen unter den Urkunden, dann verschwinden sie gänzlich. In Oberkärnthen mag dieser Proceß bis in das XIV. Jahrhundert gedauert haben. In Unterkärnthen und Untersteiermark, wo die Slovenen in größerer Menge saßen und wohin früher deutscher Einfluß nicht

gereicht hatte, entstehen wenigstens die Städte als deutsche Sprachinseln, wiewohl auch in denselben nicht durchwegs eine ursprünglich deutsche Bewohnerschaft anzunehmen ist. Jedenfalls herrschte aber im ganzen Lande seit den frühesten Zeiten neben der lateinischen Sprache nur die deutsche als Schrift- und Amtssprache.

Ganz gleich waren die Verhältnisse in Krain, nur daß hier die Landbevölkerung vorwiegend slovenisch war und blieb. Es drangen auch hieher deutsche Ansiedler vor. Besonders führte Freising deutsche Colonisten in das Gebiet von Lak bis zur Ebene von Krainburg und zwar zuerst aus Baiern, dann aus dem Lurnfelde und aus dem Puster-Thale. Noch im XIII. Jahrhunderte wurde durch Pusterthaler, welche Bischof Emicho her versetzte, die Colonie Zarz begründet, wo gegenwärtig noch die meist deutschen Familiennamen die Herkunft der jetzt slovenisierten Bevölkerung beurkunden. Treu bewahrt hat ihre Nationalität bis heute die angränzende tirolische Colonie Deutsch-Ruth. — Im ganzen oberen Save-Gebiete bis zum Zusammenflusse ihrer Arme bei Lees und um Veldes war das Bisthum Brixen begütert, doch verwandte dieses Bisthum keine solche Sorgfalt auf die Colonisierung wie Freising. Es entstanden keine neuen Rodungen, und man nützte meistens nur die Jagd und die Fischerei aus. — Seit der Schlacht am Lechfelde wanderten auch bedeutende deutsche Adelsgeschlechter ein, so die schwäbischen Auersperge, die Osterberger, Gallenberger, die Herren von Höflein, Neydeck, Graben, Nassenfuß, Mannsburg, Rabensberg, Burgstall, Stein, Hertenberg, Flödnig rc. Neben ihnen besaßen große Gebiete die Ortenburger, die von den altbairischen Huosiern abstammenden Grafen von Andechs-Meran, die Dachauer u. a. Um die Sitze dieser Herren entstanden auch hier kleinere Märkte mit gemischter Bevölkerung — die Keime späterer Städte Als deutsche Klosterstiftungen sind zu erwähnen das von

Brixen in der Wochein angelegte, später verschollene Kloster Cruscilach, die vom steirischen Rein bevölkerte Cisterze Sittich, das Benedictiner-Kloster Michelstetten u. a. m.

Die letzte massenhafte deutsche Einwanderung bezeichnet die Colonisierung der großen deutschen Sprachinsel Gotschee. Woher die Colonisten kamen, ist nicht bekannt; man wollte sie als Überbleibsel der germanischen Völkerwanderung ansehen, dann sollten sie Nachkommen thüringischer und fränkischer Aufwiegler sein, die zur Zeit Karl des IV. strafweise hierher verpflanzt wurden, sicheres läßt sich nicht ergründen; nur so viel steht fest, daß um das Jahr 1347 das ganze Gebiet noch eine Wildnis war, die von den Ortenburgern durch Deutsche colonisiert wurde. — In wie ferne auch in Inner-Österreich durch die religiösen und volkswirthschaftlichen Verhältnisse der Neuzeit das deutsche Element beeinflußt wurde, wird in den folgenden Abschnitten auseinander gesetzt.

Wenn wir nun das Gesagte überblicken, so sehen wir, daß es vorzüglich der bairische Stamm war, welcher unsere Ländergruppe colonisierte, cultivierte und in den Bereich des deutschen Lebens zog. Alle Beimischungen anderer deutscher Stämme und auch der germanisierten Slaven in einzelnen Gegenden waren nicht so bedeutend, um ihm das Nationalgepräge im allgemeinen zu nehmen. Doch änderte sich im Laufe der Jahrhunderte manches; die politische Trennung dieser Länder von Baiern, ihre Natureigenthümlichkeit und anderweitige politische Schicksale brachten es mit sich, daß das Volk einen specifisch österreichischen Nationalcharakter bekam, der sich vielfach von dem altbairischen unterscheidet. Dieser specifisch österreichische Stamm wurde in unserer Ländergruppe das staatenbildende Element. Allüberall treten deutsche, beziehungsweise fränkische Einrichtungen auf; die Länder werden

Markgrafschaften, später Herzogthümer, deutsche Rechtsinstitutionen verdrängen das slavische Gewohnheitsrecht, die gesammte geistige und materielle Cultur richtet sich nach deutschem Vorbilde und wird durch den deutschen Stamm auch den slavischen Landsleuten vermittelt, und das alles ohne Anwendung roher Gewalt, ohne gewaltsame Unterdrückung der früheren Bewohner, sondern in Folge ehrlicher, mühevoller Arbeit.

Religiöse Bewegung — Reformation — Secten.

Die Germanisierung unserer Ländergruppen war, wie früher dargestellt wurde, unter der Fahne des Christenthums zu Stande gekommen und wurde meist durch kirchliche Stiftungen gefördert. Dieser Umstand und die Stellung der katholischen Kirche im Mittelalter lassen es begreiflich erscheinen, daß schon seit den frühesten Zeiten der christliche Geist das ganze Leben dieser Länder durchdrang. Beweis hiefür liefern die zahlreichen und prächtigen Klöster und Kirchen, welche, theils von den Fürsten, theils von reichen Privatleuten gestiftet, das Land in dichter Menge bedeckten. Alle Orden fanden hier günstige Aufnahme, namentlich Benedictiner, Cistercienser, Prämonstratenser, Karthäuser, später Dominicaner und Minoriten, welche besonders auf das gemeine Volk, dem sie näher standen als die anderen Orden, Einfluß nahmen. Männer und Frauen aus allen Schichten der Bevölkerung bevölkerten die prächtigen Klosterräume und trugen durch Schenkungen zur Vermehrung des geistlichen Besitzthumes bei. Die Sitte, sich in einen Orden vor dem Tode aufnehmen und im Ordenshause begraben zu lassen, war allgemein. Die Ritter fanden in den schon frühzeitig eingeführten geistlichen Orden der Johanniter, Templer und des deutschen Ritterordens die Erfüllung des kirchlich-ritterlichen Ideals jener Zeit; ja es bildeten sich auf unserem Boden sogar neue derartige Orden. So entstand im XIV. Jahrhunderte die Gesellschaft

der Templeisen, deren Name schon auf den Zusammenhang mit dem Ideale des Gralritterthums hinweist, im XV. Jahrhunderte, vornemlich gegen die Hussiten, durch Albrecht II. der „Orden mit dem Adler", fast gleichzeitig der von Sigmund von Dietrichstein zur Förderung des sittlichen Lebens und Abschaffung des rohen Schwärmens und Trinkens unter dem Adel ins Leben gerufene „Christoph-Orden". Die größte Bedeutung unter allen besaß aber der unter Friedrich IV. in Millstatt zum Kampfe gegen die Ungläubigen gestiftete St. Georgs-Orden. Der Kampf gegen die Türken und theilweise gegen die ketzerischen Böhmen war es auch, der stets das katholische Bewußtsein wach erhielt. Zwar fänden auch hier die mystischen und andere Secten des Mittelalters Eingang. Schon Leopold VI. mußte mit Strenge gegen die Katharer vorgehen, Beguinen und Geißler erschienen im XIII. Jahrhunderte in allen unseren Ländern. Im XIV. Jahrhunderte nahmen die vielfach communistischen Secten der Begharden und Lollharden so überhand, daß der Bischof von Passau mit Zustimmung Friedrich's des Schönen ein Inquisitionstribunal unter dem Vorsitze des Dominicanerpriors zuerst in Stein, dann in Krems einsetzte. Es wurden in Krems 16, in St. Pölten 11, in Wien 102 Personen öffentlich verbrannt. Gegen Ende des XIV. Jahrhunderts traten die Waldenser in Steiermark, besonders aber in Oberösterreich hervor. Hussitische Neigungen zeigten sich im XIV. Jahrhundert selbst in Salzburg unter den Augen des Erzbischofs bei Laien und Geistlichen, und auch im XV. Jahrhunderte wurden daselbst abgefallene Geistliche verbrannt. Bezeichnend ist auch, daß Konrad Waldhauser, der in Prag früher als J. Hus gegen die Mißbräuche des Clerus eiferte, ein Niederösterreicher war. Doch gewannen alle diese Secten in den jetzt österreichischen Ländern nirgends eine so große Bedeutung, wie in Böhmen und Frankreich.

Es lag aber trotzdem schon gegen das Ende des Mittelalters der Keim des Verfalles in der Kirche. Der echt christliche Sinn verlor sich allmählich. Man fieng an die kirchlichen hohen Ämter als Versorgungsstellen für jüngere Söhne adeliger Familien anzusehen und nur diesen Canonicate, Prälaturen u. s. w. zu verleihen. Die religiösen Pflichten arteten beim Clerus sowohl wie beim Volke in ein geistloses, äußerliches Ceremonienwesen aus, dem sich sogar der crasseste Aberglaube anschloß. Durch die Aufhäufung großer Reichthümer in den Klöstern, Stiften und Bisthümern steigerte sich die Verweltlichung des Clerus immer mehr, und man betrachtete endlich die priesterlichen Functionen als ein Geschäft zum Gelderwerbe. In einen bodenlosen Abgrund von Verderbnis lassen uns die Klagen der in Innsbruck 1518 versammelten Ausschüsse der Länder Ober- und Nieder-Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain blicken. Die Priester verkauften und verschleuderten, wie die Stände in ihrer Bittschrift an den Kaiser es beschreiben, die geistlichen Güter; die Bedingungen der Stiftungen, wie z. B. Messe lesen rc., wurden nicht erfüllt, die Feste willkürlich verlegt, ja die Pfarreien sogar verpachtet. Man benützte die heiligen Handlungen zur maßlosen Bedrückung der Gläubigen. Starb jemand, so wurde unnachsichtig der sogenannte „Sterbe-Ochse" für einen Mann oder die „Sterbekuh" für eine Frau verlangt, auch wenn es das letzte Stück Vieh war, sonst verweigerte man das Begräbnis in geweihter Erde. Die geistlichen Gerichte bedrückten den gemeinen Mann, waren dagegen nachsichtig dort, wo Geld geboten wurde; um Geld wurde offenbarer Ehebruch erlaubt, um Geld wurde selbst vom Todschlage absolviert, ja die Buße bestand häufig nur in Zahlungen: „in Summa, wer dem Pfarrer und gemeinen Priester Geld gibt, der ist bald absolviert." Dagegen führten die Geistlichen selbst den anstößigsten Lebenswandel. Erb-

schleicherei wurde im Beichtstuhle getrieben, die Priester trugen weltliche Kleidung und Waffen, selbst wenn sie das Sacrament zum Sterbenden brachten, und Raufen und Schlagen hielt man mit der priesterlichen Würde für vereinbar. Die Pfarrhöfe selbst waren dem anständigen Bürger oft ein Greuel. Da wurde Wein geschenkt, gezecht, und „Rumor und Todschlag" war in ihren Räumen nichts seltenes. Sogar öffentliche Dirnen hielten die Pfarrer bei sich und verlangten für ihre Concubinen bei Festen den ersten Platz u. s. w. u. s. w.

Dieses Treiben des Clerus, welches übrigens durch ganz Europa dasselbe war, hatte schon im XV. Jahrhunderte den allgemeinen Ruf nach einer „Reform im Kopfe und in den Gliedern" der Kirche verursacht und die Achtung vor der Kirche vermindert, aber auch die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen geweckt. Hiezu kamen noch die politischen Wirren des XV. Jahrhundertes, welche durch die Erbschaftsstreitigkeiten im Hause Habsburg, die fortwährenden Türkeneinfälle und die Kriege mit Ungarn, sowie durch die Unbotmäßigkeit des Adels hervorgerufen wurden, und von der Pest, verheerenden Heuschreckenschwärmen und anderen schädlichen Elementar-Ereignissen begleitet waren. Der Bürger wurde durch das Stocken des Handels, durch Belagerungen seiner Städte u. s. w. geschädigt, der Bauer durch den Druck der fremden feindlichen Horden und durch den eigenen Herrn, der alle Lasten auf ihn abwälzte, zur Verzweiflung gebracht, der Adel selbst verarmte und verwilderte in den fortwährenden Kriegen und blickte eifrig aus nach Ersatz und Vermehrung seines Vermögens, vornehmlich durch die reichen Pfründen der Kirche, die verlockend winkten. Von Wien aus wehte auch seit dem Ende des Jahrhunderts der Geist des Humanismus, besonders seit dem Regierungsantritte Maximilian I. und bereitete die Gemüther für die Aufnahme

neuer Lehren vor. Auch mögen die hie und da noch erhaltenen Überbleibsel früherer Secten in ihrer Umgebung wieder Proselyten gemacht haben. Noch gab es z. B. in Ober-Steiermark Waldenser, und 1467 wurde ein waldensischer Bischof von der österreichisch-mährischen Gränze in Wien verbrannt; ebenso bestand in Judenburg seit dem XV. Jahrhunderte die Secte der 24 Ältesten, welche lehrte, daß Gott an jedem Donnerstage der vier Quatemberwochen mit 24 Ältesten zu Gericht sitze und das Schicksal jedes einzelnen Menschen bestimme. Im Anfange des XVI. Jahrhunderts, schon vor Luther's Auftreten predigte der Passauer Offizial Hans Kaltenmarkter zu Wien ähnliche Lehrsätze wie der Wittenberger Professor, und gleichzeitig mit Luther eiferten der Comthur zum heiligen Geist und zwei Cistercienser gegen den Ablaß und die Bilderverehrung. Als daher die Lehre Luther's herübertönte, da fand sie überall den Boden vorbereitet. Abgesehen von den vielen, die aus Überzeugung und Frömmigkeit dieselbe annahmen, wirkte bei vielen auch der Reiz der Neuheit und andere Rücksichten. Der Bauer glaubte in ihr das Evangelium zu finden, welches ihn von dem unerträglichen Drucke seiner weltlichen und geistlichen Peiniger befreite, der Bürger sah in ihr einen Schutz gegen die durch eigene Schuld bei ihm in der Achtung gesunkene Geistlichkeit, der gesinnungslose Priester ergriff begierig die Gelegenheit, auch die letzte Fessel, die ihn noch in seinem Stande hielt, zu brechen: vor allem fand jedoch die neue Lehre Unterstützung bei dem Adel, welcher die religiöse Bewegung zum Ausgangspunkte von Bestrebungen machte, die auf eine Beschränkung der landesherrlichen Gewalt des Fürsten hinzielten. Da gerade in dieser Zeit ein Regierungswechsel nicht nur in Deutschland, sondern auch in den habsburgischen Ländern stattfand, so darf man sich nicht wundern, wenn der Protestantismus in Österreich auf einmal massenhaft auftritt.

Zuerst machte sich der Protestantismus bemerkbar im Salzburgischen, wo zu den oben angeführten allgemeinen Gründen noch das Bestreben der Stadt Salzburg hinzutrat, sich von der Macht des Erzbischofs frei zu machen; auch war der berühmte Erzbischof Mathias Lang durch seine diplomatischen Missionen fortwährend außer Landes beschäftigt, und das private Leben der Domherrn mit wenigen Ausnahmen nicht mustergiltig. Als nun die Gefahr heranrückte, versuchte Lang auf einer Provinzialsynode zu Mühldorf die Priesterschaft durch scharfe Beschlüsse gegen ihre Fehler zu bessern. Doch zu spät; schon war die Lehre Luther's auf den Kanzeln Salzburgs selbst erklungen, ja Lang hatte ihren ersten Prediger, den ehemaligen Beichtvater der Gemahlin Erzherzog Ferdinand's, Stephan Kastenbauer, selbst nach Salzburg gerufen. Ebenso ergieng es ihm mit der Berufung des Dompredigers Paul Spretter (Speratus) und dem zum Abte von St. Peter erhobenen Gelehrten Johann von Staupitz. Diese Männer wirkten in der Stadt. Auf dem Lande und vorzüglich in den Bergwerksorten fand die neue Lehre durch den lebhaften Handelszug deutscher Handelsleute, durch sächsische und fränkische Bergleute Eingang, ja der Bergmann Martin Lodinger correspondirte selbst mit Luther. Schon im Jahre 1525 waren die meisten Einwohner im Pinz- und Pongau sowie an der unteren Salzach der neuen Lehre zugethan. Bald mischten sich jedoch die durch ganz Mitteleuropa sich hinschleichenden socialistischen Ideen, welche in den Wiedertäufern ihren sichtbaren Ausdruck und bei den geknechteten Bauern freudige Aufnahme fanden, in die religiöse Bewegung. Die Bauern, welche schon im Verlaufe des XV Jahrhunderts einigemal in Bündnissen gegen ihre Unterdrücker aufgestanden waren, vereinten sich auch jetzt, durch die religiösen neuen Ideen aufgeregt, zu einem Bunde, der die zwei furchtbaren Bauernaufstände 1520 und 1526 zur Folge hatte;

Klöster und Kirchen wurden geplündert, Grausamkeiten aller Art verübt, der Erzbischof selbst in seiner Festung zu Salzburg belagert. Endlich wurden die Bauern mit Hilfe Österreichs und Baierns besiegt, der Protestantismus blieb aber im Lande bestehen und griff immer weiter um sich; freilich unterschieden sich die meisten Anhänger desselben von den Katholiken nur dadurch, daß sie das Abendmahl unter beiden Gestalten verlangten, indem sie behaupteten: „die Priester hätten ihnen den halben Herrgott gestohlen.“

Von Salzburg aus verbreitete sich die religiöse Bewegung rasch über Ober- und Nieder-Österreich und fand hier bei den berühmtesten und gelehrtesten Männern, wie bei einem Cuspinian, dem Bischofe von Wien Slatkonia und dessen Coadjutor Renner, sowie bei vielen Mitgliedern der Universität Sympathien. Paul Speratus, aus Salzburg vertrieben, floh mit seiner Frau nach Wien und predigte hier gegen das Klosterleben, den Cölibat und die theologische Facultät, und überall tauchten protestantische Prädicanten auf. Auch in den Reihen der katholischen Geistlichkeit entstanden in Folge der neuen Lehre stets größere Lücken. Mönche und Nonnen entflohen aus den Klöstern. Im Jahre 1528 gab es im Convente von Zwetl nur 6 Mönche und keine Novizen, 1561 nur mehr 3 Mönche und 2 Novizen, und selbst unter diesen herrschte die größte Zuchtlosigkeit. Ein Mönch aus Heiligenkreuz, der 1561 zum Abte in Zwetl gewählt wurde, war heimlich verheiratet. Melk besaß bald nach Beginn der Reformation nur 10 Priester, Heiligenkreuz 7, in Geras und Pernegg waren die Vorsteher allein im Kloster. Der Abt von St. Dorothea in Wien heiratete, in Gmunden, in Steier trifft man Mönche, die protestantisch wurden. Überall herrschte Mangel an Priestern in der Seelsorge. Im Jahre 1549 waren in Nieder-Österreich allein über 200 Pfarreien und Beneficien

unbesetzt, wohl auch vielfach durch Schuld der protestantischen Patrone, welche die Stiftungen eingezogen hatten. Daß unter solchen Verhältnissen die Laienwelt nicht katholisch blieb, ist begreiflich. Fast der gesammte Adel wurde nach und nach protestantisch, an seiner Spitze die mächtige Familie der Jörger in Hernals; bald sind aber auch die Puchheim in Aspang, die Hager in Allentsteig, die Thonradl auf Thernberg und Ebergassing, die Losensteiner auf Schalaburg, die Herren von Zelking, Roggendorf, Hardegg, Osterburg, Rosenburg u. s. w. unter den Anhängern der neuen Lehre zu finden. Auch die Städte neigten ihr fast alle zu, ebenso die Unterthanen der protestantischen Herren.

Nach Steiermark war der Protestantismus von Salzburg aus in das Enns-Thal eingedrungen und hatte hier unter den wegen ihrer Wohlhabenheit, ihrer Privilegien und des Corporationsgeistes nach größeren Freiheiten strebenden Bergknappen besonders in Schladming und Aussee rasch Eingang gefunden. Aber auch die Fackel des Aufruhrs entzündete sich hier an dem Brande des salzburgischen Bauernkrieges. Bauern und Bergknappen verbanden sich mit den Salzburgern, doch wurde der Aufstand durch den berühmten Vertheidiger Wiens, Niklas Graf von Salm, gedämpft und Schladming niedergebrannt. — In Mittelsteiermark gieng die reformatorische Bewegung von Graz aus. Lutheraner, Zwinglianer und Wiedertäufer suchten von hier aus Anhänger zu gewinnen, und schon 1528 war das protestantische Element in Graz sehr bedeutend, umsomehr, als der Landeshauptmann die neue Lehre schützte und der gesammte Rath der Stadt ihr zugethan war, so daß der Bürgermeister einen katholischen Priester, welcher gegen Luther predigte, von der Kanzel werfen ließ. Ebenso stand es in Marburg, Radkersburg, Cilli, Windischgrätz, Rottenmann, Murau, Fürstenfeld u. a. — Beim Landvolke fand der neue Glaube fast aus-

schließlich nur in den deutschen Gegenden Eingang. Der Adel wurde aber bald fast durchwegs protestantisch, an seiner Spitze der berühmte Hans Freiherr von Ungnad, der Herr von Teufenbach, der reiche Hofmann von Grünbichel, die Familie Windischgrätz, einzelne Glieder der Familien Dietrichstein, Herberstein, Trauttmansdorff u. a.

Nach Kärnthen brachten ebenfalls Salzburger Knappen die neue Lehre, und Villach und Völkermarkt folgten ihr von allen Städten zuerst, dann aber auch der größte Theil des Adels und die Städte St. Veit und Klagenfurt. Die letztgenannte Stadt besonders wurde das Hauptbollwerk der Stände und des Protestantismus. Ein großer Theil der Bürgerschaft war hier nämlich im XVI. Jahrhunderte, nachdem die Stadt 1514 abgebrannt und unter Max I. den Ständen geschenkt worden war, aus Deutschland eingewandert und hatte die Reformations-Ideen schon theilweise mitgebracht. Ebenso ergriffen dieselben bald die Gewerken und Bergknappen; so trennten sich im Jahre 1570 z. B. die Gewerken und Knappen in Bleiberg von der katholischen Pfarre und bestellten sich einen eigenen protestantischen Prediger. Dasselbe thaten auch viele vom Adel, von deren Schlössern aus die Reformation allmählich auch unter das Landvolk drang.

Von Kärnthen aus wurde der neue Glaube dann nach Krain verpflanzt, wo die religiöse Bewegung besonders durch die Theilung des Landes unter verschiedene Diöcesen begünstigt wurde. So reformierte schon acht Jahre nach Luther's Auftreten ein Erzpriester von Aquileja die Messe, ohne daß der Bischof von Laibach ihm etwas anhaben konnte. Desgleichen sammelte sich im Jahre 1527 um den Landschreiber Mathias Klobmer eine Anzahl Bürger, welche die Reformation in ihren Kreisen verbreiteten. Einen großen Einfluß übte in dieser Hinsicht auch auf die deutsche Bürgerschaft der große Reformator der Slovenen, Primas Truber. Der Adel

des Landes verhielt sich zwar anfangs mißtrauisch der neuen Lehre gegenüber, weil er ihren Einfluß auf die Bauern fürchtete, doch gewann sie bald auch bei ihm Boden. Es führte übrigens weder hier noch in Kärnthen der Beginn der Reformation zu so großen Unruhen wie in Steiermark und Salzburg.

Die katholische Geistlichkeit sah auch in diesen Ländern träge dem Vordringen ihres Feindes zu, ja der Abfall in ihren Reihen nahm stets überhand. Die Klöster verödeten hier wie in Nieder- und Ober-Österreich; in Fürstenfeld und in Marburg blieb nur je ein Mönch in den Klöstern, im Kloster St. Clara zu Lak traten von 52 Nonnen 48 ins Leben zurück, die Karthausen in Freudenthal und Pletriach verödeten gänzlich u. a. m.

So war das ganze Gebiet von Salzburg, Nieder- und Ober-Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain vom Protestantismus durchsetzt, so weit die deutsche Zunge reichte. In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts gab es in Salzburg im Pongau und Pinzgau fast lauter Akatholiken. Die reichsten Bürger der Stadt Salzburg waren heimliche Protestanten, lutherische Prädicanten wohnten als Erzieher in vielen Familien; in der Messe an Feiertagen sah man nur „Pfleger, Richter und Mesner", dagegen kam man in Privatconventikeln zum evangelischen Gottesdienste zusammen. In Ober-Österreich zählte man nur mehr vier katholische Familien unter dem Herrenstande (die Meggau, Sprinzenstein, Salaburg und Khevenhüller), die landesfürstlichen Städte waren durchwegs protestantisch; in Nieder-Österreich hiengen 99 Herren, 97 Ritter und 321 Ortschaften der protestantischen Lehre an; in Steiermark bekannten sich nur 5, in Kärnthen 4, in Krain 3 Landherren zum Katholicismus, die Städte und Märkte waren alle protestantisch. In Wien durften die Katholiken schon seit 1540 keine öffentliche Frohnleichnamsprocession halten, ebenso in Graz seit 1552, und

in Klagenfurt. Die Bürger wählten keinen Katholiken in den Rath, nahmen keinen katholischen Dienstboten ins Haus, ertheilten keinem Katholiken das Bürgerrecht. Die Stände hielten in ihren Häusern und in den Landhäusern zu Wien, Graz, Laibach ihre Prediger; zu Loosdorf unterhielten die Loosensteiner ein protestantisches Gymnasium, in Graz, Klagenfurt, Laibach bestanden protestantische landschaftliche Schulen, in Wien und Laibach wurden protestantische Druckereien gegründet, welche die neue Lehre rasch verbreiteten. Bald begann auch in den Landtagen ein so gehässiger Ton zu herrschen, daß die Prälaten aus Furcht vor Insulten denselben fern blieben. Und dem allem stand der katholische Clerus rath- und thatlos gegenüber.

Die Regierung suchte wohl dem Übel Einhalt zu thun. Im Jahre 1527 erließ Ferdinand I. ein Generalmandat, welches die Anhänger Luther's und die Verbreiter seiner Bücher mit Feuertod und Gefängniß, die Städte mit dem Verluste ihrer Privilegien, die säumigen Amtsleute mit Entsetzung, die Drucker sectiererischer Bücher mit Ertränken bedrohte. Es blieb aber alles ohne Erfolg, denn die besonders nach 1528 eingesetzten Visitations- und Reformations-Commissionen konnten nur die Mißbräuche in der Kirche constatieren, aber nicht bessern. Auch die Verurtheilung mehrerer Priester und Bürger aus Wien und Wr.-Neustadt und die nahe Türkengefahr hinderten nicht die Ausbreitung des Protestantismus. Dagegen wurden die Wiedertäufer durch die Verbrennung ihres Vorstandes, Hubmaier, welcher von dem Hauptsitze der Secte, Nikolsburg, die Bekehrungsversuche in den habsburgischen Ländern leitete, sowie später durch das Rädern einiger ihrer Vorsteher in Graz, freilich nur mit Mühe ausgerottet.

Eine der Hauptursachen, weswegen alle Versuche der Regierung scheiterten, waren die politischen Verhältnisse jener Zeit. Die Kriege

gegen Frankreich, die politischen und religiösen Kämpfe in Deutschland, das Andringen der Türken und die Sorge um die den Habsburgern nach der Schlacht bei Mohacz anheimfallenden Kronen von Ungarn und Böhmen machten es Ferdinand unmöglich, dem Drängen des protestantischen Adels zu widerstehen. Seit dem Jahre 1530 wiederholten die Ausschußlandtage der österreichischen Länder stets ihre Klagen über die katholischen Priester, sowie über die kirchlichen Mißbräuche und forderten eine „christliche Vergleichung“ und „gelehrte“ Prädicanten, endlich ein General- oder Nationalconcil. Im Jahre 1541 und 1542 stellten sie die directe Bitte um freie Ausübung des evangelischen Bekenntnisses und bezeichneten genau die Lehrsätze desselben. Auch sandten sie zu diesem Zwecke 24 Abgeordnete des Adels und der Städte Wien, Graz, Linz, St. Veit, Stein, Radkersburg, Korneuburg, Enns und Laibach an den Reichstag von Regensburg. Zwar wurden sie damals von Ferdinand mit ihrer Bitte abgewiesen, aber die fortwährende Türkengefahr, der Kampf gegen den schmalkaldischen Bund in Deutschland und gegen Zapolya in Ungarn gaben ihnen bei den Land- und Ausschußtagen stets eine günstige Gelegenheit zur Erneuerung ihrer Beschwerden, und so zog sich nun der Reformationsstreit in die Landstuben. Die Religionsfrage wurde eine stehende Angelegenheit der Landtagsverhandlungen, und die Debatten, sowie die Acten derselben wurden zu theologischen Disputationen und Dissertationen. Zwar gelang es den Ständen nicht, eine schriftliche und rechtsgiltige Zusage zu erhalten; doch ließ Ferdinand, welcher ihrer Hilfe in seiner Bedrängnis nicht entrathen konnte, allmählich seit 1542 einen Zustand der factischen Duldung eintreten. Er versuchte wohl durch Berufung der Jesuiten nach Wien (1551) das katholische Element zu kräftigen, der hl. Ignatius nahm sich selbst der Sache mit Eifer an und sandte

seinen Gefährten Claudius Jajus mit 12 Brüdern nach Österreich; doch konnte auch dieses dem Vordringen des Protestantismus keinen Einhalt thun. Endlich gab Ferdinand soweit nach, daß er selbstthätig einen Versuch, die Parteien zu versöhnen, unternahm. Er erlaubte nämlich schon 1555 den Ständen Nieder- und Ober-Österreichs den Laienkelch und erstreckte im nächsten Jahre diese Befugnis auf alle deutsch-habsburgischen Länder. Freilich sollte nichts weiter an den Ceremonien geändert werden, und ein Abfall von der katholischen Kirche nicht erfolgen. Er verwies diesfalls die Stände auf die Reichstagsabschiede, welche dem Unterthanen befahlen, der Religion seines Herrn zu folgen. Denjenigen, welche sich aber der katholischen Kirche nicht anschließen wollten, erlaubte er, unbeschadet ihrer Ehre, Hab und Gut zu verkaufen und außer Landes zu ziehen. Eigene protestantische Prediger zu halten, wurde den Ständen ebenfalls untersagt. Jedoch hielt man sich offenbar nur an die Zugeständnisse, und die Verbote wurden nicht befolgt, da Ferdinand nicht mit Gewalt einschreiten konnte. Auch der Papst gab auf die Vorstellung Ferdinand's, „daß man nicht mit Strenge vorgehen müsse, wenn nicht alle Pfarreien veröden sollen“, nach und bewilligte die Communion unter beiderlei Gestalten; die von Ferdinand vorgeschlagene Aufhebung des Cölibats wurde jedoch von Rom verworfen. Daraufhin ergieng 1564 von Ferdinand der Befehl an alle Bischöfe und Erzbischöfe in seinen Erbländern, bei der Spendung des Abendmahls den Kelch einzuführen. Unter solchen Umständen machte der Protestantismus immer weitere Fortschritte, und schon in den letzten Lebensjahren Ferdinand's hielten die Adeligen überall Prädicanten auf ihren Schlössern und führten sie auch in die Residenzstädte des Fürsten ein.

Nach dem Tode Ferdinand's schritt dieser Proceß noch mächtiger vorwärts. Er hatte seine Länder getheilt, so daß von den Ländern

unseres Gebietes Maximilian II. Nieder- und Ober-Österreich, Karl Steiermark, Kärnthen und Krain zufiel. Maximilian begünstigte den Protestantismus derartig, dass man sogar meinte, er werde selbst demselben beitreten. Schon im Jahre 1564 erließ er den an der Universität zu Wien promovierten Doctoren die Ablegung des Glaubensbekenntnisses und nahm hiedurch der Anstalt den exclusiv katholischen Charakter. Im Jahre 1568 und 1571 erhielten durch die „Confessions-Assecuranzacte" die Stände in Niederösterreich, 1569 die von Oberösterreich freie Religionsübung auf ihren Schlössern, 1574 wurde auch der protestantische Gottesdienst im Landhause zu Wien zugestanden; der Adel berief protestantische Pfarrer, errichtete Schulen und Kirchen und riss so auch den Bauer und Kleinbürger in die Bewegung mit, so dass nur die Unterthanen der Abteien und Klöster und der wenigen katholischen Herren noch theilweise dem alten Glauben treu blieben. Vorzüglich machten die Jörger, welche mit Luther in directem Briefwechsel standen, aus Hernals „den wahren Sitz und Hort der gereinigten Lehre". Auch die Organisierung der protestantischen Kirche wurde um diese Zeit vollendet; wegen eines Zerwürfnisses unter den Predigern selbst kam Dr. Lukas Backmeister, den der berühmte Chyträus aus Rostock auf Wunsch der Stände hergesandt hatte, nach Nieder-Österreich, hielt zu Horn eine große Zusammenkunft aller Prediger, visitierte die einzelnen Gemeinden und brachte auf diese Weise Ordnung in die kirchlichen Angelegenheiten. — Die landesfürstlichen Städte und Märkte waren zwar in dem Zugeständnisse Maximilian's nicht inbegriffen, doch genossen auch sie forthin eine weitgehende Gewissensfreiheit.

In Inner-Österreich hätte Karl gerne dem Protestantismus einen Damm entgegengestellt, aber es gelang ihm nicht, und seine Regierungszeit verfloß in Religionsstreitigkeiten. Schon vor der

Huldigung verlangten die Stände mit Nachdruck freie Religions=übung; Karl wich zwar mit der Antwort aus, doch die Stände äußerten ihre Religion öffentlich, indem sie beim Eide in der Formel „so helfe mir Gott" statt der Worte: „und alle Heiligen" setzten: „und das heilige Evangelium". Karl versuchte nun wenigstens in den fürstlichen Städten und Märkten, in denen ihm das Recht der Religionsbestimmung nach dem Augsburger Religionsfrieden zustand, dem Abfalle zu steuern und vertrieb die Prädicanten aus denselben. Jedoch Bürger und Adel nahmen sich derselben an und ließen ihnen Schutz angedeihen, so daß sie entweder nicht auswanderten, oder bald wiederkehrten. Ebenso wenig fruchtete der Befehl, die Protestanten aus dem Rathe der Städte zu entfernen und die Conventikel auf dem Lande abzustellen. Die Macht des Protestantismus wuchs zusehends. Schon 1564 waren die Franziskaner aus Lankowitz vertrieben, Bücher, Handschriften und Gemälde des Klosters zerstört worden. In Graz selbst wurde der Fürst, wie er im Landtage klagte, öffentlich von der Kanzel herab beschimpft. Auch die Stände stellten sich nun offen dem Katholicismus feindlich gegenüber und verlangten z. B. von Karl, daß er seinen katholischen Schloßhauptmann entlasse; es zeigte sich aber ebenso deutlich, daß nicht bloß religiöse Motive sie führten, sondern daß sich mit denselben der Kampf um die Erhaltung und Ausdehnung der mittelalterlichen Stände=Prärogative verband. Es wollten deshalb die Stände dem Erzherzoge das Jagd= und Münzrecht abzwingen und stellten selbst sein Recht der Belehnung und ihre Pflicht, seinen Befehlen zu folgen, in Frage. Endlich zwangen ihn die Stände Steiermarks 1572 auf dem Landtage zu Bruck zu dem Versprechen, „er werde die Herren und Ritter sammt ihren Familien und ihrem Gesinde nicht wider ihr Gewissen beschweren". Die Prädicanten sollten auf den Schlössern bleiben, Schulen und Kirchen errichtet

werden dürfen unter der Bedingung, daß auch die katholische Religion unangefochten bleibe. Die stets höher steigende Türkengefahr, welche die Stände zu der höchsten Anstrengung zwang, bewirkte, daß diese Zugeständnisse nach dem Brucker Landtage 1578 für alle Länder Inner-Österreichs Geltung erlangten. Der Ständeausschuß aller drei Länder erklärte nämlich, die gesammten Stände mit Ausnahme der Prälaten seien evangelisch, und sie verlangten, bevor in irgend eine Verhandlung eingegangen werde, zuerst die Sicherstellung ihrer Religion. Karl versprach ihnen, jedoch nur für seine Person, nicht für seine Nachkommen, an den Zugeständnissen von 1572 fest zu halten, wenn auch sie sich gebührlich gegen die Katholiken benähmen. Städte und Märkte nahm er jedoch, als seiner Disposition allein unterstehend, hievon aus. Diese sollten keine Prädicanten aufnehmen, dagegen versprach er, sie nicht in ihrer Religion zu stören, wenn die Bürger auch den Katholiken gleiches Recht zutheil werden ließen. Nur der Adel bekam das Recht freier Religionsübung in Graz, Judenburg, Klagenfurt und Laibach, und auch die protestantischen Schulen in diesen Städten sollten ungestört bleiben. Um dieses ihr Recht zu wahren, schlossen sich die Stände Inner-Österreichs enger aneinander an. Sie einigten sich über die vorzüglichsten religiösen Lehrsätze, über eine gleichmäßige Kirchen- und Schulordnung und setzten unter dem Namen „Ministerium" eine geistliche Regierung in Graz, Laibach und Klagenfurt ein, welche für die Heranbildung tüchtiger Lehrer sorgen sollte, errichteten oder verbesserten überall die Schulen, beriefen aus Deutschland berühmte Lehrer auf dieselben, (so z. B. den Astronomen Johann Kepler nach Graz) und betrieben auf jede Art die Kräftigung des Protestantismus.

Aber auch Karl machte Schritte zur Stärkung des katholischen Elements im Lande. Schon früher hatte er von den Prälaten

eine Reformation ihrer Stifte verlangt, die 1568 auch wirklich vorgenommen wurde. Eben deshalb berief er auch Jesuiten ins Land und gründete 1573 das erste Jesuitencollegium in Graz. Als geistiges Gegengewicht gegen die protestantischen Schulen errichtete er 1586 die katholische Universität in Graz mit zwei Facultäten: der theologischen und philosophischen, „um die katholische Religion, da wo sie noch blühend ist, unangetastet zu erhalten, sie zu erhalten, wo ihr Zerfall drohe" und ließ seinen Sohn, den nachmaligen Kaiser Ferdinand II. als ersten Studenten immatriculieren. Papst Sixtus V. und Kaiser Rudolf II. verliehen der Anstalt, welche den Jesuiten übergeben wurde, alle Rechte einer Universität.

Bald griff er aber auch direct den Protestantismus an. Zuerst wurden in Graz lutherische Bücher aufgesucht und verbrannt und zwei heftige Eiferer entfernt, nämlich der Prorector der Grazer evangelischen Schulen, Kaspar Kratzer, und der landschaftliche Pastor daselbst, Dr. Jeremias Homberger; aber auch den Jesuiten wurde Mäßigung befohlen, ja ein Hofprediger entfernt, weil er „zu scharf die Terminos executiert". Endlich wurde die gänzliche Restauration der katholischen Kirche in den landesfürstlichen Städten energisch begonnen. Im Jahre 1582 befahl der Erzherzog bei seiner Ungnade und Strafe allen landesfürstlichen Städten die Abschaffung des protestantischen Gottesdienstes und setzte es auch mit Gewalt durch; ebenso wurden in Graz ohne Achtung des Wahlrechtes der Bürger zwei Katholiken zu Stadträthen ernannt, an vielen Orten die protestantischen Stadtrichter ab- und katholische eingesetzt, z. B. in Radmannsdorf, Krainburg u. a. m. Der Adel erhob wiederholt Protest zu Gunsten der Städte und berief sich auf die Bestimmungen des Brucker Vertrages, die zur Hilfe aufgerufenen protestantischen Fürsten Deutschlands inter-

cedierten ebenfalls beim Erzherzoge; aber dieser betonte sein jus reformandi, welches die Fürsten für sich auch in Anspruch nähmen, und den Umstand, daß auch von Seite der Protestanten der Vertrag gebrochen worden war.

Es hatten nämlich in Graz die ärgerlichsten Scenen stattgefunden. Aus Haß gegen die Jesuiten hatte der Stadtrath beschlossen, daß kein Bürger einem Jesuitenschüler Unterstand gebe, es wurde eine Strafe auf das Anhören katholischer Predigten gesetzt, kein Katholik wurde mehr in den Stadtrath gewählt oder zum Kaufe eines Hauses und dem Bürgerrechte zugelassen; die Zünfte beschlossen, die Meister dürften keinen katholischen Gesellen länger als 14 Tage in Arbeit behalten, obzwar der Brucker Vertrag unter der Bedingung abgeschlossen worden, daß die Katholiken in ihren Rechten nicht verkürzt würden. Die Prädicanten kehrten immer wieder in die Städte zurück, und auch von Seite der Adeligen geschah vieles gegen den Vertrag; ja ihre Prädicanten lästerten den Katholicismus von der Kanzel so sehr, daß selbst von Seite besonnener Protestanten auf dem Landtage darüber geklagt wurde. Man sprach daselbst auch davon, daß der Adel den katholischen Gottesdienst störe, die Bauern in Ketten zur lutherischen Predigt schleppe u. a. m. Die aus den Städten verbannten Prädicanten wurden in den Schlössern aufgenommen und erhielten auf „Edelmannsgrund“ neue Kirchen und Kapellen. Dagegen verjagte man die vom Erzherzoge eingesetzten katholischen Stadtpriester schon nach einigen Tagen, ja Karl selbst kam durch protestantische Bauern in Lebensgefahr. Zu Graz waren Schlägereien und Raufereien an der Tagesordnung, so daß eine Aufschrift an dem Landhause die strengsten Strafen für Unruhestifter innerhalb desselben setzen mußte. Der päpstliche Gesandte wurde in Graz öffentlich von lutherischen Studenten angepackt, der erzherzogliche Statthalter, der

Bischof von Güns, mit Scheitern beworfen, der Bischof von Seckau mit dem Schwerte angegriffen. Ja, als die Türken sich wieder nahten, erscholl der Ruf: „lieber türkisch als papistisch", und selbst die Einführung des gregorianischen Kalenders fand als ein Werk des „Antichrist" die heftigste Opposition. Es war eben ein leidenschaftlicher Kampf der Parteien, in welchem die Gränze eines verklausulierten Vertrages von beiden Seiten überschritten wurde und nur die Macht entscheiden konnte u. z. um so mehr, als der Widerstand gegen den Fürsten nicht allein der Religion wegen organisiert wurde, sondern zum größten Theile aus dem Streben des Adels hervorgieng, sich von der weltlichen Macht desselben so unabhängig wie möglich zu machen.

Allmählich begann nun auch der katholische Clerus in den Kampf einzutreten. In Krain protestierten schon 1583 die geistlichen Stände und die Katholiken gegen die Religionsbeschwerde des Landtags, und verweigerten den Protestanten das Begräbnis auf den katholischen Friedhöfen, was zu vielen Streitigkeiten Anlaß gab. Die Bischöfe von Brixen und Freising setzten in ihren Gebieten Reformations-Commissionen ein, der Besuch der lutherischen Predigten ward verboten, das Taufen durch Prädicanten bei hoher Strafe untersagt, die widerspenstigen Räthe und Stadtrichter wurden eingekerkert, und die beiden Bischöfe stellten ihren Unterthanen sogar die Alternative: entweder katholisch werden oder auswandern. Auch Karl griff schon hin und wieder zu diesem Mittel, z. B. in Graz, wo Weihnachten 1582 als äußerster Termin für die Auswanderung angesetzt wurde, in Sct. Veit u. a. a. O. Und wirklich beginnen die Auswanderungen schon in dieser Zeit, so daß die Stände Kärnthens in ihrer Petition um Aufhebung dieser Maßregel sich auf die stets zunehmende Verödung der Städte berufen konnten.

Mitten unter diesen Wirren starb Karl, und es folgte ihm sein Sohn Ferdinand auf dem Throne. Da er noch minderjährig war, so führten zuerst Erzherzog Ernst, dann Erzherzog Maximilian die vormundschaftliche Regierung. In den religiösen Verhältnissen trafen sie keine Änderung, und die Verwirrung stieg immer höher. Endlich übernahm 1596 Ferdinand selbst die Herrschaft. Er war an der Jesuiten-Universität zu Ingolstadt der fleißigste Student gewesen und kam beseelt von dem Gedanken, den Katholicismus zur alleinherrschenden Religion und sich zum absoluten Herrscher in seinen Ländern zu machen, in seine Heimat zurück.

Schon bei der Huldigung zeigte es sich, daß er zum Nachgeben nicht geneigt sei. Als nämlich die Stände von Steiermark und Kärnthen wie bei seinem Vater die „Festsetzung der Religionssachen“ und Anerkennung der Religionsfreiheit vor der Huldigung verlangten, erklärte er mit Entschiedenheit: „diese Angelegenheit habe mit der Huldigung nichts zu schaffen“, und klagte die neue Lehre an, sie habe dahin geführt, „daß die Landherren es den Schweizern und Holländern gleich thun wollen“. Die Protestanten unterschätzten jedoch seine Energie, da Karl ebenfalls trotz verschiedener Anläufe gegen die Städte, den Landständen selbst nichts hatte anhaben können. Eine erzherzogliche Commission, welche einen katholischen Pfarrer einsetzen wollte, wurde gemißhandelt, dasselbe geschah einem durchreisenden päpstlichen Nuntius in Eisenerz; in Marburg wurde ein Priester während der Messe angefallen, der Erzherzog selbst von der Kanzel mit Verachtung behandelt. Doch Ferdinand gieng, von dem Papste, seiner Mutter und seinen Räthen in seinem Entschlusse bestärkt, unverwandt auf sein Ziel los. Zuerst wurde gegen die Städte eingeschritten. Die Stadträthe erhielten die strengste Weisung, entweder sich mit dem

Fürsten zu einigen oder abzutreten. Alle öffentlichen Ämter selbst in den kleinsten Landstädten besetzte man so weit als möglich mit Katholiken, die früher ausgesprochene, aber nicht durchgeführte Verbannung der Protestanten in einigen Städten z. B. in Wippach wurde auch wirklich ausgeführt. Im Jahre 1598 verwies Ferdinand alle Prädicanten aus dem Lande, auch die von den Ständen angestellten, u. z. sollten sie dasselbe binnen 14 Tagen räumen. Die Lehensherrn geistlicher Pfründen mußten binnen 8 Wochen katholische Priester für dieselben vorschlagen. Das Arbeiten während des Gottesdienstes, das Lesen ketzerischer Bücher, die Aufnahme von Protestanten in das Bürgerrecht traf strenge Ahndung. Die nicht katholischen Bücher wurden überall aufgesucht und verbrannt; so vernichtete man in Graz 10.000 Bücher, in Laibach 11 Wagenladungen voll, in St. Veit, Leoben u. a. Orten viele Hunderte. Auch die protestantischen Kirchen, Friedhöfe und Schulen wurden zerstört und die Bürger zur Annahme des Katholicismus gezwungen; nach Anhörung einer Predigt und Unterweisung mußten sie entweder sich fügen oder auswandern.

Die Stände Inner-Österreichs hatten beim Beginne dieser scharfen Maßregeln einen Religionsausschuß in Graz errichtet, der bei allen Verfügungen, welche gegen die Brucker Pacification wären, intervenieren und bei Fortdauer derselben die Steuern sistieren sollte. Als nun auch die ständischen Prediger vertrieben worden waren, schickte der Ausschuß im Jahre 1599 eine Massendeputation an den Erzherzog. Die Stände nahmen eine schroffe Haltung an, drohten mit Venedig, Ungarn, ja sogar mit dem Abfalle. Doch Ferdinand klagte die Protestanten des Friedensbruches an und erklärte, er wolle lieber alles verlieren, als von seinem Vorsatze abweichen. Der Landtag bewilligte endlich, durch

die Noth der äußeren Verhältnisse gezwungen, die Steuern, doch ließ der Adel von seiner Opposition nicht ab, und die vertriebenen Prediger fanden in den Schlössern desselben stets willige Aufnahme und Schutz. Aber auch Ferdinand gab nicht nach; die Prädicanten wurden in den Schlössern selbst aufgesucht, und wo nöthig, mit Gewalt aus denselben entfernt, so z. B. aus der Burg Waldstein, wo die Familie Windischgrätz allen Befehlen zum Trotz denselben stets Unterkunft gewährt hatte.

Zur Durchführung der Gegenreformation unter den Bürgern und Bauern griff Ferdinand nicht zu der ihm von Rom angerathenen Inquisition, sondern es wurden eigene Commissionen ernannt, welche alle Ortschaften durchziehen, katholische Geistliche einsetzen, die Prädicanten vertreiben, lutherische Kirchen zerstören und alle Einwohner für die Kirche und den Herrscher in Eid und Gehorsam nehmen sollten. In Steiermark fungierten als Commissäre Martin Brenner, Bischof von Seckau, Johann, Abt von Admont, Andreas Freiherr von Herbersdorf, Alban von Mosheim und Wolf von Kaltenhausen, welche zu ihrem Schutze von einer Abtheilung Söldner unter Friedrich von Paar begleitet waren. Doch wurde nirgends Blut vergossen. Die Bauern folgten allsogleich, die Städte meist nach einer kurzen Bedenkzeit. Nur einige, wie Eisenerz und Radkersburg, wollten widerstehen, gaben aber bald nach, als bewaffnete Haufen gegen sie heranzogen. Nicht einmal in Graz, dem „größten und ärgsten Prädicantennest", war der Widerstand von Bedeutung. Wer sich nämlich nicht fügen wollte, der mußte gegen Erlegung des 10. Pfennigs seines Vermögens als Abzugsgeld auswandern, erhielt aber eine gewisse Frist zum Verkaufe von Hab und Gut zugestanden. Viele machten Gebrauch von diesem Zugeständnisse, besonders Handwerker und Knappen (aus Schladming allein wanderten 110 Knappen und 20 Bürger aus), viele jedoch

zogen den Gewissenszwang der Heimatlosigkeit vor. Und so wurde in Kurzem die nicht adelige Bevölkerung Steiermarks katholisch.

Darauf begann die Commission ihre Arbeit in Kärnthen. Auch hier stand an ihrer Spitze der Bischof Martin Brenner, dem der Landeshauptmann Graf von Ortenburg, der Kanzler Hermann Zingel, der Rechtsgelehrte Angelus Custode, der Hauptmann Christof von Prank und Kaltenhauser beigeordnet waren. Die Commission begann ihre Wirksamkeit nicht in Klagenfurt, sondern kam von Murau über den salzburgischen Lungau nach Gmünd in Ober-Kärnthen. Auf die Nachricht hievon rüsteten die Landstände, die Städte griffen zu den Waffen, in dem Treffner-Thal standen 4000 bewaffnete Bauern, andere im Raden-Thale; über den Engpässen lagen Steine aufgehäuft, die auf die Commission gewälzt werden sollten, das Bleiberger Thal war so verhauen, daß man nur einzeln den Weg passieren konnte, die Villacher hatten Knappen und Bauern bewaffnet, die Thore waren geschlossen, alles war in Aufruhr. Als Ferdinand aber jeden bewaffneten Widerstand als Frevel gegen den Landesfürsten zu ahnden drohte, wurde es der Commission möglich, ihr Werk zu beginnen. Zuerst wurde der Bauer reformiert oder verwiesen, welches Beispiel auch das Bisthum Bamberg bei seinen Unterthanen nachahmte. Die meisten erklärten sich bereit, den katholischen Glauben anzunehmen, doch blieben viele, besonders in den einzelnen Gehöften des Gebirges im Geheimen protestantisch. Dann begannen die Predigten in den Städten und Märkten: Gmünd, Millstadt, Gurk, Spital, Straßburg, St. Veit, Wolfsberg, St. Andrä, Feldkirchen, Völkermarkt, Villach. Auch diese fügten sich ohne Widerrede, doch wanderten auch hier viele Bürger aus, besonders reiche Kaufleute und Bergknappen. Nachdem so Klagenfurt isoliert worden, begann man hier zu reformieren. Drei und eine halbe Stunde dauerte Brenner's Reformationspredigt, aber zwei Tage

verstrichen ohne Erfolg. Eine Erneuerung des Stadtrathes konnte auch nicht stattfinden, da es in Klagenfurt nur drei katholische Bürger gab. Man gab aber trotzdem die Stadtpfarrkirche einem katholischen Pfarrer, sperrte die Schulen, verbrannte alle ketzerischen Bücher und zuletzt bekamen die Bürger zwei Monate Bedenkzeit, ob sie auswandern oder katholisch werden wollten. Auch dies blieb vergeblich und um die Stadt nicht zu veröden, mußte man die Sache vorderhand unentschieden lassen. Erst 1604 begann Brenner sein Bekehrungswerk von Neuem. Eifrig predigte er eine ganze Woche lang. Endlich erfolgte der Auswanderungsbefehl, und wirklich zogen 50 der angesehensten Bürger hinaus ins deutsche Reich. Zur Kräftigung des unter solchen Umständen wieder erstarkten Katholicismus wurden Jesuitencollegien in Klagenfurt, Eberndorf und Millstatt errichtet, denen sich bald einige Kapuziner- und Servitenklöster anschlossen.

In derselben Zeit war auch Krain durch eine Commission unter dem Vorsitze des Laibacher Bischofs Chrön in derselben Weise wie Kärnthen reformiert worden. Die Städte Stein, Krainburg, Bischoflack, Radmannsdorf, die Kropper Hammerschmiede &c. unterwarfen sich gleich, und mußten versprechen, keine Protestanten mehr in ihren Verband aufzunehmen. Auch Laibach fügte sich, doch wanderten auch hier sehr viele Bürger aus, so daß schon 1603 die Stände auf den hiedurch beginnenden Verfall des Landes hinwiesen. Unter den zumeist slavischen Bauern der Bevölkerung hatte der Protestantimus ohnehin fast gar keine Wurzeln geschlagen, und die wenigen Abgefallenen ließen sich, wie auch anderswo, leicht bekehren. Die Jesuitencollegien in Laibach und die Kapuziner wurden dann als Hüter des Glaubens aufgestellt.

So war der Protestantismus unter der nicht adeligen Bevölkerung erstickt worden. Den Adel selbst hatten aber diese Maß-

nahmen noch nicht direct betroffen. Noch immer waren die meisten Familien protestantisch. Auf einem Protestantentage zu Graz (1603) waren 237 protestantische Herren und Ritter anwesend u. z. aus Steiermark 88, aus Kärnthen 80, aus Krain 69; auch die Landeshauptleute waren von 1540—1602 fast durchwegs Protestanten. Nachdem jedoch der Bürger und Bauer katholisch gemacht war, richtete Ferdinand sein Augenmerk auf den Adel. Bei Hofe und in den öffentlichen Stellen wurden nur Katholiken angestellt, im ständischen Ausschusse erhielten sie die begehrte Parität. Als der Adel die lutherischen Prediger unter der Form von Hauslehrern oder Beamten in seine Häuser einführte, erfolgte der Befehl, daß auch alle Beamten und Diener der Stände katholisch werden oder auswandern müßten; die Gepflogenheit, die kirchlichen Ceremonien (Trauungen, Taufen ꝛc.) in protestantischen Kirchen außer Inner-Österreich vornehmen zu lassen, wurde verboten, so daß schon 1603 der Adel in Krain den Erzherzog bat, derselbe möge, wenn man ihn zur Auswanderung dränge, ihm wenigstens die Güter abkaufen, für welche sich bei der zunehmenden Entvölkerung des Landes kein Käufer finde. Ebenso wurde 1604 und 1617 dem Adel Inner-Österreichs schon eingeschärft, er werde sich bekehren oder auswanderen müssen; doch wurde der Termin immer weiter hinausgeschoben. So wurde der Protestantismus auch beim Adel aus seiner dominierenden Stellung allmählich in die einer bloß geduldeten Religion gedrängt.

Während sich die Verhältnisse in Inner-Österreich derartig zu Ungunsten des Protestantismus entwickelten, war auch in Nieder- und Ober-Österreich seit 1580 der Kampf gegen denselben von Kaiser Rudolf II. aufgenommen worden. Sein Haupthelfer hiebei war der später auf den bischöflichen Stuhl von Wien gesetzte Bischof von Wr.-Neustadt, Melchior Khlesl, der dieselbe Taktik ergriff,

welche sich schon in Inner-Österreich bewährt hatte. Man ging nämlich zuerst gegen die landesfürstlichen Städte und Märkte vor, die nach dem Grundsatze des Augsburger Religionsfriedens: cujus regio, illius religio, keine Religionsfreiheit besaßen, auch dieselbe nicht von Maximilian II., wie schon oben erwähnt wurde, erhalten hatten. Es wurden aus denselben die protestantischen Geistlichen und Lehrer verjagt, die protestantischen Bücher verbrannte man, die Kirchen mußten katholischen Geistlichen überantwortet werden, die protestantischen Bürgermeister und Stadträthe wurden durch katholische ersetzt, die Widerstrebenden eingekerkert oder zur Auswanderung gezwungen — kurz es wiederholte sich dasselbe Schauspiel, wie in Inner-Österreich und auch mit demselben Erfolge. Schon 1581 fügte sich Wien mit den Vororten, 1583 Krems und Waidhofen, dann bis 1602 auch andere Städte und Märkte.

Etwas später als in Nieder-Österreich wurde in Ober-Österreich die Gegenreformation mit denselben Mitteln in Angriff genommen und auf den Gütern der katholischen Stände durchgeführt. Die protestantischen Stände ließ man vorderhand unangefochten, aber ihre Religionsfreiheit wurde so weit als nur immer die bestehenden Gesetze es zuließen, eingeengt. Dieses gelang um so leichter, als weder in Nieder-Österreich noch in Ober-Österreich eine feste Kirchenorganisation bestand. Die aus Deutschland zur Ausarbeitung einer solchen berufenen Theologen giengen bald wieder in ihre Heimat zurück, und so herrschte arge Zerfahrenheit selbst in Hinsicht der religiösen Lehre.

Bald schien sich die Sache des Protestantismus günstiger gestalten zu wollen. Die Energielosigkeit Rudolfs II., welche fast den Verlust Ungarns zur Folge gehabt hätte und dem rings um die österreichischen Länder und zum Theile in denselben zu einem großen Existenzkampfe sich sammelnden Protestantismus keinen

Widerstand entgegenstellte, brachte es dahin, daß Erzherzog Mathias zum Haupte der Familie erklärt wurde und den Ständen, um sich im Kampfe gegen Rudolf und die Aufständischen in Ungarn zu behaupten, viele Zugeständnisse machen mußte. Nachdem Rudolf den böhmischen Protestanten seinerseits den Majestätsbrief gegeben hatte, verlangte auch der Adel Nieder- und Ober-Österreichs Sicherstellung seiner Religionsfreiheit. Es kam die Capitulations-Resolution von 1609 zu Stande, welche den protestantisch-adeligen Grundherren in Nieder- und Ober-Österreich die freie Religionsübung gestattete, die Gleichstellung der beiden Confessionen in den Landesämtern und den Städten zusagte, und zur Verhütung von Ungerechtigkeiten die Einsetzung eines gemischten Gerichtshofes versprach. Jedoch diese Resolution wurde nie publiciert und daher weder von der Regierung noch von den Gerichten beachtet; der gemischte Gerichtshof trat auch nicht ins Leben, und als die Dinge durch das Kriegsglück und den Tod Rudolfs eine günstigere Wendung für Mathias nahmen, wurde auch die Gegenreformation bei den landesfürstlichen Unterthanen fortgesetzt.

Inzwischen war aber der lange schon aufgehäufte Zündstoff durch den Prager Fenstersturz in Flammen gesetzt worden, und im ganzen germanischen Europa loderte die Kriegsflamme auf, welche durch 30 Jahre Jammer und Verwüstung, besonders über Deutschland bringen sollte. In diesem Momente bestieg Ferdinand II. den Kaiser-Thron und vereinigte alle habsburgischen Länder in seiner Hand. Er schob die Huldigungen der österreichischen Stände hinaus, um nicht den Vertrag von 1609 anerkennen zu müssen und reizte hiedurch die extreme Partei unter den Ständen zum Aufruhr und landesverrätherischem Aufsuchen fremder Hilfe, selbst bei den böhmischen Rebellen. In Nieder-Österreich standen an

der Spitze dieser Partei Hans Septimius Jörger, Paul Jakob Starhemberg, Bernhard Puchheim, Georg Andreas Thonradl, Erasmus Landau, die Traun, Kufstein, Hofkirchen u. a., in Ober-Österreich Erasmus Tschernembl und Gotthard von Starhemberg, doch fand die Regierung andererseits eine Stütze an der seit 1606 organisierten Partei der Prälaten und der katholischen Stände, die in Nieder-Österreich damals schon 179 ständische Mitglieder im Landtage zählte und mit der sich die neu eingesetzten Bürgermeister der reformierten Städte verbanden. Die Vornehmsten dieser Partei waren Sigmund Brenner, Paul Sixtus Trautson, Karl Harrach, Ernst Mollart, die Liechtenstein, Hoyos u. a.

Die Sage hat diesen Wendepunkt in der Geschichte des Protestantismus mit der Erzählung vom Eindringen der niederösterreichischen Stände in die Hofburg in Wien und Thonradls bekanntem: „Ferdinand, wirst du unterschreiben", ausgeschmückt. Wenn nun auch diese Thatsache vor der Sonde der historischen Kritik nicht Stich hält, so ist doch unläugbar, daß eine hochgradige Erregung sich damals der Stände bemächtigt hatte, und daß das Schicksal des Katholicismus und der habsburgischen Herrschaft sich sehr bedrohlich gestaltet hatte. Jedoch die Stände in Ober-Österreich, welche entschieden jede Huldigung verweigerten, konnten durch den Herzog von Baiern mit Aufgebot der ligistischen Truppen zu paaren getrieben werden; auch in Nieder-Österreich siegte Ferdinand über die Rebellen, und die Schlacht am Weißen Berge entschied endgiltig zu Gunsten der habsburgischen Herrschaft, des Katholicismus und auch des Absolutismus. Schon am 16. September 1620 waren 31 Landherren aus Nieder-Österreich, welche sich der Huldigung entzogen hatten und zu den Rebellen geflüchtet waren, als Feinde des Fürsten erklärt worden, unter ihnen Graf Mathias Thurn, 2 Jörger, 3 Hofkirchen, 2 Starhemberger,

3 Puchheime, Andreas Thonradl, 2 Friedesheim, Wurmbrand u. a. Ihre Güter wurden eingezogen und verschenkt oder zu niedrigen Preisen verkauft. Im folgenden Jahre erfolgte auch das Urtheil über Ober-Österreich. Tschernembl und Andreas Ungnad verloren ihre Güter, Gotthard von Starhemberg wurde in Böhmen gefangen, später aber begnadigt; der Widerstand der Stände war gebrochen.

Und nun griff Ferdinand mit eiserner Hand in die religiösen Verhältnisse seiner Länder ein. Auch die Katholiken hatten sich gerüstet und bezeichnend für ihre Stellung ist die im Jahre 1620 erfolgte Gründung der sodalitas defensionis Christianae, eine Verbindung von Katholiken in Steiermark, Kärnthen und Krain, welche den Schutz der katholischen Kirche und des Kaisers sich zum Ziele setzte. Wieder durchzogen Religionscommissionen das Land und vernichteten die letzten Reste des Protestantismus unter den Bauern. Durch ein Edict wurden 1623 die Patronats-Pfarren den Katholiken zurückgestellt, und den Protestanten das Bürgerrecht entzogen, das Jahr darauf das „Auslaufen" aus den Städten zu den protestantischen Predigern verboten, 1625 den Protestanten in Wien befohlen auszuwandern, 1626 auch allen protestantischen Beamten der Städte der Übertritt zum Katholicismus bei Verlust des Dienstes geboten, endlich 1627 alle protestantischen Prediger beauftragt, binnen 14 Tagen das Land zu verlassen. Alle Trauungen und Taufen außer Landes wurden untersagt, und alle an auswärtigen Universitäten studierenden Jünglinge zurückberufen. In dem an Baiern verpfändeten Ober-Österreich erhoben sich zwar die Bauern gegen die Gegenreformation, aber sie unterlagen, und nachdem Wallensteins siegreiche Heere auch in Deutschland die Widersacher des Kaisers niedergeworfen hatten, erfolgte nun auch der letzte Schlag, nämlich gegen den protestantischen Adel. Ferdinand, welcher

erklärt hatte, daß er „nicht einmal eine protestantische Mücke in seinem Lande dulden werde“, entzog nun 1626 dem Adel von Ober-Österreich, dann 1628 dem von Inner-Österreich die Gewissensfreiheit und die Duldung, und befahl durch das Generalmandat vom 31. August 1628 allen Herren und Landleuten, die nicht katholisch wurden, sich binnen Jahr und Tag außer Landes zu begeben. Die Auswanderer sollten ihre Güter verkaufen oder nach 6 Monaten ihren katholischen Verwandten und Freunden zum Verkaufe übergeben; wenn nach Verlauf dieser Frist die Güter noch nicht an Mann gebracht würden, so übernehme sie die Regierung zum Verkaufe. Ausgeschlossen blieben von dieser Maßregel nur die Fideicommiß-Güter, deren Fruchtgenuß die Auswanderer behalten durften; doch war es ihnen nicht erlaubt, dieselben ohne Erlaubnis zu besuchen. Etwaige Processe der Emigranten mußten durch Vertreter geführt werden, jedoch war es verboten, ihnen ausstehende Capitalien zu zahlen; von diesen erhielten sie nur die Zinsen. Ebenso war es Protestanten nicht gestattet, ihre Mündel ins Ausland mitzunehmen, sie mußten alle Vormundschaften abgeben, die Stifts- und Kirchenbriefe ausliefern. Nur der Adel in Nieder-Österreich blieb von diesen Maßregeln ausgeschlossen und behielt, jedoch nur für sich und seine Familien, die Religionsfreiheit. Doch wurde auch diesen von Ferdinand III. (1630) jeder, selbst der häusliche Gottesdienst untersagt, und 1640 auch das Verbot erneuert, nach Ungarn zum protestantischen Gottesdienste sich zu begeben. Da alle Bitten um Rücknahme der Verordnung vergeblich blieben, begann nun eine Massenauswanderung des Adels, sowie früher der reiche Kaufmannsstand und bedeutende Gewerbsleute in Menge das Land verlassen hatten. Aus Steiermark, Kärnthen und Krain wanderten im Jahre 1629 nach einer gleichzeitigen Aufzeichnung 860 Personen vom Adel nach den deutschen Reichsstädten aus,

besonders nach Augsburg, wo in demselben Jahre an 1000 Exulanten sich befanden, nach Ungarn, selbst nach Schweden, wo Gustav Adolf schon 1627 allen ein Asyl angeboten hatte. Darunter befanden sich Mitglieder der edelsten Familien der Dietrichstein, Herberstein, Khevenhüller, Stubenberg, Lamberg, Paradeyser, Jörg, Egg, Polheim, Rindsmaul, Saurau, Trauttmansdorff, Windischgrätz, Thurn, Apfaltrer, Gall, Hohenwart, Mordax, Tschernembl, Rauber u. a. m.

An diesen Verhältnissen änderte auch der westphälische Friede nicht viel. Zwar verwendeten sich die deutschen protestantischen Reichsstände und Schweden für die Emigranten, doch die kaiserlichen Botschafter erklärten, der Kaiser lasse sich in seinen Ländern keine Gesetze vorschreiben, so wenig er es seinerseits in den Ländern der Kurfürsten und Fürsten thue; jedoch wurde zuletzt in Münster die Emigrationsfrist auf 7—8 Jahre ausgedehnt. Der Friedensschluß brachte endlich den Emigranten die Amnestie und Erlaubnis zur Rückkehr, wenn sie sich den bestehenden Gesetzen unterwerfen würden, d. h. ohne Religionsfreiheit; auch wurde es erlaubt, ihnen die ausstehenden Kapitalien auszuzahlen. Einzelne machten von der Erlaubnis Gebrauch, die meisten blieben aber in Deutschland, und neue Geschlechter tauchen in Österreich auf, die Burgen und Schlösser verfallen, der Grund wird theils Bauerngrund, theils dient er zur Dotierung zahlreicher Klöster, mit denen nun das Land überzogen wird. Jesuiten, Kapuziner, Franziskaner, Karmeliter, Barnabiten, Paulaner, Camaldulenser, Schwarzspanier (Benediktiner aus Montferrat) und Weißspanier (Trinitarier), Serviten, Augustiner u. a. Männer- und Frauenklöster entstehen in Menge. In Wien z. B. gab es schon unter Ferdinand III. 18 Männer- und 6 Frauenklöster, in Steiermark wuchsen seit dem westphälischen Frieden 20 neue Klöster zu. Die kirchlichen Feste wurden mit

der größten Pracht gefeiert, Bruderschaften gestiftet, Wallfahrten zu Gnadenorten in großer Menge feierlich abgehalten, unter diesen besonders die seit 1632 jährlich nach Mariazell gehenden; besonders die Frohnleichnams-Prozession bot Gelegenheit zur Entfaltung des größten Pompes.

Die oben geschilderte Massenauswanderung des Adels und des Bürgerthums versetzte dem deutschen Elemente einen harten Schlag. In den slavischen Theilen Steiermarks, Kärnthens und namentlich in Krain, wo der Protestantismus unter der deutschen Bürgerschaft die meisten Anhänger zählte, wurde hiedurch das Verhältnis der Slaven und Deutschen in den Städten zu Ungunsten der letzteren verrückt. Die Städte und Märkte verloren ihre deutsche Bevölkerung und die katholisch-slavische Bevölkerung gewann nun in den Sprachinseln wieder mehr Boden, so daß an vielen Orten die übriggebliebene deutsche Bevölkerung ganz absorbiert ward. Dieses geschah um so leichter, als von da an der geistige Verkehr mit Deutschland durch strenge Ausschließung der fremden Geistesproducte unterbunden wurde, so daß sich im Volke das nationale Bewußtsein nach und nach verlor. Doch blieb auch unter diesen Verhältnissen noch die deutsche Sprache die Sprache der Gebildeten, des Adels, des Bürgerthums und des Amtes in den slavischen Gebieten. Die ebenso wichtigen Folgen auf volkswirtschaftlichem Gebiete werden an einem späteren Orte besprochen werden.

Länger als in den habsburgischen Ländern behauptete sich der Protestantismus in Salzburg. Hier begann die Verfolgung, nachdem schon 1556 viele bekannte Lutheraner aus dem Lande gejagt worden waren, eigentlich erst unter dem Erzbischofe Georg von Khuenburg. Dieser begann mit der Verbesserung der katholischen Seelsorge. Die säumigen Geistlichen wurden bestraft, die des Unglaubens verdächtigen ihrer Stellen entsetzt; weil die Prote-

stanten am meisten durch ihre Schulen wirkten, so wurden katholische Schulen errichtet und die Kinder denselben zugewiesen, auch mußten fremde Erzieher und Hauslehrer das Land verlassen. Sein Nachfolger Wolf Dietrich von Reitenau ergriff strengere Maßregeln. Am 3. September 1588 erließ er das allgemeine Reformationsedict, welches den Protestanten nur die Wahl ließ, entweder katholisch zu werden oder binnen 14 Tagen auszuwandern; die Güter der Vertriebenen sollten vom Herrn selbst oder nach 14 Tagen von der Regierung verkauft werden. Nur den Bergleuten wurde, weil man den Verfall der Bergwerke fürchtete, 1591 bewilligt, bei ihrer Arbeit zu bleiben, wenn sie sich ruhig und gehorsam verhielten. Das Edict wurde mit äußerster Strenge durchgeführt und zwang die meisten Kaufleute und Gewerken, die unabhängig genug waren, zur Auswanderung; doch blieben die meisten Orte ruhig, nur Wagrein leistete Widerstand. Erst 1596 wurde die Reformation sistiert.

Der energischeste Reformator war jedoch Erzbischof Max Sittich. Er verfuhr hiebei nach der Art der Reformations-Commissionen in Inner-Österreich. Kapuziner durchzogen, von Soldaten begleitet, das Land, luden alle Bürger, Bauern und Bergleute vor, und verlangten von ihnen nach einer Predigt die Erklärung, ob sie katholisch werden oder auswandern wollten. Doch fruchteten die Commissionen lange Zeit nichts, da man glaubte, die große Anzahl der Protestanten werde auch den Erzbischof Sittich wie seinen Vorgänger von allzustrengen Maßregeln zurückhalten. Gab es doch z. B. so viele Protestanten in und um Radstatt, daß ein gleichzeitiger Chronist schreibt: „Wenn noch länger durch die Finger gesehen worden wäre, so wäre keiner katholisch geblieben". Aber der Erzbischof gab nicht nach, und so unterwarfen sich endlich 1613 die Bürger von Radstatt, 1614 die

von Wagrein, Werfen, Großart, St. Johann, St. Veit, 1615 die von Gastein. Dann wendete man sich den Bauern und Bergleuten zu; Soldaten durchzogen das Land und suchten in den Häusern nach ketzerischen Büchern; wer keinen Beichtzettel hatte, wurde eingesperrt, die Bücher verbrannte man, verschenkte dafür aber den Katechismus des Canisius, Bilder und Rosenkränze in vielen Tausend Exemplaren, besonders an Kinder. Die Bauern bekamen 6 Wochen, lediges Gesinde 14 Tage, Bergverwandte 8 Wochen Zeit zur Auswanderung. Man wählte hiebei den Termin so, daß er in die strengste Winterszeit fiel, um so eine Pression zu üben. Wirklich gaben auch sehr viele dem Drucke nach, viele Bürger, Handwerker, Bauern und besonders Bergleute wählten aber die Verbannung. Aus Gastein allein übersiedelten 1614 und 1615 über 500 Lutheraner nach Österreich, Kärnthen und Steiermark auf die Güter protestantischer Herren. 1630 wurden dann noch viele andere verbannt, viele Gewerken zogen freiwillig fort, so besonders die hier ansässigen reichen Augsburgischen und Nürnberger Geschlechter, sowie die reichen Brüder von Rosenberg, ja in der Gegend vom Untersberg sollen nur 3 Menschen zurückgeblieben sein.

So war auch hier der Sieg des Katholicismus mit großem Verluste an Bevölkerung, Arbeitskraft und Capital verbunden. Und doch war der Protestantismus nicht gänzlich unterdrückt; im Geheimen erhielt er sich fort, wenn man auch Messe hörte und zur Beichte gieng. Die 1623 in Salzburg begründete Benedictiner Universität änderte daran wenig. Schon unter dem Erzbischofe Max Gandolf (1668—1687) entdeckte man eine große Protestanten-Gemeinde in den Tauern-Thälern und die Verfolgungen und Austreibungen begannen von neuem. Auch diese rotteten aber die Lehre nicht aus. Die folgenden Erzbischöfe ließen die Protestanten still-

schweigend gewähren, nur blieben sie bürgerlich rechtlos; sie durften kein Handwerk betreiben, keinen Grund erwerben und mußten sich katholisch vermählen und versehen lassen. Trotz dieser Bedrückung und trotzdem sie ihre Versammlungen nur geheim in Wäldern und Höhlen abhalten konnten, wuchs ihre Zahl doch bald wieder auf 30.000 Köpfe an, die angesehensten bürgerlichen Familien zählten zu ihnen. Da kam 1727 der Erzbischof Leopold Anton Freiherr von Firmian auf den Thron. Von seinem Kanzler Christian von Roll unterstützt, entwarf er einen Plan zur gänzlichen Unterdrückung des Protestantismus. Alle Zusammenkünfte von mehr als 3 Personen wurden verboten, selbst Hausandachten waren nicht erlaubt; da faßten die Protestanten den Entschluß, insgesammt auszuwandern. In der Taferne in der Schwarzach wurde am 5. August 1731 von dem großen Rathe der Ältesten der „Salzbund" geschlossen und entschieden, lieber den heimischen Boden, als die Religion aufzugeben. An die protestantischen Fürsten des Reichstages zu Regensburg wurden Boten gesandt mit der Anfrage, wie viele Emigranten jeder aufnehmen wolle. Die Regierung versuchte nun die Aufregung zu beschwichtigen und Zugeständnisse zu erzielen; als aber die Protestanten ihrer Religion unter keiner Bedingung entsagen wollten, da erfolgte 31. October 1731 das Auswanderungs-Mandat. Alle über 12 Jahre alten Protestanten ohne unbewegliches Eigenthum sollten auswandern, die erzbischöflichen Arbeiter binnen 8 Tagen; die Besitzer eines unbeweglichen Gutes erhielten 2 Monate Zeit zum Verkaufe desselben zugestanden. Durch den Einfluß der protestantischen Fürsten in Deutschland wurde zwar der Termin bis Georgi 1732 verlängert, dann wanderten aber gegen 30.000 ehrbare Menschen aus, besonders nach Preußen, Holland und Nordamerika. Auch in den benachbarten habsburgischen Ländern suchten viele von ihnen Schutz und

Unterkunft, doch vergeblich. In Steiermark, Kärnthen und Ober-Österreich wurden die noch heimlich vorhandenen Protestanten strenge verfolgt, so daß sich die Salzburger nach Mähren wandten; viele der einheimischen wurden später nach Siebenbürgen versetzt, welche „Transmigrationen“ bis 1774 öfter vorgenommen wurden. In Nieder-Österreich fanden nach einiger Zeit einzelne Familien Unterkunft und zwar als Holzknechte in unwegsamen Gebirgsgegenden, wo sie die fast undurchdringlichen Wälder ausrodeten. Am bedeutendsten unter diesen Ansiedlungen ist die in Naßwald, welches Thal durch Protestanten unter der Führung der Brüder Johann und Georg Huebmer entwaldet und cultiviert wurde.

Doch im allgemeinen blieben die habsburgischen Länder von da an katholisch, und der Katholicismus war die einzige Staatsreligion. Wohl hörte die Verfolgung der Protestanten auf, ja seit dem Beginn der wirthschaftlichen Regenerierung Österreichs unter Karl VI. wurde fremden protestantischen Kaufleuten und Industriellen die Ansiedlung in den Städten Nieder-Österreichs, besonders in Wien nicht verwehrt, viele von ihnen gehörten sogar zu den ersten Firmen des Landes: öffentlich durfte jedoch der Protestantismus nicht auftreten, weder Gottesdienst noch Schule wurde ihm zugestanden. Auch die Anzahl der protestantischen adeligen Familien Nieder-Österreichs schmolz durch die Einwirkung des Hofes stets mehr zusammen, und die wenigen noch übriggebliebenen durften ihre Andachten nur in der Hauskapelle des schwedischen Gesandten oder in Ungarn abhalten. Kein Akatholik konnte einen höheren Grad an der Universität, ein Staatsamt, das Meister- und Bürgerrecht erlangen. Diese Verhältnisse änderten sich erst unter Josef II. Regierung. Im Jahre 1781 erfolgte dessen berühmtes Toleranzpatent, welches zwar nicht die volle Gleichberechtigung, doch aber eine weitgehende Duldung der Protestanten brachte. Die katholische

Religion blieb die „herrschende“ und behielt auch allein das Recht des „öffentlichen Exercitii“, weswegen z. B. die protestantischen Kirchen keine Glocken und keinen Eingang an der Straße haben durften. Es wurde aber den Bekennern der Augsburger und Helvetischen Confession der Zutritt zu allen Staatswürden, zu den akademischen Graden, zum Meister- und Bürgerrechte zugestanden.

Kaum war dieses Wort des Kaisers durch die Alpenländer erschollen, so regte sich überall der bis jetzt geheimgehaltene Protestantismus. In den einzelnen Gehöften, in abgelegenen Gräben und Thälern, unter den Bergleuten und Bauern waren viele im Geheimen demselben angehangen, bei vielen war auch die Tradition von dem Glauben ihrer Väter noch nicht erstorben, und so entstanden nun plötzlich überall neue protestantische Gemeinden. Wien, Naßwald, Mitterbach, Schladming, Wald, Ramsau, Feld, Fresach, Arriach, Gnesau, Bleiberg, Feffernitz, Trasdorf, Eisentratten, Weißbriach, Rutzenmoos, Goisern, Gosau, Hallstatt constituierten sich zwischen 1781—1783. Die Zahl der von der katholischen Kirche Abfallenden mehrte sich von Tag zu Tag. Eine vollständige Gleichberechtigung erhielten die Protestanten aber erst durch das Patent 1861, welches ihre kirchliche Autonomie sicherte und die staatsrechtlichen Beziehungen regelte. Gegenwärtig zählt man in 33 Pfarren unserer Ländergruppe 55.400 Bekenner der Augsburger Confession und in fünf eigenen Pfarren, sowie zerstreut unter den lutherischen 5200 Bekenner der helvetischen Confession. Fast die gesammte Anzahl gehört dem bairisch-österreichischen Stamme an, mit Ausnahme Wiens und einiger anderer Städte, wo die aus verschiedenen Gegenden Deutschlands Eingewanderten die Mehrzahl bilden. Wenn man zu den oben erwähnten protestantischen Gemeinden noch nennt: Wiener-Neustadt, Graz, Görz, Marburg, Gröbming, St. Ruprecht, Feldkirchen, Klagenfurt,

Unterhaus, Zlan, Attersee, Salzburg, so hat man zugleich auch ein Bild der räumlichen Ausdehnung des Protestantismus in unseren Ländern gegeben. Am zahlreichsten sind seine Bekenner noch immer in der Umgebung der im vorigen Jahrhunderte gestifteten Pfarren; Wien allein zählt 21.200 Seelen A. C. und 4368 H. C., die anderen größeren Gemeinden zwischen 1200—1800 A. C.

Von andern religiösen Sekten fanden unter dem deutschen Stamme im Jahre 1848 die „Deutschkatholiken" einigen Anhang, bis die Regierung 1851 die Verbreitung ihrer Lehre untersagte; ebenso vermochten die im Anfange der 50er-Jahre in den westlichen Vororten und Vorstädten Wiens auftauchenden „Neu-Salemiten", welche jeden öffentlichen Gottesdienst und jede kirchliche Autorität verwarfen, sich auf die Länge nicht zu behaupten. Dasselbe war der Fall mit den hie und da auftauchenden Nazarenern. Eine etwas größere Bewegung ergriff die Geister erst mit der Proclamierung des Unfehlbarkeitsdogmas und dem Entstehen der sogenannten „Altkatholiken". Diese kamen 1872 zur Constituierung in zwei Gemeinden: in Wien und in Ried und wurden auch vom Staate anerkannt. Die Wiener Gemeinde zählt jetzt 2600 Stimmberechtigte, die Gemeinde Ried circa 700 Seelen. Nebstdem sind sie zerstreut zu finden in der Nähe Wiens, in Graz, Linz, Steier u. a. Orten. Im allgemeinen ist der österreichisch-bairische Stamm unserer Ländergruppe heutzutage jedoch, wie aus dem Gesagten erhellt, katholisch.

Entwickelung des Ständewesens.

Schon in der Zeit der ersten Ansiedlung fanden wir, wie in dem ersten Abschnitte durchgeführt wurde, in der Bevölkerung einen Standesunterschied, der freilich im ganzen Großen nur auf den Unterschied zwischen freien und unfreien Grundbesitzern zurückgieng. Doch fanden wir auch unter den freien schon einzelne hervorragende Familien, die sich durch Abstammung und größeren Grundbesitz von den andern hervorhoben und denen die Gauvorstände, die Grafen, entnommen wurden. Seit dem X. Jahrhunderte gieng die alte Gauverfassung des Landes allmählich über in die Grafschaftsverfassung, indem die Gaue theils durch Ausnahme einzelner Theile von der Gerichtsbarkeit des Grafen oder durch Zerlegung in mehrere Grafschaften zerfielen, theils wieder mehrere Gaue oder Gautheile in der Hand eines Grafen vereinigt wurden. Die Grafenwürde war jedoch ursprünglich, wie schon früher erwähnt wurde, nicht erblich, sondern der Graf war ein Beamter des Königs und sein Vertreter; erst später faßte man sie als Lehen auf. Die Lehen selbst wurden aber in immer größerem Maßstabe erblich, so daß schon im XI. Jahrhundert die Grafenwürde allgemein vom Vater auf den Sohn übergieng und bald auch gräfliche Häuser auftraten, die sich im Besitze keines Grafenamtes befanden. Aus diesem Grunde hörte man auch auf, die gräflichen Familien nach den Gauen zu benennen, sondern hieß sie nach

ihrem Grundbesitze. Wurde nun dieser nicht gewechselt, so blieb sein Name als Familienname an dem Geschlechte haften, und umgekehrt benannte man dann Grafschaften oft nach der Hauptburg, so z. B. die Steiermark nach dem Sitze der Grafen zu Steier, die Mark Pitten, das „Voigreich" (die Besitzungen der Grafen von Bogen in Nieder-Österreich), die Grafschaft Cilli, Schaumberg, Ortenburg u. a. Auf diese Weise entstand ein **hoher Adel**, dessen Kreis gegen Ende des XII. Jahrhunderts schon geschlossen war, da beim Aussterben eines Grafengeschlechtes gewöhnlich ein anderes schon vorhandenes die Erbschaft antrat. Die ältesten Grafengeschlechter waren nach dem Gesagten nur dem Könige unterthan; bald aber gewannen einzelne Familien durch ihren Grundbesitz, durch ihren Reichthum, den sie als Vögte (Beschützer) von Stiften und Klöstern vermehrten, ein Übergewicht über die andern und wurden endlich durch die Verleihung der Herzogswürde wirklich auch vom Könige als Fürsten mit Hoheitsrechten über den anderen Adel anerkannt. So war es der Fall bei den Eppensteinern und Sponheimern in Kärnthen, bei den Traungauergrafen in Steiermark; in Nieder-Österreich hatte der Markgraf wegen des stetigen Krieges mit Ungarn eine exceptionelle Stellung, und als Ober-Österreich dem größten Theile nach zu Nieder-Österreich kam, wurde zugleich durch Verleihung der Herzogswürde und eines Privilegiums an die Babenberger auch für Ober-Österreich derselbe Zustand geschaffen. Im XIII. und XIV. Jahrhundert verschwanden die letzten Spuren der Reichsunmittelbarkeit in Österreich.

Außer diesen landesfürstlichen Familien gehörten zu dem ältesten hohen Adel, den sogenannten Güterherren oder Dynasten in Nieder- und Ober-Österreich: die bairischen Grafen von Schala-Burghausen, die von den Grafen Pleien beerbt wurden, welche dann in der Nebenlinie Hardegg bis in das XV. Jahrhundert

fortlebten; die Vohburger mit großem Besitze an der oberen Leitha und Fischa, welche im XIII. Jahrhundert ausstarben; die Chuenringe, welche die mächtigsten Landesherren Nieder-Österreichs wurden; die Peilstein, Machland, Berg, Ried, Harrach, Polheim, Falkenstein. In Ober-Österreich besaß das Haus Wels-Lambach im XI. Jahrhundert den größten Grundbesitz. In Steiermark standen in größtem Ansehen die Eppensteiner, Liechtensteiner, die Herren von Stubenberg, Wildon, Scharfenberg, Pettau, Pfanberg, Rase, Waldstein, Puchheim, die Andechs, Hohenwart, die erst seit dem XI. Jahrhundert mit dem deutschen Adel versippten, ursprünglich slavischen Herren v. Sonne später Grafen von Cilli genannt, welche auch in Kärnthen, Krain und Kroatien weitausgedehnte Ländereien besaßen, so daß sie im XV. Jahrhunderte in die Geschichte unserer Länder sowohl wie die Ungarns mit Macht eingriffen, u. a.; von auswärtigen Geschlechtern waren hier reich begütert die Wels-Lambacher in Ober-Steiermark, die Pleien-Peilsteiner und Schalaburghausen in Mittel- und Südsteiermark, später die Grafen von Neuburg-Formbach. In Kärnthen ragten hervor die Karlsberger, die Aufensteiner, Heunburger, Pfannberger, Seeburger, Osterwitzer, Kreig, Truchsen u. a.; in Kärnthen und Krain blühten die Ortenburger, Sternberger, die Görzer Grafen, die Andechs-Meran, Auersperg, Schärfenberg u. a.

Neben diesen hohen Geschlechtern bestand ursprünglich als Adel (aber nicht in dem heutigen Sinne) die ganze große Menge der Gemeinfreien. Aus dieser bildete sich allmählich der niedere Adel heraus, indem sich immer mehr und mehr diejenigen, welche vermöge ihres Besitzes sich dem Waffenhandwerke, besonders zu Pferde widmen konnten, von dem Bauer, dem Kaufmanne, dem Gewerbsmanne als eigener Stand absonderten. Zu diesen gesellten sich dann die sogenannten Ministerialen, d. h. Leute,

freie und unfreie, welche für gewisse Dienstleistungen von geistlichen Herren oder Dynasten irgend eine Gegenleistung erhielten. Die freien Ministerialen standen als Krieger im Dienste des Herrn und hatten hiefür meistens ein Gut zu Lehen, nach dem sie sich auch oft benannten; das meiste Ansehen genossen die Besitzer der Hofämter am Fürstenhofe selbst: der Marschall, Schenk, Truchseß, Kämmerer, welche Ämter deshalb auch später den edelsten Familien verliehen wurden und seit dem XII. Jahrhundert sich in denselben erblich erhielten. Aus diesem Dienstadel, der in Vasallenverhältnis zu seinem Herrn trat, bildeten sich dann die Fürsten und Dynasten ihr Gefolge. Eine zweite Art der Ministerialen sind die waffenfähigen Dienstleute, welche aus unfreien Wirthschaftsbeamten, Hausmeiern, armen Freien u. dgl. entstanden; sie genossen an den Höfen, Pfalzen, Bischoffitzen und Städten bald ein großes Ansehen als Schaffer, Verwalter der Höfe, Burggrafen auf herrschaftlichen Burgen oder Inhaber von Ehrenämtern am Hofe des Herrn. Bald vergaß man jedoch den unfreien Ursprung der Familien, und die Ministerialen wurden allmählich ohne eine förmliche vorhergehende Befreiung zu den adeligen Geschlechtern gerechnet und bekamen mit ihnen gleiche Rechte. Auch ihre Lehen wurden in der Folge erblich. Einen besonderen Einfluß nahmen auf die Entwicklung des Adels die Kreuzzüge durch die Entstehung eines eigenen Ritterstandes, in den man erst durch den Ritterschlag aufgenommen wurde, der aber zur Grundbedingung die edle Abstammung hatte. So schieden sich diese „ritterbürtigen" nun schärfer von dem Gemeinfreien, der nicht ausschließlich das Waffenhandwerk trieb. Die Gemeinfreien selbst schmolzen immer mehr zusammen, da sie sich, um des Schutzes eines mächtigen Herrn theilhaftig zu werden oder von ihm Ländereien zu erhalten, in dessen Dienst als Zins-

pflichtige begaben; manchmal wurden sie auch mit Gewalt hiezu herabgedrückt. Doch gab es solche Freisassen noch in späteren Jahrhunderten fast in allen Theilen unserer Ländergruppe. Sie hatten keinen Grundherrn und zahlten unmittelbar dem Landesherrn, hatten ihr eigenes Recht und eine Appellation. Das bekannteste Beispiel hiefür bildet die „Edling" Familie Schatter in Kärnthen, welche nach altem Herkommen bei der Huldigung, die das Land einem neuen Fürsten leistete, intervenierte; auch in Krain im Sagor erhielten sich „Edlinger" oder „Bürgersmänner", wie sie sich nannten, bis auf Kaiser Josef II., der ihnen ihre im Jahre 1431 von der Herrschaft Gallenberg bewilligten Gerechtsame bestätigte, nämlich: freie Verfügung mit ihrer Habe, eigene Gerichtsbarkeit u. a. m. Seit der Zeit Max I. kam zu dem Erbadel ein neuer Briefadel hinzu, welcher durch Verleihung eines Wappenbriefes an Bürger oder selbst Unfreie entstand. So kamen in Inner-Österreich eine Menge adeliger Familien dadurch auf, daß reiche Bürger oder Kaufleute, welche Grundbesitz erwarben, unter den Adel aufgenommen wurden, z. B. die Eggenberg, Rottal, Khiesel, Hoffmann, Weitmoser u. m. a.; doch gehörten auch diese Familien alle dem deutschen Stamme an.

Der Adel hauste im Mittelalter auf seinen Burgen, deren Trümmer noch heute Zeugnis geben von der Macht einzelner Familien, aber auch von der wohlfeilen Arbeit und der Zahl der Unterthanen, welche dieselben bauen halfen. Dasjenige, was ihn am meisten von den übrigen Landesbewohnern schied, war sein eigenes Gericht. Dieses entwickelte sich aus den nach germanischem Rechte jährlich zu bestimmten Zeiten von den Grafen gehaltenen „offenem Teiding". In Nieder-Österreich wurden, Tulln, Mautern und Klosterneuburg als Gerichtsorte („Malstätten, Dingorte") fixiert, wo seit dem XII. Jahrhunderte der

Landrichter in Stellvertretung des Herzogs Recht sprach über die Ministerialen desselben. Die Grafen und ihre Dienstmannen unterstanden jedoch dem später sogenannten Hofteiding, in dem ein Hofrichter an Stelle des Herzogs den Vorsitz führte. Als später der Unterschied zwischen reichsunmittelbarem Adel und herzoglichem Dienstadel in dem allgemeinen Vasallenverhältnisse untergieng, wurde der Gerichtshof am Sitze des Herzogs („die Hofschranne") das allgemeine Gericht aller Adeligen. Im XV. Jahrhunderte verwandelte es sich in ein von den Herren und Rittern selbst gehaltenes ständisches Gericht und hieß Landrecht, dessen Wirksamkeit sich auch auf die Prälaten, so weit nämlich ihr landständischer Grundbesitz in Betracht kam, erstreckte. Den Vorsitz führte hiebei der vom Fürsten ernannte Landesmarschall nebst je drei Beisitzern aus dem Herren- und Ritterstande. Zu diesem Vorrechte des eigenen Gerichtes gesellten sich noch bedeutende politische Rechte, von denen später die Rede sein wird, und noch viele andere Freiheiten, z. B. die Befreiung von allen Mauten und Lasten für seines Hauses Essen und Trinken; dieses Recht nahm der Adel für sich auch in Anspruch, wenn er in den Städten wohnte, dehnte dasselbe aber so aus, daß er überhaupt nichts zu den Lasten der Stadt beitragen wollte. Der Adelige unterschied sich auch in Bewaffnung und Bekleidung von dem Bürger, seit dem XIII. Jahrhunderte auch durch sein Familienwappen, und spätere, sogenannte Kleiderordnungen haben auf lange hinaus diesen Unterschied festgehalten; erst seit dem Anfange des XIX. Jahrhundertes schwand derselbe. So wurde die Kluft zwischen dem Adeligen und dem Nichtadeligen stets größer.

War demnach der gesammte Adel unserer Länder im Mittelalter, mit Ausnahme weniger slavischer Familien, die sich bald germanisierten, deutsch, so ist dies auch fast ausschließlich der

Fall rücksichtlich des **Bürgerstandes**. Der natürliche Handelsweg in den Orient, die Donau, und die uralten Handelsstraßen über die Ostalpen, welche das breite Donau-Thal mit der Adria verbanden, brachten es naturgemäß mit sich, daß sich an den günstigst gelegenen Punkten dieser Wege, sobald nur die Sicherheit des Einzelnen durch die ersten Anfänge eines geregelten Staatslebens gewährleistet war, größere Handelsniederlassungen bildeten. Meistens waren es alte römische Culturstätten, wo derartige Gemeinwesen sich entwickelten, und zwar vornehmlich wohl aus dem Grunde, weil die römischen Städte auf ähnlicher Grundlage entstanden waren. Zudem waren diese Orte gewöhnlich von strategischer Wichtigkeit, und so kam es natürlich, daß hier auch irgend eine Befestigung den neuen Ansiedlern Schutz bot. Eine zweite Art von Niederlassungen waren die um irgend einen Herrensitz sich bildenden Orte. Es wurde schon früher erwähnt, daß ursprünglich an jedem Hofe, wie Karl des Großen Musterwirthschaften es beweisen, die Hausindustrie den Bedarf aller Zugehörigen decken mußte. Diese Industrie wurde von Unfreien betrieben. Mit der wachsenden Menge der Bewohner eines solchen Hofes und den mit der Cultur steigenden Bedürfnissen bildete sich jedoch ein eigener unfreier Gewerbsstand, weil sonst weder die erforderliche Menge noch die gewünschte Qualität der Erzeugnisse zu beschaffen gewesen wäre. Diese Gewerbsleute blieben natürlich in der Nähe des Hofes, und hieher zogen auch die Handelsleute, welche hier am ehesten auf einen Absatz ihrer Waaren hoffen durften. Auf eine ähnliche Weise entstanden auch bei den großen Bergwerken bedeutende Ansiedlungen. Die ersten Anfänge des so keimenden städtischen Lebens fanden zwar ihren Untergang in dem Magyarensturme; doch erblühten sie rasch noch einmal mit der Wiederkehr geordneter Zustände. Die Besitzer solcher Orte

begünstigten das Zuströmen in dieselben durch Gewährung von Vorrechten und eines besonderen Schutzes, weil sich der Wohlstand und hiedurch ihre Einkünfte durch die Zunahme der Bevölkerung mehrten, und schon bald wurden derartige Orte mit Mauern umfaßt. Die wichtigste Thatsache für das Aufblühen einer solchen Ansiedlung bildete aber die Verleihung des Marktrechtes, mit welchem königlicher Friede für die Marktbesucher und die Einwohner eines solchen Ortes gewährt und dessen Verletzung vom Könige gestraft wurde. Das Symbol einer solchen Marktverleihung war die Übersendung eines Handschuhes an den Besitzer der Stadt und die Errichtung eines Kreuzes auf dem Marktplatze. Zugleich erhielt der Marktherr die Erlaubnis, an Ort und Stelle einen Zoll zu erheben (siehe Abschnitt: „Handel"). Aus solchen Märkten entwickelten sich die späteren Städte. Besonders förderten die Babenberger die Entstehung derselben durch Verleihung von Privilegien, so daß die Einwanderung aus Deutschland in dieselben stets zunahm. In späteren Zeiten kommen Gründungen von Städten vor, die gleich mit allen Rechten begabt werden. So wurde 1194 von Leopold V. als Grenzwacht gegen Ungarn Wr.-Neustadt gegründet, ebenso 1365 Rudolfswerth auf einer Insel in der Gurk von Rudolf IV.

In der ersten Zeit blieben diese Märkte und Städte ganz in der Abhängigkeit von ihrem Grundherrn, woher auch der bis zum Jahre 1848 bestehende Unterschied der landesfürstlichen und unterthänigen Städte und Märkte stammt; der Grundherr übte auch die höchste Gerichtsbarkeit aus und ernannte die Stadtrichter. Die etwaigen freien Bürger lebten nach dem Volksrechte, die unfreien nach dem Hofrechte ihres geistlichen oder weltlichen Herrn. Die ältesten Privilegien beziehen sich auch vornehmlich auf die Ordnung des Strafgerichtes und enthalten Ausnahmen von den gewöhn-

lichen Gerichten zu Gunsten der ansässigen Bürger. So gab schon 1189 der Bischof Konrad von Passau den Bürgern von St. Pölten (welcher Ort schon 1058 von Friedrich IV. einen Markt erhalten hatte) ein Privilegium, in welchem der Ordalienbeweis abgeschafft und der Zeugenbeweis durch Mitbürger als Mittel der Überführung eingesetzt wurde. Die Bürger in den Städten zahlten dem Grundherrn für den Grund ihrer Häuser Dienst und Grundzins, waren aber meistens von den anderen Dienstleistungen der Leibeigenen und Zinsbauern frei. Geringer waren die Privilegien der Märkte; diese hatten ihre Urtheile meistens der Grundherrschaft zur Bestätigung vorzulegen und oft auch gewisse Arten von Frohnen zu leisten. — Durch solche Ausnahmen wurde die Loslösung des Bügerthums als eines selbstständigen Standes aus der großen Menge der Nichtadeligen angebahnt.

Als Mutterrecht des später sich entwickelnden österreichischen Stadtrechtes ist das von Herzog Leopold VI. am 22. April 1212 der Stadt Enns gegebene zu betrachten. Es bestimmt nebst den Strafsätzen und dem Strafverfahren vorzüglich das Recht der Bürger gegen willkürliche Haussuchungen, gibt ihnen freie Testierfähigkeit gewährt Schutz jedem das Gebiet der Stadt Betretenden, erlaubt den Bürgern Pferde und Waffen zu besitzen und ordnet eine Art von Gemeindebehörden an, die aus sechs Geschwornen zur Beaufsichtigung des Marktes und zur Sorge für das gemeine Wohl der Stadt besteht. Die Abschaffung des Heiratszwanges d. h. des Rechtes des Grundherrn, Bürgertöchter und Bürgersöhne willkürlich zu verheiraten, was meistens bei reichen Erbtöchtern zu Gunsten der Ministerialen geschah, befreite Enns auch von diesem Überbleibsel des ehemaligen Hörigkeitsverhältnisses. In vielen Orten blieb jedoch dieser Heiratszwang bestehen und wurde noch im XV. Jahrhunderte von Friedrich IV. (z. B. in Steier) ausgeübt.

Die Bestimmungen dieses Stadtrechtes wurden dann erweitert in dem Wiener Stadtrecht vom 18. October 1221. Dieses vermehrte die Anzahl der Geschworenen auf 24 und bestimmte 100 Männer (die „Genannten") aus allen Stadttheilen, welche bei allen Verträgen, deren Object den Wert von 3 Pf. Pfennigen überstieg, herangezogen werden sollten. Auch wurde das Hausrecht und die Sicherheit der Stadt noch mehr betont; niemand darf mit Bogen und Schleuder bewaffnet das Haus eines anderen betreten, auch ist das Tragen von Stichwaffen innerhalb der Stadt untersagt. Dieses Wiener Stadtrecht diente dann für alle später ertheilten als Grundlage, so z. B. für das von Hainburg (1244), von W.-Neustadt, von Klosterneuburg (1298), Krems, Stein, Neunkirchen (1305) u. a., und erstreckte seinen Einfluß über alle babenbergischen Länder und auch auf Kärnthen und Krain.

Auf diese Weise wuchs die Zahl der Städte immer mehr, vorzüglich während des XIII. Jahrhunderts. So entwickelte sich in Steiermark nebst Passau, Leoben, Graz, Bruck, die schon im IX. und X. Jahrhundert genannt werden, zu Städten: Judenburg, das schon im XII. Jahrhundert eine Stadt ist, Marburg, welches zuerst ein Markt war, dann (1257) den Namen einer Stadt sich erwirbt, Voitsberg, Landsberg, Schwamberg, Eibiswald, Kinberg, u. a. m. Nebstdem bestanden schon die geschlossenen Bergorte: Eisenerz, Altenmarkt, Zeiring und die Märkte Sachsenfeld, Hartberg, Luttenberg, Übelbach, Knittelfeld, Rottenmann, Murau, Wildon. In Kärnthen besitzen am Anfange des XIV. Jahrhunderts von den bambergischen Orten Markrechte: die Stadt Villach, der Markt Feldkirchen, Burg und Markt Grifen, die Städte Wolfsberg und St. Leonhard; auf salzburgischem Grunde blühen auf Hüttenberg, Friesach und Althofen, auf herzoglichem St. Veit, das seit 1292 Hauptstadt ward, später Bleiburg,

Klagenfurt und Völkermarkt, im Westen des Landes Spittal, Mauthen, Gmünd 2c. In Krain entstand Laibach im X. Jahrhundert um die landesfürstliche Pfalz, die ihm Schutz verlieh, und erhielt seine ersten Privilegien von den Ortenburger Herzogen; Krainburg, die älteste Markgrafenburg, Radmannsdorf, Stein, die Bischofstadt Lack, Rudolfswerth, Gurkfeld, Weixelburg, Landstraß, Mödling, Tschernembl erhielten im Laufe des XIV. und XV. Jahrhunderts Stadt- oder Marktrechte. In Ober-Österreich wird nebst Enns schon im Jahre 1056 Wels als bestehender Markt genannt, dem sich das am Ende des X. Jahrhunderts gegründete Steier, Linz, Gmunden, Vöcklabruck, Freistadt als landesfürstliche Städte anschließen. Salzburg hatte, abgesehen von seiner dem Handel günstigen Lage, als bischöfliche Stadt rasch eine hohe Blüte erlangt und der während des Mittelalters stets wachsende Transito- und Exporthandel begünstigte das Entstehen einer Anzahl bedeutender Märkte.

Während des XIII. und XIV. Jahrhundertes strebten die Städte mit aller Macht die Erweiterung ihrer Autonomie an und erlangten dieselbe endlich. Als Begründer der städtischen Freiheit in Österreich sind die Habsburger anzusehen. Wenn auch die angeblich von Rudolf I. 1278 ertheilten Wiener Freiheitsbriefe, welche die Grundsätze eines selbständigen Gemeinlebens enthalten, und die Gleichberechtigung aller Einwohner aussprechen, von der neueren Geschichtsforschung angezweifelt werden, so bauten doch seine Nachfolger in diesem Sinne an der Herstellung der bürgerlichen Autonomie. Die alten Privilegien wurden bestätigt und erweitert, und die Loslösung des Bürgers der landesfürstlichen Städte von jedem Unterthänigkeitsverhältnisse außer dem des Landesherrn betrieben. Sehr wichtig war in dieser Beziehung die Verordnung Rudolf IV., welcher den Bürgern landesfürstlicher Städte, von

denen noch manche für Weingärten und Grundstücke u. a. irgend einem Grundherrn zins- und lehenbar waren, verbot, irgend wem andern als dem Landesfürsten Steuern zu zahlen, und die Ablösbarkeit derartiger Besitzungen festsetzte. Auch wurden die „Ausbürger" d. h. geistliche und weltliche Herren, welche in der Stadt Häuser besaßen, ohne darin ständig zu wohnen, der Stadtsteuer unterworfen. Hiedurch wurde das Bürgerthum immer schärfer als ein selbständiger Stand geschieden, und bald erlangten die Städte das Recht, daß selbst Hörige, wenn sie Jahr und Tag in denselben gewohnt hatten, hiedurch schon von ihrer Hörigkeit frei wurden. Auch eine Art Pfahlbürger treffen wir in unseren Ländern, welche dadurch entstanden, daß die in der Nähe der Stadt, oft auch eines Marktes wohnenden Landleute in den Schutz der Bürgergemeinde mit beschränkteren Rechten als die Vollbürger aufgenommen wurden. Spuren dieses Verhältnisses zeigen sich noch im XIX. Jahrhunderte z. B. in der Wachau (N.-Ö.), wo fast alle hausbesitzenden Hauer in der Umgebung des Marktes Weißenkirchen an den Bürgerrechten desselben Theil hatten, trotzdem sie der Herrschaft Dürnstein unterthan waren.

Zur Reichsunmittelbarkeit schwang sich aber keine Stadt in unseren Ländern empor, da es die Bürger vorzogen, sich unter den Schutz des Landesherrn zu stellen, und dieses immer mehr, je häufiger die deutsche Krone auf das Haupt eines österreichischen Fürsten kam. Nur Wien war eine kurze Zeit hindurch reichsunmittelbar. Es verlieh ihr nämlich Friedrich II. der Staufer in seinem Kampfe gegen Friedrich den Streitbaren 1237 dieses Vorrecht; doch mußten die Wiener bald wieder auf dasselbe verzichten.

Die Einrichtung der autonomen Gemeinde gestaltete sich derartig, daß im Allgemeinen die Stadtregierung in der Hand

von freigewählten Behörden lag. An der Spitze der städtischen Verwaltung innerhalb der Stadtmauern stand ein aus den ansässigen Bürgern gewählter „innerer Rath“ von 12, in Wien von 24, später von 20 Mitgliedern, in welchem ursprünglich der älteste Rathsbürger oder der Stadtrichter, später ein Bürgermeister den Vorsitz führte. Diesem war in den größeren Städten ein Stadtschreiber oder Rechtskundiger beigegeben, und ein landesfürstlicher Anwalt oder irgend ein Vertreter des Stadtherrn führte die Controle über die Gebarung. Die Gerichtsbarkeit über den ganzen Bereich des Burgfriedens, also auch außerhalb der Stadtmauern ruhte in der Hand eines aus dem Rathe gewählten, von dem Fürsten mit dem Blutbann belehnten Stadtrichters, welcher in der „Bürgerschranne“ nach dem Stadtrechte Recht sprach über die Bürger; die Mitglieder des Hofes, des Adels, der Geistlichkeit hatten ihr eigenes Gericht, ebenso bestand in späteren Zeiten ein eigener „Hansgraf“ in einzelnen Städten für die Handelsgerichtsbarkeit besonders rücksichtlich der Fremden (s. Abschnitt: „Handel“). Die Leitung der ökonomischen Angelegenheiten hatte schon im XIV. Jahrhundert meistentheils ein „äußerer Rath“ (auch die „Genannten“, „Rath der Achtbaren“ genannt), welcher auch den Stadtrichter mit Stimmenmehrheit, gewöhnlich auf 3 Jahre oder ein Jahr wählte.

Die Autonomie war natürlich nicht überall gleich; die größte erlangten die landesfürstlichen Orte; doch war die Anzahl derselben beschränkt. In Inner-Österreich gab es nur 60 solche Städte und Märkte (von 117), in Ober-Österreich nur 8, in Nieder-Österreich außer Wien 18, die anderen blieben einem geistlichen oder weltlichen Herrn unterthänig. Unter den landesfürstlichen Städten selbst erlangten wieder diejenigen, welche der Sitz der Regierung und des Fürsten wurden, die größte Bedeutung. So blühte Wien

erst auf, als Heinrich Jasomirgott die fürstliche Residenz von dem Kahlenberge auf den „Hof" verlegt, von wo Leopold der Glorreiche in die von ihm gebaute „Burg" übersiedelte. In Ober-Österreich behauptete Wels bis zum Jahre 1490 den ersten Rang, in welchem Jahre Linz Hauptstadt ward. In Steiermark erhob sich Graz, seitdem das Land an die Babenberger gekommen war, zum Mittelpunkte des Landes, in Kärnthen St. Veit, und erst seit der Reformationszeit Klagenfurt; in Krain war im XII. und XIII. Jahrhunderte Krainburg der Sitz der Regierung, unter den Habsburgern Laibach. Doch dürfen wir uns alle diese Städte nicht zu groß denken. Wien besaß im XV. Jahrhundert etwa 50000 Einwohner, Linz und Graz in der Zeit der größten Blüte nicht über 16000. Das Innere der Städte war auch nicht prächtig: enge Gassen, Häuser mit Schindeldächern und oft nur mit Riegelwänden, ungepflasterte Straßen, erst seit dem Ende des XV. Jahrhunderts in den größeren Orten von einem Steintrottoir eingefaßt, umgaben den Marktplatz. Dieser war der Mittelpunkt des gesammten städtischen Lebens; hier boten die reichen Handelsleute unter den durch ein vorspringendes erstes Stockwerk gebildeten „Lauben" ihre Waaren feil, hier hatten die Fleischhauer, Fischhändler, Krämer u. a. ihren „Stand" aufgeschlagen, hier befand sich der „Schandpfahl," an dem Verbrecher dem Hohne des Pöbels preisgegeben wurden, hier stand endlich das Rathhaus, in dessen Ausschmückung das Bürgerthum seinen Stolz und den Ausdruck seines Selbstbewußtseins suchte. Schon seit der frühesten Zeit erhoben sich in den Städten und Märkten auch prächtige Kirchen, an welche sich, wenn sie Pfarrkirchen waren, meistens der Ortsfriedhof anschloß. Umgeben waren alle mit Wall und Graben zum Schutze gegen die Einfälle der äußeren Feinde und adeligen Nachbarn. Die prächtigste Stadt in unseren Ländern war Wien,

welches uns die fremden Augenzeugen aus dem XV. Jahrhundert mit begeisterten Worten schildern.

Sie war von einer gewaltigen, mit Thürmen gekrönten Mauer und zwei Wällen umgeben, welche dem Bürger als beliebte Spaziergänge dienten. Sechs Thore führten, von starken entweder aus Quadersteinen oder Ziegeln gemauerten Thürmen beschützt, in die Stadt. Die Wälle trennte von der Stadtmauer ein Graben, über den Zugbrücken geschlagen waren, und auch außerhalb derselben lief ein solcher, der dreißig Fuß tief und so breit war, daß Pfeilschüsse nicht bis zu den Wällen reichten; dieser Graben konnte in Zeiten der Gefahr schnell mit Wasser gefüllt werden und bot dann dem Feinde ein fast unübersteigliches Hindernis. Vor den Hauptthoren der Stadt breiteten sich zahlreich bewohnte Vorstädte aus, die an Schönheit der Stadt selbst nichts nachgaben und stellenweise mit Mauern, größerentheils jedoch nur von einem Zaune aus hohen Weidenkörben umgeben waren, die mit Erde gefüllt wurden und so gegen den ersten Anprall des Feindes Schutz boten. Hinter den Vorstädten erstreckten sich dann reiche Obst- und Weingärten unterbrochen von Meierhöfen der Bürger und Dörfern bis zu den waldbedeckten Abhängen des Wiener-Waldes. Die innere Stadt selbst erregte durch ihre gepflasterte Straßen, ein Luxus, den sich selbst die bedeutendsten Reichsstädte erst gegen das Ende des 15. Jahrhunderts gönnten, durch die Pracht ihrer Häuser, die Menge der unter den „Lauben“ der Gassen und Plätze befindlichen Gewölbe und Waarenspeicher sowie durch die reiche Ausschmückung der Wohnräume die Bewunderung der Fremden. Vornemlich waren es die Glasfenster der Bürgerhäuser, über welche selbst die an derartigen Luxus mehr gewohnten Italiener staunten; es wurden nämlich in diesem Jahrhundert die Fenster noch meistens mit Tüchern, Tapeten und Pergament verhängt oder

verklebt. Zu diesem Schmucke gesellte sich die bunte Bemalung der Häusermauern und die figuralischen Verzierungen besonders der großen eisenbeschlagenen Thore und der Erker. Dagegen waren auch hier die spitzen Giebeldächer mit Schindeln gedeckt, und die Kamine reichten nicht über dieselben hinaus, so daß die Stadt aus diesem Grunde oft von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht wurde. Unter den Häusern erstreckte sich „das unterirdische Wien," welches dem oberirdischen an Ausdehnung nicht nachstand — nämlich die riesigen Weinkeller. Sie waren aber auch nothwendig, denn die Bürger besaßen weit ausgedehnte Weinberge, deren Lese, nach der Angabe des Aeneas Silvius 40 Tage in Anspruch nahm, während welcher Zeit täglich 600—700 Fuhren Most in die Stadt geführt wurden. Man behauptete, daß 1206 Pferde dabei beschäftigt worden seien. Den größten Stolz der Bürger bildeten jedoch die vielen prächtigen Kirchen, besonders die Schotten- und die Stefanskirche mit ihrem imposanten Thurme, den der Italiener Bonfini über alle derartigen Kunstwerke in der Welt stellt. Auch die berühmte Universität war eine Zierde der Stadt; sie zählte damals an 7000 Studenten, welche aus allen Ländern Europas hierher strömten.

Die Bewachung und Vertheidigung der Städte war den Bürgern anvertraut, die sich deshalb auch in Waffen übten, wenn sie auch zur Zeit eines Krieges fremde Söldner zur Hilfe aufnahmen. Auch Schutz- und Trutzbündnisse der Städte gegenüber dem fehdelustigen Adel finden wir in unseren Ländern; so verbanden sich die landesfürstlichen Städte St. Veit, Klagenfurt und Vöklabruck zu einem solchen Bunde, der erst durch die Überweisung Klagenfurts an die Stände im Anfange des XVI. Jahrhundertes zerrissen wurde. Von der Tapferkeit und dem Muthe der Bürger gibt vorzugsweise die Geschichte des XV. und XVI. Jahrhunderts

Zeugnis. In unseren Gegenden entwickelte sich diese Wehrkraft des Bürgerthums besonders auch deshalb, weil die seit dem XV. Jahrhunderte fortwährenden Einfälle der Türken und Ungarn, abgesehen von den vielen Fehden der Fürsten, zu stetem Anspannen der Kräfte nöthigten. Aus derselben Ursache treffen wir auch überall in den Städten Schießstände, an denen jeder Bürger eine gewisse Anzahl von Jahren sich zu üben verpflichtet war, wie die noch vielfach erhaltenen Ordnungen der Schützenmeister beweisen.

Aber trotz der vielen Kriege stieg doch der Wohlstand in den Städten durch Gewerbfleiß und Handel, so daß alles dazu beitrug, das Bürgerthum dem Adel selbstbewußt entgegentreten zu lassen, dessen liegende Gründe stets an Werth verloren, je mehr Bedürfnisse man durch den Handel kennen lernte, und je mehr der Luxus überhand nahm, während der Bürger im Handel und Gewerbe eine unversiegbare Quelle des Reichthums fand. Diese beiden Factoren bezeichnen nämlich das Stadtleben: sie unterscheiden den Bürger von dem Bauer und dem Ritter, denen nur der Handel mit den nothwendigen Lebensmitteln erlaubt, das Betreiben eines Gewerbes jedoch, auf welches die Bürger Anspruch hatten, außerhalb der Stadt nicht gestattet war.

Um Handel und Gewerbe drehte sich deshalb auch die ganez Politik des Bürgers: freilich eine engherzige Krämerpolitik nach unseren Begriffen, da jede Stadt eifersüchtig die andere bewachte und ängstlich bestrebt war, alle Vortheile auf Kosten der Nachbarin auszubeuten. Alle Privilegien dienten deshalb auch nur dazu, den Handel der einzelnen Gemeinden auf Kosten der andern zu heben. Doch betrieben die Bürger auch Landwirthschaft, und Wien selbst den Weinbau in einem so ausgedehnten Maße, daß der Weinhandel eine Haupteinnahmsquelle der meisten Bürger bildete.

Innerhalb der Stadt selbst herrschte keine Gleichheit unter den Bürgern. Schon die ältesten Stadtrechte unterscheiden frei ansässige Bürger, fremde („Gäste") und Inwohner. Die letzteren sind meistentheils die Handwerker und Handarbeiter, welche sich hier ursprünglich oder später, meistens in den Vorstädten, angesiedelt hatten. Allmählich scheiden sich zwei Stände von einander: das ansässige „Patriciat", meistentheils die reichen Großgewerbetreibenden und Großhändler („Lauberherrn" (s. Abschnitt Handel]) umfassend, steht dem kleinen Krämer und Handwerker gegenüber. Die Patricier allein nahmen die Regierung der Stadt für sich in Anspruch und wählten aus ihren Kreisen den Bürgermeister, Stadtrichter und den Rath. Mit der fortschreitenden Entwicklung der Stadt ging jedoch endlich die Erinnerung an die Unfreiheit des Handwerkers verloren, diese schaarten sich zusammen in autonome Genossenschaften, die Zünfte, und verlangten nun auch einen Antheil an der Verwaltung der Stadt. Dieser Kampf, der in Deutschland so gewaltige Krisen in den Reichsstädten verursachte, gewann aber in Österreich keine solche Ausdehnung, freilich nicht deshalb, weil vielleicht der Bürgeradel sein Vorrecht nicht misbraucht hätte, sondern weil die Städte kleiner waren und unter einem Herrn standen, der jede solche Bewegung unterdrückte. In Wien wurde endlich durch die Satzung von 1364 den Handwerkern der Zutritt in den Rath gestattet, wenn sie Grundbesitz von einem bestimmten Werthe erwarben, welche Beschränkung später durch den Brief vom 24. Februar 1396 aufgehoben wurde. Der Gegensatz zwischen den Patriciern und den Zünften war indessen hiedurch noch nicht ganz beseitigt, und der Aufstand unter Wolfgang Holzer, der mit Hilfe der Zünfte den patricischen Rath stürzte und selbst den Kaiser in der Burg belagerte, hat vornehmlich in der Unzufriedenheit mit der Vorherrschaft des Patriciats seine

Nahrung gefunden. Im Allgemeinen kann man jedoch sagen, daß im Laufe des XV. Jahrhunderts in den meisten Städten die ausschließliche Berechtigung der Patricier verschwand.

Es ist begreiflich, daß der Bürger, welcher auf die bisher geschilderte Weise in seiner Gemeinde autonom, durch Handel und Gewerbe reichbegütert, im Vollgefühle seiner Wehrhaftigkeit selbstbewußt, und durch die bedeutenden Steuerleistungen dem Fürsten unentbehrlich wurde, auch nach Einfluß und Geltung in politischer Hinsicht strebte. Dieses war nur erreichbar, wenn er im Landtage mit den andern Landständen seine Stimme abgeben konnte, und deshalb sehen wir auch nach dieser Richtung seine Rechte zunehmen und finden ihn bald neben der Geistlichkeit und dem Adel als Landstand gerechnet.

Um aber die Stellung dieser Stände zu einander und zum Fürsten zu begreifen, müssen wir weiter zurückgreifen. Es wurde schon früher erwähnt, daß die meisten adeligen Landessassen schon sehr bald in das Verhältnis der Vasallität zu den Fürsten traten. In diesem Verhältnisse sind die ersten Anfänge der Landstände zu suchen. Die freien Vasallen versammelten sich mit den reichsfreien Grafen und freien Herren an dem Hofe des Fürsten, der ihren Rath in allen wichtigeren Angelegenheiten einholte. Diese Versammlungen erlangten im Laufe der Zeit einen immer steigenden Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes, besonders bezüglich der Steuern und der Heeresfolge, und wurden allmählich, als der Stand der Reichsfreien im XIII. Jahrhunderte verschwand, nur von den Lehensträgern gebildet. Aus der Mitte derselben wurden nun auch die obersten Hofämter, sowie die Landesämter (Landmarschall, Landrichter, Landeshauptmann) besetzt, wobei schon im XII. und XIII. Jahrhunderte bei der Bestellung des Landeshauptmanns, der als Stellvertreter des

Herzogs während dessen Abwesenheit fungierte, die Wünsche und die Zustimmung der Ministerialen berücksichtigt wurden. In Steiermark hatten sie schon im XII. Jahrhunderte solchen Einfluß erlangt, daß Ottokar VIII. nur nach ihrem Rathe Immunitäten und Mauthfreiheiten ertheilt, seine Güter veräußert und testiert.

So waren die ältesten Hoftage eigentlich nur Vertretungen eines Standes, nicht des Landes. Als solche erweiterten die Landtage stets ihre Befugnisse und ließen sich dieselben durch eigene Handfesten der Herzoge bestätigen. Das älteste derartige Privilegium ist die für Steiermark ausgestellte Georgenberger Urkunde, vermöge der Leopold von Österreich, welcher Ottokar VII. beerben soll, verspricht, alle Freiheiten des Landes zu achten und den Ständen das Recht wahrt, im Falle einer Verletzung derselben an den Kaiser zu berufen. Der Zusatz, daß für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie der Herzoge von Österreich das Recht der Wahl des Landesfürsten ihnen vorbehalten bliebe, ist jedoch eine erst 1250—1252 vorgenommene Einschaltung. Eine rechtliche Bestätigung aller landständischen Freiheiten erfolgte für alle Länder erst 1231, im welchem Jahre König Heinrich zu Worms ein Reichsgesetz erließ, demzufolge kein Reichsfürst ohne Zustimmung der Angeseheneren und Höheren seines Landes neue Landeseinrichtungen oder neue Gesetze einführen durfte. Bald darauf (1237) erhielt Kärnthen und Krain einen Gnadenbrief von Friedrich II., der in der Hauptsache das steirische Landrecht auch hier einführte. In Nieder- und Ober-Österreich bestanden wohl dieselben Freiheiten, ohne daß sie aufgezeichnet wurden, da die Eigenschaften der Babenberger es nicht nöthig erscheinen ließen.

Eine günstige Zeit für die Ausdehnung der Adelsmacht bot die Zeit des Interregnums in Deutschland, in dem keine factisch anerkannte Autorität da war, um Übergriffe zurückzuweisen, zu

denen die Thronstreitigkeiten nach dem Aussterben der Babenberger eine willkommene Veranlassung boten. Der Adel maßte sich das Recht der Landesvertretung an und vergab die Fürstenwürde. Der steirische Adel, der sich schon 1237, als Friedrich der Streitbare in die Reichsacht gefallen war, vom Kaiser Friedrich zu Enns seine Rechte hatte bestätigen lassen, lud 1258 Ottokar von Böhmen ein, sich des Landes zu bemächtigen, weil König Bela von Ungarn, der das Land 1250 als Erbe für sich in Anspruch genommen hatte, die ständischen Rechte nicht achtete; und als Ottokar selbst wieder das Landrecht verletzte, huldigte man Rudolf. Ebenso hatte ein Theil des Adels und der Geistlichkeit von Nieder- und Ober-Österreichs, unbekümmert um die Rechte des Reiches (1251), demselben Ottokar den Herzogshut angeboten. Die oftgenannte Versammlung zu Triebensee fand erst unter Albrecht I. statt; doch sind die hiebei erwähnten Vertreter der Städte und der Geistlichkeit keineswegs schon als Landstand aufgetreten.

Als dann endlich diesen Wirren durch Rudolf von Habsburg ein Ende gemacht und die deutschen Länder dem Reiche wieder zurückgewonnen wurden, bestätigte Rudolf 1277 dem Adel von Steiermark und Krain alle früheren Freiheiten und Rechte, und schon unter den ersten Habsburgern findet man Belege für eine landesfürstliche Anerkennung des Herrenstandes (der „Landherren").

Diese Rechte des Adels fanden den äußeren Ausdruck bei den Huldigungen. In Nieder- und Ober-Österreich brachte zwar die zuerst häufige, dann bleibende Vereinigung der deutschen Kaiserkrone mit der österreichischen Herzogswürde es mit sich, daß der Herrscher nicht verhalten wurde, den Ständen vor der Huldigung die Bestätigung ihrer Freiheiten auszustellen. Doch in Steiermark, wo es sich laut dem Vertrage von 1186 um die Anerkennung

und Aufrechthaltung längst erworbener Rechte handelte, und in Kärnthen, wo ein alter Brauch dieselbe sanctionierte, war es anders.

In Steiermark gieng die Erbhuldigung derartig vor sich, dass der neue Herzog die vornehmsten Herren schriftlich zu derselben einlud. Diese versammelten sich in Graz, von wo aus eine Deputation dem herannahenden Herzoge mehrere Stunden weit entgegenritt, um ihn zur Stadt zu begleiten. Vor dem Thore derselben erwarteten ihn die Stände zu Pferde und der Bürgermeister der Stadt. Bevor die Thore geöffnet wurden, fragte der Sprecher der Stände den Herzog, ob er die Privilegien bestätigen wolle; erst nach der Zusage wurde vom Bürgermeister dem Herzoge der Stadtschlüssel eingehändigt. Darauf stiegen alle Stände vom Pferde und begleiteten den Landesfürsten zu Fuße in die Domkirche, wo ein feierliches Te Deum den Einzug beschloss. Am nächsten Tage führten die Stände den Herzog nach dem Gottesdienste in die Burg, damit er den Eid auf die Handveste leiste, worauf sofort der Huldigungseid und Handkuss erfolgte. Ein Te Deum und eine prächtige Hoftafel schlossen das Fest.

In Kärnthen wurde die Ceremonie auf dem Fürstensteine unter dem Ulrichsberge bei der Kirche St. Peter begonnen. Auf diesen Stein setzte sich ein Bauer, in dessen Familie sich dieses Recht erbmäßig fortpflanzte*), in bäuerischer Kleidung, mit Bundschuhen an den Füßen, den Kopf bedeckt mit einem grauen, windischen Hute, um den sich eine rothe Schnur schlang. Der Herzog kam, umgeben von seinen Vasallen und allen Großen des Landes unter dem Landesbanner daher, vertauschte jedoch, bevor er auf den Bauer zugieng, abseits sein reiches Gewand mit einem bäuerischen.

*) Es war dies die Familie Schatter, welche erst in unserem Jahrhunderte ausstarb.

Eine graue Hose, ein grauer, vorne und rückwärts offener Rock, Bundschuhe mit rothen Schnürriemen und der bäuerische Hut bildeten die Hauptbestandtheile des Anzuges; den Leib umschloß ein rother Gurt, an dem eine große Waidmannstasche mit Brod und Käs sich befand, ein mit rothen Riemen eingefaßtes Jagdhorn hieng ihm zur Seite, und seine Hand stützte sich auf einen einfachen Hirtenstab. Neben dem Fürsten führten zwei Pagen ein geflecktes Rind und ein eben solches Pferd. So tritt der Fürst vor den Bauer. Dieser ruft ihm slavisch entgegen: „Wer ist es, der daherschreitet?" Der Herzog antwortet: „Der Fürst des Landes." Darauf fragt der Bauer: „Ist er ein gerechter Richter, will er das Wohl des Vaterlandes, ist er freien Standes, ein Beschützer des christlichen Glaubens?" worauf vom Gefolge des Fürsten die Antwort erfolgt: „Er ist es, und er wird es sein." „Mit welchem Rechte soll er mich von diesem Sitze verdrängen?" fährt der Bauer fort, und erst nachdem ihm 60 Pfennige, das Rind, das Pferd, welches die Pagen führen, das bäuerliche Kleid des Herzogs und Abgabenfreiheit von seinem Grund und Boden versprochen worden, gibt er dem Fürsten einen leichten Backenschlag, ermahnt ihn nochmals, ein gerechter Richter zu sein und steigt von dem Steine. Darauf besteigt der Fürst denselben, führt mit entblößtem Schwerte Hiebe nach allen Weltgegenden, zum Zeichen, daß er das Land gegen Jedermann schützen wolle und trinkt aus einem Bauernhute klares Wasser als Zeichen und Vorbild bescheidener Genügsamkeit. Von diesem Platze weg begab sich der Herzog in die Kirche zu Maria Saal, um den Segen zu empfangen und dann erst auf das Zollfeld, wo auf einer Wiese der „Herzogsstuhl", eine Art steinerner Thronsessel noch jetzt steht, hielt daselbst Gericht und nahm die Huldigung entgegen. Während dieser Zeit hatte eine bestimmte Familie (im XIII. Jahrhundert

die Pottendorfer, dann die Mordaxe) vermöge des sogenannten „Brennamtes“ das Recht, im Lande zu sengen und zu brennen, doch war dieses wohl nur symbolisch, es existiert keine Nachricht, daß es je ausgeübt worden wäre. Diese Huldigungsceremonie, deren Ursprung unbekannt ist, erlosch mit Ernst dem Eisernen im XV. Jahrhundert; nur zweimal noch wurde sie mit einigen Abänderungen wiederholt und zwar 1563 durch Erzherzog Karl und 1597 durch Erzherzog Ferdinand. An ihre Stelle trat dann ein dem steiermärkischen ähnliches Ceremoniell, nur mit dem Unterschiede, daß der Landesherr in Kärnthen keinen persönlichen Eid ablegte. Dasselbe war auch in Krain der Fall.

In Nieder-Österreich bildeten sich allmählich die Formen der Erbhuldigung derart heraus, daß der Thronfolger unmittelbar nach dem Hinscheiden seines Vorgängers jedes Mitglied der drei oberen Stände durch ein eigenes Befehlschreiben zur Ablegung des Huldigungseides einlud. Am Tage vor der Ceremonie wurde seit 1616 der damals dem Stifte Klosterneuburg zur Aufbewahrung übergebene Herzogshut von einer Commission in feierlichem Aufzuge nach Wien gebracht. Auf ein feierliches Hochamt bei Sct. Stefan, dem die Landstände und der Hof beiwohnten, folgte dann die eigentliche Huldigung. Vor derselben bitten die Stände um Bestätigung ihrer Privilegien, deren Bestätigungsbrief ihnen der Fürst unmittelbar nach der Eidesleistung einzuhändigen verspricht. Darauf sprechen alle die von dem Kanzler vorgelesene Eidesformel laut, Wort für Wort nach und empfangen die Bestätigung ihrer Freiheiten. Ein Te Deum laudamus in der Hofkirche, celebriert durch den Propst von Klosterneuburg als Oberst Erbland-Hofkaplan und eine große Tafel, bei welcher jedoch der 4. Stand gesondert von den drei übrigen saß, schlossen die Feierlichkeit. Ähnlich gestaltete sich das Ceremoniell auch in Ober-Österreich.

Eine wesentliche Änderung in der Zusammensetzung der Stände vollzog sich im Laufe des XIV. und XV. Jahrhundertes. Je mehr nämlich der Grundbesitz der Geistlichkeit und die Wohlhabenheit der Städte zunahm und je öfter der Fürst in Folge der Kriege genöthigt war, ihren Rath und ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, desto häufiger sehen wir diese beiden Bevölkerungsclassen zur Berathung beigezogen. Anfänglich, bis zum XV. Jahrhundert war es Regel, daß die so sich bildenden drei Stände einzeln zusammentraten. Diese Sitte verschwand jedoch immer mehr und es entwickelte sich eine „gemeine Landschaft", ein gemeinsamer Landtag, getheilt in die politischen Gruppen der Prälaten, einige Ritter und der landesfürstlichen Städte, zu denen dann Herrn, „mitleidende" Märkte hinzukamen.

Das Recht dieser Stände bestand darin, daß sie die Steuern bewilligten und vertheilten, die Zustimmung zu dem Aufgebot gaben, von jedem neuen Fürsten die Bestätigung ihrer Privilegien verlangen konnten, und daß sie theilnahmen an der Gesetzgebung für das Rechtswesen und die Verwaltung. Jedes Land hatte seine eigenen Stände und seinen Landtag, aber das gemeinsame Bedürfnis führte die deutschen Länder Österreichs schon sehr bald zu gemeinsamem Handeln. Schon seit 1410 verhandelten die Landtage von Steiermark, Kärnthen und Krain öfter gemeinsam. Seit Maximilian I. versammelten sich schon Ausschüsse der Landtage von Ober- und Nieder-Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain zu Ausschußlandtagen. Besonders die beginnende Gegenreformation bildete ein festes Band der Länder Österreichs, das seit dem Brucker Landtag seinen Ausdruck in dem ständigen Ausschusse der „Verordneten" der drei inner-österreichischen Länder in Graz fand. Doch war die Grenze der Befugnisse nirgends strenge gezogen; daher benützten die Stände die Erbschaftsstreitigkeiten des XV. Jahrhunderts

im Hause Habsburg, um stets mehr Rechte an sich zu reißen; ja es kam so weit, daß der Adel glaubte, sich überhaupt jeder Verpflichtung gegen den Landesherrn entschlagen zu können, wie das Benehmen der vornehmsten Familien Österreichs und Steiermarks zu Zeiten Friedrich III. beweist, welche sich mit Mathias Corvinus gegen ihren Fürsten verbanden, ohne dieses als Felonie zu fühlen. Als Maximilians Thronbesteigung dem wüsten Treiben ein Ende machte, besaßen die Ausschußlandtage ein Maß von Freiheit, welches das der modernen Constitutionen weit überragt. Die ständischen Ausschüsse begleiteten den Kaiser zu den deutschen Reichstagen und nahmen Antheil an den Friedensschlüssen, die Leitung der innern Angelegenheiten war fast ganz in ihren Händen und auch die neuen von Maximilian zur Wahrung des Landfriedens und der Ordnung der Verwaltung eingesetzten Ämter: der Hofrath, die Hofkanzlei, die Hof- und Rathskammer stützten sich auf die Stände. So bezeichnet die Regierung Maximilians den Höhepunkt der ständischen Entwickelung.

Doch beginnt zugleich der Verfall derselben. Es ist schon früher geschildert worden, welchen erbitterten Kampf die Stände während der Reformation mit der Krone führten. Dieser Kampf war aber nicht bloß aus religiösen Motiven entbrannt; es war der Kampf um die vollständige politische Freiheit mit ausgefochten worden, und daraus erklärt sich auch die Strenge, welche Ferdinand und seine Nachfolger gegen die Protestanten walten ließen. Endlich erlag der Protestantismus, mit ihm aber auch die ständische Freiheit. Zwar blieben die feudal-aristokratischen Formen der Stände, ebenso die Landesbeamten; aber die Landtage verloren ihre Bedeutung, sie behielten nur die Repartierung der Landesumlagen, welche der Fürst ausschrieb, die Aushebung der Rekruten und Bestreitung der Kriegsbedürfnisse und die Leitung

der ökonomischen Landesangelegenheiten, das Recht der Gesetzgebung gieng allmählich ganz verloren. Der Landesfürst steigerte beliebig Zölle und Mauten, erklärte den Krieg, ohne den Landtag zu fragen u. s. w.; jeder Versuch der Stände, irgend ein historisches Recht wieder auszuüben, wurde von der Regierung entschieden unterdrückt, so z. B. als 1648 die niederösterreichischen Stände zum letztenmale „wegen der großen Landesnoth" die Steuern verweigerten. Ja es verschwindet sogar der Name „Stände" aus den Regierungserlässen, und nur die Bezeichnung „Herren und Landleute" bleibt officiell.

Dafür wurde der Adel entschädigt durch die ausgezeichnete sociale Stellung, welche er einnahm. Er war der größte Grundbesitzer mit ausgedehnter obrigkeitlicher Jurisdiction, die bedeutenden Stellen in der Verwaltung, in der Justiz, in dem Heere wurden bloß Adeligen anvertraut, der glänzende Hof des Kaisers zog nur sie in seine Nähe und fesselte die vornehmsten Geschlechter durch Verleihung von Erbärmtern an sich, so daß der höhere Adel stets mehr und mehr mit dem Hofleben verschmolz. Hiemit gieng auch eine Spaltung im Adel Hand in Hand. Es schieden sich nämlich die mächtigen Herrengeschlechter immer schroffer ab von dem niedern Adel, der trotz der zahlreichen Auswanderung nach der Reformationszeit doch noch so zahlreich war, daß in Nieder-Österreich ein Edelmann auf 261, in Inner-Österreich auf 250 Einwohner kam. Die höchsten Ehrenstellen kamen nur in die Hand des hohen Adels; so wurden die Harrach seit 1565 Oberstlandstallmeister in Nieder-Österreich, die Kuefstein seit 1624 Oberstsilberkämmerer, die Ungnad-Weißenwolf seit 1568 Oberstlandhofmeister in Ober-Österreich, die Lamberg seit dem XVI. Jahrhundert Erblandstallmeister in Krain und seit 1678 Erblandkämmerer in Ober-Österreich, die Starhemberg seit 1717 Erbland-

marschälle in Nieder- und Ober-Österreich, die Thürheim Erbland-falkenmeister seit 1705, die Auersperg Erblandmarschälle in Krain und der windischen Mark und oberste Erbhofkämmerer seit dem XV. Jahrhundert, die Fürsten Eggenberg Obersterbschenken in Krain und Erbkämmerer in Steiermark seit 1622, die Herberstein Truchseße in Kärnthen seit dem XVI. Jahrhundert u. s. w. In den meisten dieser Familien wurde der Grundbesitz und hiemit die Grundlage ihrer Bedeutung zusammengehalten durch Errichtung von Majoraten und Fideicommissen, die sich manchesmal auch auf Häuser, Geld und Pretiosen erstreckten.

Zu der so eingetretenen Scheidung des Adels trug auch viel bei die zwischen 1600—1700 erfolgte Erhebung vieler Familien in den Reichsadel; so erhielten in dieser Zeit die Reichsfürstenwürde in unsern Ländern die Auersperg, Dietrichstein, Fürstenberg, Lamberg, Salm, Portia, Eggenberg. Zu den älteren Reichsgrafengeschlechtern der Harrach, Starhemberg, Breuner u. a. kamen unter Leopold I. und Karl VI. die Althann, Dietrichstein-Hollenburg, Fünfkirchen, Herberstein, Thurn, Thürheim, Trauttmansdorff, Wolkenstein u. a. m. Die meisten dieser hohen Adelsfamilien hörten jedoch auf ein Provinzialadel zu sein, weil sie in den verschiedensten Ländern begütert waren, so daß der Adel, da zudem häufige Einwanderungen in unsere Länder aus Deutschland und Italien stattfanden, seinen nationalen Charakter verlor.

Dieser Zustand blieb bis in die Zeit Maria Theresia's bestehen. Die große Kaiserin, von welcher der Grundstein zum Aufbau eines einheitlichen Österreichs gelegt wurde, griff auch verändernd ein in die Machtsphäre der Landstände, welche ein Haupthindernis bei der Verwandlung des bisherigen Conglomerates von Ländern in einen lebensvollen Organismus bildeten. Es blieben zwar die Postulatlandtage bestehen, doch war die Steuerbewilligung

nur mehr eine bedeutungslose Ceremonie, und Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung wurden ihnen nicht mehr vorgelegt; auch übernahmen die neuen kaiserlichen Behörden, die Deputationen, Repräsentationen und Gubernien die Geschäfte der ständischen Ausschüsse. Die Kreisämter bekamen allmählich die bisher von der Grundobrigkeit versehene Landpolizei, die Aufsicht über das Sanitäts- und Verkehrswesen u. s. w. übertragen, und das Strafrecht der Herrschaften wurde eingeschränkt. Die wichtigste Veränderung erfolgte jedoch 1751, seit welcher Zeit die Steuerfreiheit des herrschaftlichen Grundes aufhörte, und durch Verfügungen welche allmählich die von Josef II. durchgeführte Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern vorbereiteten. Es unterblieb unter Maria Theresia auch die Erbhuldigung, freilich nur wegen der bei ihrem Regierungsantritte hereingebrochenen Kriegsgefahr.

Noch weiter als diese Kaiserin gieng ihr Sohn, Kaiser Josef II. Er drückte die Befugnisse der Landtage und die Vorrechte des Adels auf ein Minimum herab. Die Erbhuldigung und das alte Ceremoniell wurde abgeschafft, der Herzogshut von Steiermark nach Wien gebracht, die Stelle des Landeshauptmanns dem Gubernial-Präsidenten und Gouverneur übertragen; den Landtagen gestattete man nur auf Befehl des Kaisers sich zu versammeln, selbst die Anzahl der Ständemitglieder wurde durch Aufhebung vieler Klöster, deren Äbte und Prälaten Landstände waren, verringert. Der Adel verlor seine Vorrechte bei Besetzung öffentlicher Ämter, ebenso die Mauthfreiheit und mußte sich eine Beschränkung seines Patronatsrechtes und des Jagdrechtes gefallen lassen. Auch sein Verhältniß zum Bauer wurde, wie schon gesagt, zu Gunsten des letzteren geregelt.

Es ist nun begreiflich, daß der Adel diese Beschränkungen nur widerwillig trug; daher bestürmte auch alles, nachdem

Josef II. seinen hohen Geist ausgehaucht hatte, den Nachfolger desselben, Leopold II., um Restaurierung der früheren Zustände. Man ging in einzelnen Petitionen, entsprechend dem Geiste der Zeit, zur Begründung derselben auf die Verhältnisse unter Karl dem Großen zurück, die steiermärkischen Stände sogar bis auf den „Ursprung der Gesellschaft“. Je mehr die Sonderstellung der einzelnen Provinzen früher negiert worden war, desto mehr wurde sie jetzt von den Ständen betont. Leopold gab endlich nach und stellte die Provinzialverfassung wieder her, gab aber den Ständen nur die Rechte, welche sie in der Theresianischen Zeit besessen hatten. Es wurden die ständischen Ausschüsse, die Landesehrenämter, das ehemalige Ceremoniell, die besonderen ständischen Beamten wieder eingeführt, die historischen Kleinode der einzelnen Länder zurückgegeben, doch die Bitte um freies Vorschlags- und Versammlungsrecht, die Mauthfreiheit, das alte Jagdrecht, einen eigenen Gerichtsstand und Landesminister wies der Kaiser ab. Dagegen wurde in Nieder-Österreich und Ober-Österreich die Würde des Landmarschalls, in Inner-Österreich die des Landeshauptmannes reactiviert.

In dieser Stellung blieben die Stände auch unter Franz II.; sie vegetierten, ohne irgend einen wesentlichen Einfluß auf Gesetzgebung oder Verwaltung. Eine theilweise Änderung erfuhr die Stellung der ehemaligen reichsständischen Familien durch die Mediatisierung derselben. Im Jahre 1825 wurde den Häusern der fürstlichen mediatisierten Familien der Titel „Durchlaucht“ verliehen. Es waren von dem heimischen Adel unserer Länder darunter die Familien: Auersperg, Colloredo-Mannsfeld, Dietrichstein, Khevenhüller, Salm, Schönburg, Starhemberg, Trautmannsdorf und Windischgrätz. Das Jahr 1848 schwemmte endlich die ständische Verfassung, die sich überlebt hatte und nur mehr eine geistlose Form

war, hinweg und stellte den Adel auf den Boden des allgemeinen Staatsbürgerthums.

Auch das Bürgerthum hatte während der zuletzt geschilderten Periode eine Zeit der Stagnation durchzumachen. Schon die Türkeneinfälle und die Pest hatten seine Reihen gelichtet, in den fortwährenden innern und äußern Kriegen des XV. Jahrhunderts war viel Bürgerblut bei Vertheidigung der Städte geflossen. Die bedeutendste Veränderung gieng jedoch in Folge der Reformation vor sich; die reichsten und angesehensten Geschlechter waren zum großen Theile ausgewandert, was einen ungünstigen Rückschlag auf die gesammten volkswirthschaftlichen und in den slavischen Gebieten, wie schon früher erwähnt wurde, auch auf die nationalen Verhältnisse des deutschen Stammes ausübte. Dann kam der 30jährige Krieg, in Folge dessen Handel und Wandel stockte, trotzdem er unsere Bevölkerung, mit wenigen Ausnahmen, nicht direct berührte. Nach Beendigung desselben wüthete die große Pest, welche 1679 in Wien allein 12.300 Menschen dahinraffte, so daß die Zahl der Bevölkerung im Allgemeinen und auch in den Städten stets abnahm; die kleinen Landstädte besaßen nicht viel über 2—300 Einwohner. Dafür nahmen Klöster und adelige „Freihäuser", welche von den bürgerlichen Lasten befreit waren, in den größeren Städten immer mehr überhand, indem erstere in großer Anzahl zur Befestigung des Katholicismus errichtet wurden, und der Adel stets häufiger seinen Aufenthalt wenigstens im Winter in der Stadt nahm. So gab es in Wien im XVIII. Jahrhundert 38 Klöster und 57 Kirchen, in Graz 13 Klöster, im XVII. Jahrhundert in Wien 131 Freihäuser, in Graz 57. Auch die großen Stifte und Abteien bauten sich allmählich Paläste und Höfe in den Städten. Viele dieser Paläste sind noch heutzutage an den sie umgebenden Steinen und

Ketten erkennbar, welche symbolisch Mauer und Graben, als Vorrecht des Adels, andeuten sollten. Im XVIII. Jahrhundert fielen bei den kleinen Landstädten auch die Ringmauern, die Straßen wurden in Folge dessen breiter, in den größeren Städten legte man Spaziergänge auf den Wällen an, so daß die Städte auch äußerlich eine andere Gestalt annahmen.

Der **Bürgerstand** der landesfürstlichen Städte und Märkte büßte in der Reformationszeit seine Rechte als vierter Stand ein. Zwar hatte noch 1610 Mathias dieses sein Recht anerkennen müssen, aber nach der Niederwerfung des Protestantismus und der ständischen Opposition seit 1620 wurden alle Zugeständnisse zurückgenommen, und das Bürgerthum verlor allen Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung, trotzdem man den vierten Stand nicht gesetzmäßig aufhob. Unter Leopold I. und Karl VI. berieth er zwar noch mit den anderen Ständen die Geldfragen, aber seine Meinung hatte kein Gewicht, da die Prälaten und Herren Einzelstimmen, das Bürgerthum nur mehr wenige Gemeinstimmen besaß; so sandte Nieder-Österreich zwei Abgeordnete in den Landtag, einen für Wien, einen für die übrigen 18 „mitleidenden“ freien Städte und Märkte; in Ober-Österreich hatten 9 landesfürstliche Städte und Märkte nur zwei Stimmen; in Steiermark vertrat ein Abgeordneter die gesammten 31 Städte und Märkte, nämlich der „Städtemarschall“ (gewöhnlich ein Rathsbürger von Graz), dessen Wirksamkeit sich darauf beschränkte, daß er die Steuerforderung von dem Landesausschusse entgegennahm; in Kärnthen sandten 4 Städte und 11 Märkte, in Krain 7 Städte je 2 Abgeordnete in den Landtag. Diese Vertreter des Bürgerthums waren aber nicht freigewählte Männer, sondern meistens der Bürgermeister oder andere Beamte der Städte, welche von den anderen Ständen nur Mißachtung zu ertragen hatten. So kam es, daß sie den

Landtagen immer ferner blieben und endlich in denselben nur zur Verlesung der Steuerpostulate und Landtagsbeschlüsse erschienen; über Steuerfragen gaben sie ein schriftliches Votum ab.

Auch im Innern der Städte vollzog sich allmählich der Verfall der bürgerlichen Rechte; die Autonomie der Gemeinde gieng immer mehr verloren, nur hie und da rettete eine Stadt Reste der ehemaligen Befugnisse, so daß sich ein buntes Gemengsel der alten Sitten und Rechte mit Formen der Abhängigkeit herausbildete. Im allgemeinen besaßen die freien landesfürstlichen Städte das Strafrecht über Bürger und Gemeinde-Angehörige, und die Verwaltung des Gemeindevermögens; als städtische Organe dienten: der äußere und innere Rath, welcher die Gemeinde repräsentierte, und der Magistrat für die öffentlichen Functionen, die Polizei und die ökonomische Verwaltung. An der Spitze stand der Bürgermeister, das Gemeindevermögen verwaltete ein Stadtkämmerer; in Wien war für die Strafjustiz ein Stadtrichter bestellt. Im Rathe selbst und in den Ehrenstellen machte sich bald der Einfluß einiger weniger patricischer, oft adeliger Familien geltend, welche auf diese Weise die ganze Verwaltung der Gemeinde als ihr Monopol ansahen und das Gemeindevermögen zu ihrem eigenen Besten verwandten. Zwischen diesen patricischen Familien und den zünftigen Handwerkern bildete sich auf diese Weise eine ebenso tiefe Kluft, wie im Mittelalter. Dabei litten die Gemeinden, welche ohnehin durch Steuern und Abgaben schwer belastet waren, durch den in Folge der Parteirücksichten platzgreifenden Mangel einer Controle über die Gebarung mit dem Gemeindevermögen, so daß alle Städte tief verschuldet waren. Neben diesen freien landesfürstlichen Städten bestanden aber auch fortwährend die unterthänigen, welche ihren Grundherren mit Zinsen und Frohnden dienen mußten.

Die vollkommene Zerstörung der Autonomie auch in den freien Städten erfolgte unter Maria Theresia und Josef II., welche wie mit allen anderen Corporationen und historischen Rechten auch mit diesen städtischen Freiheiten aufräumten. Alle früheren Vorrechte wurden allmählich aufgehoben, die Gerichtsbarkeit, Rekrutierung, die Polizei, das Volksschulwesen, die ökonomische Verwaltung in den Jahren 1754—1765 kaiserlichen Beamten übergeben, zwischen freien und unterthänigen Gemeinden wurde kein Unterschied mehr gemacht, alles Eigenthum der Gemeinden wurde für verkäuflich erklärt, die Amtstracht der Rathsherren verpönt und endlich von Josef II. 1783—1786 befohlen, daß in größeren Städten der Bürgermeister und der Stadtrath, in kleineren wenigstens der Justizreferent (Syndicus) Juristen sein sollten, eine Maßregel, welche durch die Einführung der allgemeinen Gerichtsordnung (1781) und Abschaffung der mannigfaltigen bisherigen Prozeßordnungen nothwendig wurde. An die Stelle des äußeren Rathes trat ein Bürgerausschuß, der für ökonomische Angelegenheiten dem Stadtrathe beigegeben wurde, ohne jedoch etwas beschließen zu können. Dieses Recht hatte nur der Rath. Als nun die Restauration unter Leopold II. auftrat, war das Selbstbewußtsein des Bürgerthums so gesunken, daß keine Stadt die Bitte um eine entsprechendere Vertretung aussprach, nur die steirischen Städte stellten ein solches Verlangen, wurden jedoch von den Ständen mit Hohn abgewiesen. Leopold, der ein Freund der Städte war, gab ihnen die Autonomie in den rein communalen Angelegenheiten zurück. Sie erhielten das Wahlrecht der städtischen Magistrate, der Stadtrath selbst die Verleihung der Gewerbe, die Feststellung der Marktordnung, die Vermögensverwaltung, in Steiermark durften aus jedem Kreise zwei bürgerliche Abgeordnete in den Landtag gewählt werden, der Zutritt in den ständischen Ausschuß, um welchen sie

gebeten hatten, wurde ihnen jedoch nicht gestattet. Und nicht einmal diese wenigen Rechte blieben im XIX. Jahrhunderte ungeschmälert. Seit 1803 wurden die Bürgermeister lebenslänglich eingesetzt, 1808 das Wahlrecht der Bürger auf einen Rathsmann für die ökonomischen Angelegenheiten beschränkt. Das Bürgerthum ließ sich geduldig ein Recht nach dem andern entziehen, das Gefühl für Selbständigkeit war ihm ganz abhanden gekommen. Dagegen stieg in dieser Zeit der materielle Wohlstand stets höher. Schon die Veräußerung der Klostergüter, welche gerade in unseren Ländern sehr große Dimensionen annahm, hatte dem Bürger vielfach genützt, der bei dieser Gelegenheit billige Gründe und Häuser erwarb; besonders waren es aber die volkswirthschaftlichen Reformen Maria Theresia's und Josef's, die vornehmlich dem Bürger zugute kamen. Demnach sehen wir auch zuerst in den größeren Städten, Wien, Graz, Linz, Klagenfurt einen raschen Zuwachs der Bevölkerung, ein Aufblühen des Gewerbes und der Kunstindustrie, der Künste und der Wissenschaften, welche das Bürgerthum zu einem der gewichtigsten Factoren im Staate machen; in diesen Prozeß wurden dann auch die kleineren Landstädte hineingezogen, und so bereitete sich das Bürgerthum allmählich zur Übernahme jener Rolle vor, welche ihm seit 1848 zugewiesen wurde: der Führer der Nation zu sein auf jedem Gebiete des politischen, des geistigen und des materiellen Fortschrittes.

Diesen bevorzugten Ständen: Geistlichkeit, Adel und Bürgerthum, deren Entwicklung wir bisher geschildert haben, stand als Hauptmasse der Bevölkerung der Bauernstand gegenüber. Wir haben schon bei Beschreibung der deutschen Einwanderung in unsern Ländern aufmerksam gemacht auf die verschiedenen Verhältnisse, in welche hier der Bauer gleich anfangs trat, und daß der größte Theil der deutschen Bauernschaft als Zinsbauern (Coloni) auf den Gütern

des großen Grundbesitzes saß. Nebst diesen gab es aber auch eine Anzahl Gemeinfreie, die ihr Gut als volles Eigenthum bebauten; vorzüglich im Salzburgischen müssen wir uns dieses Verhältniß unter den ersten Ansiedlern häufiger denken Im Laufe der Zeit trat jedoch auch dieser Theil der Bevölkerung in ein Abhängigkeitsverhältniß zu dem hohen Adel und der Geistlichkeit. Es mußte nämlich jeder Freie ursprünglich auch Heeresdienst leisten, der natürlich desto schwerer auf ihm lastete, je kleiner sein Besitz war. Deshalb hatte schon Karl der Große die Heerbannpflicht an ein bestimmtes größeres Maß von Grundbesitz geknüpft. Hiedurch entwöhnte sich jedoch der ärmere Gemeinfreie des Waffenhandwerkes, und es begann, wie schon oben ausgeführt wurde, die Scheidung zwischen ihm und dem Heerbannpflichtigen größeren Grundbesitzer, die allmählich zur Bildung eines bevorzugten Adels führte. Aber auch seine Unabhängigkeit konnte der ärmere nicht lange behaupten. Denn abgesehen davon, daß er eines mächtigen Schutzes bedurfte in einer Zeit, wo der Staat denselben noch nicht in hinreichendem Maße gewährte und die feindlichen Einfälle besonders der Magyaren an der Tagesordnung waren, konnte der Bauer viele ökonomische Vortheile nur von einem großen Grundherrn erhalten, der ihm Brach- und Stoppelweide, Wiesen, ja selbst Culturland zur Vergrößerung und zum besseren Betriebe seiner Wirthschaft verleihen konnte. Auch die Loslösung von der Heerespflicht, von dem Besuche der öffentlichen „Dinge“ n. s. w. konnte der Bauer erringen, wenn er sich einem Herrn unterwarf; viele opferten ihre Freiheit aus religiösem Gefühl den Kirchen und Klöstern. Deshalb nahm die Zahl der Gemeinfreien immer mehr ab, und sie traten in das Verhältniß eines Zinsbauers; für den Schutz und für Verleihung von Grund und Boden übernahmen sie gewisse Leistungen für den Herrn, ohne jedoch leibeigen zu werden. So gingen die alten

freien Markgenossenschaften, wo sie bestanden, allmählich in das „Hofsystem“ der Colonen über, indem alle Markgenossen dem Besitzer des Hofes zinsbar wurden. Weil die reichen adeligen Großgrundbesitzer seit der Karolingerzeit die richterliche Gewalt, erst persönlich, dann erblich überkamen, so bildete sich bald das Verhältniß der Unterthänigkeit heraus, demzufolge der Grundherr auch die Jurisdiction über seine Bauern bekam, so daß bei uns schon im XI. Jahrhunderte für dieses Verhältniß der Name „Herrschaft“ allgemein gebräuchlich wird. Doch wurde der deutsche Bauer, wie schon gesagt, nicht leibeigen, weder der ursprüngliche Zinsbauer noch der in dessen Stellung herabgedrückte freie Grundbesitzer, sondern sie behielten ihre persönliche Freiheit und das Erbrecht auf ihrem Gute, ja es kommen Fälle vor, daß sie von Adel und Geistlichkeit Lehngüter erhalten oder solche kaufrechtlich erwerben. Auch blieben, wie schon oben erwähnt, lange Zeit hindurch Bauern als Besitzer freien Grundes in unsern Ländern bestehen. Leibeigen wurde meistentheils nur die slavische Bevölkerung und die von Deutschland besonders auf geistliche Güter versetzten Leibeigenen, bis in das XI. Jahrhundert auch die Kriegsgefangenen.

Die Leistungen, zu denen ein Bauer für sein Lehen verpflichtet war, bestanden in der Robot (ein slavischer Ausdruck für Arbeit) d. h. Feldarbeit auf dem Herrengrund, und entweder in Naturalabgaben für den Hausbedarf des Herrenhofes, oder in gewissen Diensten an demselben. So gab es Feuerlehen mit der Verpflichtung, für die Feuerung am Herrenhofe zu sorgen, Kohlenlehen, Lauf- oder Botenlehen, Roß- oder Wagenlehen (je nachdem der Bauer mit Pferden oder Wagen dienen mußte), Fischfang- und Wachs-, Hirtenlehen u. a. Aber auch gewerbliche Leistungen wurden oft bedungen, z. B. die Kürschner-, Leder- Schmied-, Zimmer-, Weblehen u. a. Indessen finden wir, besonders in Österreich, Stei-

ermark und Kärnthen manche Gegenden, in denen der deutsche Bauer gar keine Frohne zu leisten hatte, sondern nur unter der Jurisdiction der Herrschaft stand und gewisse Gebühren an dieselbe zu zahlen hatte. Härter wurde der slavische Bauer behandelt und der Leibeigene im Allgemeinen. Der Leibeigene war zu täglichem Dienste verpflichtet, bewirthschaftete die Grundstücke seines Herrn, diente ihm im Hause als Knecht und Handwerker und wurde rechtlich wie eine Sache betrachtet, welche der Herr nach Belieben verkaufen, verschenken, vertauschen oder verpfänden durfte. Nicht einmal die Ablegung eines Ordensgelübdes und der Eintritt in ein Kloster machte ihn frei, daher konnte er auch nicht Priester werden. Doch verminderte sich der Stand der Leibeigenen dadurch, daß seit dem Beginne des XI. Jahrhunderts die Freilassungen derselben stets häufiger wurden, besonders wenn man die Leute testamentarisch einer Kirche vermachte; nach dem Gewohnheitsrechte mancher Länder (z. B. Kärnthens) wurde seit dem XII. Jahrhundert auch ein Theil der aus einer Ehe zwischen Leibeigenen und Freien entstammenden Kinder frei. Es bot sich ihnen auch die Gelegenheit durch einen einjährigen Aufenthalt in einer Stadt das Recht des Loskaufes zu erwerben („Stadtluft macht frei"). Seit dem XIV. Jahrhundert werden sie nicht mehr allein, sondern stets mit dem Grund und Boden verkauft, und im XV. Jahrhunderte sind sie bei uns im Allgemeinen den anderen „Unterthanen" gleich geworden.

Im allgemeinen stand jeder auf fremdem Grund und Boden Seßhafte unter der Jurisdiction des Grundherrn; doch bekamen die bäuerlichen Dorfgemeinden bald das Recht, als solche Eigenthum zu erwerben und eine eigene Gerichtsbarkeit. Diese wurde ausgeübt von einem Richter, der von der Gemeinde gewählt und von der Obrigkeit bestätigt wurde, dem auch die Handhabung der Ortspolizei

zufiel. Doch bildeten sich bald kleine Gerichtsbezirke mit eigenem Rechte (Ban, Pan) und gewöhnlich dreimal im Jahre abzuhaltenden Gerichtstagen (Panteidinge); für Berg- und Weinbau treibende Gemeinden gab es auch eigene „Bergteidinge". Spuren von diesen Teidingen finden sich schon im XII. Jahrhundert, allgemeiner wurden sie jedoch erst im XIV. Jahrhundert.

Besonders gehoben wurde der Bauernstand im XII. und XIII. Jahrhundert.

Die Ergiebigkeit des Bodens und die freiere Lebensstellung schuf in dieser Zeit einen wohlhabenden, aber auch übermüthigen deutschen Bauernstand, besonders in Österreich, dem Lande des Überflusses, wie es damals hieß, wo der Weinbau sowohl zum Reichthum als auch zur Entwicklung des frischen Humors, welcher uns noch heute in den Weingegenden überall entgegentönt, wesentlich beitrug.

In Folge der Kreuzzüge kehrten viele Herren nicht mehr aus dem heiligen Lande heim oder verarmten, so daß ihr Besitz zerstückelt wurde. Eine ähnliche Zersplitterung trat ein bei dem in derselben Zeit erfolgten Aussterben der großen reichsunmittelbaren Geschlechter der Schala-Burghausen, Bogen, Peilstein, Pleien, Falkenstein u. a. Hiedurch wurde dem einzelnen freien Bauer oder den Dorfgemeinden als solchen Gelegenheit geboten, ihren Grundbesitz durch Pachtungen, ja selbst durch Kauf zu vermehren. Bald wuchs aber der Druck, der auf den herrschaftlichen Bauern lastete, u. z. um so mehr, je mehr der Luxus unter dem Adel überhand nahm, und je mehr Aufwand die Concurrenz desselben mit dem reichen Bürgerthume erheischte. Zudem war das Eigenthum des Bauers noch nicht gesichert, und Brand und Plünderung suchten ihn, wenn sein Herr in einer Fehde lag, immer heim. Dabei mußte er auch die gesammten Lasten des Staates tragen; weil nemlich das Steuersystem in den Städten und bezüglich des Handels und

Gewerbes noch nicht geordnet war, so mußte der Grund und Boden alles leisten, und die Grundherren wälzten natürlich alle von ihnen bewilligten Steuern und Giebigkeiten auf den Landmann über. Da der Bauer keine Vertretung in dem Landtage hatte, so fehlte ihm auch der rechtliche Schutz gegen diese Bedrückungen und je mehr die Ständemacht sich hob, desto höher stiegen die Forderungen der Herren gegenüber dem Bauer.

Die Zinse wurden willkürlich erhöht, es wurden Abgaben für alles mögliche eingetrieben; bei Geburten, Trauungen, Sterbefällen, für das Holzklauben im Walde, für Weide- und Wiesen-Benützung, wenn ein besonderes Fest im Herrenhause gefeiert wurde u. s. w. mußten Geldsummen, Eier, Hühner, Garn, Feldfrüchte abgeliefert werden. Dazu kam noch der Zehent an die Kirche, die vielen Kriege seit dem XV. Jahrhundert, das Andringen der Türken und Ungarn, die Pest und verheerende Elementar-Ereignisse, so daß der Bauer zur Verzweiflung getrieben wurde und in gewaltsamen Aufständen sich selbst Hilfe zu schaffen strebte. So waren schon im XV. Jahrhundert unter der Regierung Friedrichs III. Bauernaufstände ausgebrochen; die Bauern vereinigten sich zu einem Bunde, der die Steuern verweigerte und sich mit Waffengewalt gegen den Adel sowohl wie gegen die Ungarn und Türken schützen wollte.

Die bedeutendsten Aufstände mit allen Greueln eines leidenschaftlichen socialen Kampfes brachen jedoch aus im XVI. Jahrhunderte. Der allgemeine Ruf gieng nach dem „alten Recht“, und „frei Holz, frei Wasser, freie Jagd“ waren die ersten Forderungen der Bauern. Der Anstoß zu dem Ausbruche des Kampfes gieng von Deutschland aus, wo der Bauer ebenfalls zur Empörung geschritten war. Schon 1503 mußte ein Aufstand in Krain gewaltsam unterdrückt werden. Nach 10 Jahren loderte die

Flamme in ganz Inner-Österreich auf, zu derselben Zeit, als in Schwaben der Bauernbund „der arme Konrad“ den Kampf gegen den Adel begann. Wohl gieng die Empörung zumeist von dem windischen Bauer aus, der schlechter behandelt wurde als der deutsche; doch ergriff die Bewegung auch deutsche Gegenden Kärnthens und der Mittelsteiermark. Selbst manche Städte zeigten sich den Bauern geneigter als dem Adel, und die Bergknappen ergriffen offen deren Partei. Der Adel erkannte nicht die Nothwendigkeit, durch Zugeständnisse dem Greuelkriege vorzubeugen und schob alle Schuld auf die Regierung; erst im letzten Momente versuchte er einzulenken, aber zu spät. Auch die Ermahnung des Kaisers Max I., bei dem die Bauern durch eine eigene Bittschrift ihr Vorgehen zu beschönigen suchten, fruchtete bei dem erregten Volke nichts, und so brach ein Kampf aus, der die schrecklichsten Greuel erzeugte. Freilich wurden die Bauern in Steiermark, Kärnthen und Krain von Georg von Herberstein und Sigmund Freiherrn von Dietrichstein bald geschlagen, und erhielten nebst anderen Strafen einen Aufschlag auf jedes Bauernhaus (1 fl. in Krain, 8 Pfennig in Kärnthen), doch es gährte im Volke stets gefährlicher, und der Versuch Maximilians I., durch „Umreiter“, welche alle Klagen der Bauern und der Gutsherren untersuchen sollten, die Gemüther zu beruhigen, scheiterte an dem Widerstande der Stände. Da erscholl das Wort Luthers von der evangelischen Freiheit, welches in Deutschland unter dem Bauernvolke gezündet und den großen Bauernkrieg entfacht hatte. Die „12 Artikel“ der süddeutschen Bauerschaft wurden nun auch bei uns als Forderung aufgestellt u. z.: Abschaffung der Ablaßtaxen, der neuen Zehenten, Aufhebung der Leibeigenschaft, freie Benützung der Jagd und Fischerei, Zutheilung der Waldungen, Verminderung der alten und Abschaffung der neuen Abgaben, freie Wahl der Pfarrer und

Rückstellung aller widerrechtlich entzogenen Gemeindegründe. Der Aufstand brach in Salzburg aus (1525) und verbreitete sich rasch über Obersteiermark. Überall waren es die Bergknappen, die mit dem Bauer gemeinschaftliche Sache machten. Die steirischen Stände sandten zwar den alten Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein gegen Obersteiermark; doch dieser wurde in Schladming von Michel Gruber überfallen und gefangen; desgleichen kam das ganze Salzburger Land in die Hand der beiden Hauptleute der Aufständischen, des reichen Gewerken Weitmoser und des Knappenführers Michel Gruber. Endlich wurde durch Vermittlung der bairischen Herzoge eine Verständigung zwischen dem Erzbischofe und den Aufständischen angebahnt, und im Enns-Thale der Aufruhr durch Niklas von Salm unterdrückt, wobei Schladming zerstört wurde. Im nächsten Jahre wiederholten sich jedoch im Pinzgau an der Rauris und der Gastein dieselben Unruhen; aber auch diesmal erlagen die Bauern, und ein schreckliches Blutgericht in Radstatt beendete den Bauernkrieg, ohne daß das Volk einen Vortheil errungen hätte. In Österreich hatte es zwar auch einzelne Tumulte gegeben, aber keinen eigentlichen Bauernkrieg; deshalb beschränkte man sich hier auf geringere Strafen, besonders galt als Ehrenstrafe das Zerschlagen der Glocken der unruhigen Gemeinden. In Kärnthen und Krain hatten rechtzeitige energische Rüstungen der Stände den Ausbruch der Unruhen verhindert. Wie die Reformation trotzdem um sich griff, und wie die Gegenreformation durchgeführt wurde, ist schon früher erzählt worden.

Die Folge dieser großen Bewegung war für den Bauernstand ein noch festeres Knüpfen des Unterthänigkeits-Verhältnisses, obwohl auch diesmal es in den deutschen Gebieten unserer Ländergruppe nicht bis zu einer wirklichen Leibeigenschaft ausartete. Der deutsche

Bauer behielt da immer noch seine Stammeseigenthümlichkeit in Wirthschaft und Gemeinde; er saß auf seinem geschlossenen Hofe und bewahrte einige Reste der früheren Freiheiten für seine Person und sein Eigenthum. Doch wurden diese von nun an stets mehr eingeschränkt. Er durfte seit 1540 und 1571 kein bürgerliches Gewerbe betreiben, nur die Hausindustrie der Schmiede, Schneider, Schuster und Weber war auf den Dörfern gestattet. Die Übersiedlung in die Stadt und der Ankauf bürgerlicher Gründe wurde als „gesetzlicher Unfug" gerügt. Zwar versuchte es die Regierung unter Leopold I. und Karl VI. ihn durch Robotgesetze vor ungerechtem Drucke zu schützen, doch in persönlichen und bürgerlichen Rechten blieb er gänzlich dem Grundherrn unterthan.

Endlich stellte sich zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia das Verhältniß in folgender Weise heraus: die Bauerngründe zerfielen in Rustical- und Dominicalgründe, je nachdem sie im Jahre 1542 sich im Besitze des Bauers oder der Grundherrschaft befunden hatten. Diejenigen Gründe, welche ursprünglich zum Weinbau gestiftet wurden, hießen „Bergbesitzungen" und ihre Besitzer „Bergholde" oder „Hauer". Alle Gründe waren weiter entweder Hausgründe, welche mit dem Wohnhause eine Nummer bildeten und von demselben nicht getrennt werden konnten, Hausüberländgründe, welche zwar einen Grundtheil für sich bildeten, aber mit einem bestimmten Hofe unlösbar verbunden waren, und freie Überländgründe, welche zu keinem bestimmten Hause gehörten und mit denen daher der Eigenthümer frei verfügen konnte, auch für den Todesfall. So war es auch möglich, daß jemand durch Besitz mehrerer solcher Gründe Unterthan mehrerer Grundherrschaften zugleich sein konnte. Nach der Größe des Grundbesitzes unterschied man: Ganzlehen (Vollbauern, Ganzlehner), Dreiviertel-, Halb-, Viertel-, Achtellehen und Kleinhäuser (Keuschler, Gärtler, Batzen-

häusler, Hauer). Die Größe des Ganzlehens war nach den verschiedenen Ländern verschieden; auch die Achtellehen kamen nur im Weinlande, speciell in Nieder-Österreich vor. Als Abgaben bestanden: 1. Geldzinse; 2. Schirmbriefgebühren, welche von jedem neuen Besitzer eines Bauerngutes für den Kauf- oder Schirmbrief zu zahlen waren; 3. „Kleinrechte" d. i. Kälber, Schafe, Hühner, Enten, Eier, Schmalz u. s. w.; 4. Zinsgetreide; 5. „Bergrecht" d. i. Weinmost, Wein oder eine Geldleistung von den Weinbergen; 6. Robot (Zug-, Hand- und Fußrobot) und zwar „ungenannte", welche von dem Belieben der Herrschaft abhieng, und „gemessene", welche die Anzahl der Tage und die Art der Arbeit feststellte (z. B. ackern, pflügen, jagen, treiben, spinnen 2c.). Nebst diesen unveränderlichen bestanden noch als veränderliche Abgaben („Urbarialgaben"): das Laudemium, eine Gabe bei Besitzveränderungen als Anerkennung des Obereigenthums des Grundherrn; das Mortuar, welches der Grundherrschaft bei einem Todesfalle von der Verlassenschaft entrichtet wurde und 2—28% des gesammten Vermögens oder Leistungen in natura z. B. den schönsten Ochsen („Sterbochse") betrug; das Abfahrtsgeld, wenn der Unterthan aus dem Bereiche der Herrschaft übersiedelte, und endlich der Zehent, welcher jedoch nicht immer den 10. Theil des Ertrages ausmachte.

Alle diese Lasten trug der Bauer und war hiebei noch der Willkür seines Grundherrn ausgesetzt, welcher zugleich auch die Gerichtsbarkeit über ihn übte, so daß im XVIII. Jahrhunderte eine dumpfe Gährung in den Massen herrschte. Eine entschiedene Wendung zum Besseren trat seit Maria Theresia und Josef II. ein, da auch bei uns, sowie überhaupt in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts in ganz Europa eine Agrar-Reform sich als unabweisbar herausgestellt hatte. Als Grundsatz wurde angenommen, daß der

Bauer, welcher bezüglich der Anzahl der Individuen die Grundlage und die Stärke des Staates ausmacht, so behandelt werden müsse, daß er sowohl sich selbst ernähren, als auch in Folge einer intensiveren Bewirthschaftung seines Grundes die Landessteuern bestreiten könne. Deshalb mußte alles entfallen, was ihn daran hinderte. 1748 wurde eine Rectificierung des Katasters vorgenommen als Grundlage einer Regulierung der Grundsteuer, der Bauer erhielt in den Kreisämtern Schutz vor seiner Grundobrigkeit durch das Unterthanspatent 1781, und auch das Strafrecht der Herrschaften wurde eingeschränkt. Um dem Bauer seinen Grundbesitz zu sichern, wurde den Herrschaften verboten, je nach Willkür die Gründe einem Besitzer zu nehmen und einem andern zu übertragen oder selbst zu behalten. Die Miethgründe mußten in Kaufrechtsgründe verwandelt werden. Alle Gemeindeweiden wurden ausgemessen und jedem Unterthan sowie der Grundherrschaft nach Maßgabe seines Grundbesitzes der auf ihn entfallende Theil zugesprochen. Niemand durfte zwei Bauerngüter besitzen, jedoch sollten alle zu einem Bauernhofe gestifteten Grundstücke und Waldungen untrennbar bei demselben bleiben. Endlich wurde von Josef II. die Leibeigenschaft, wo sie bestand, aufgehoben.

Um eine gerechte Steuervertheilung zu erzielen, wurde das Rusticale von dem Dominicale geschieden und ein neues Gültenbuch angelegt, in welchem jeder Besitz einzeln sammt allen seinen Gründen aufgeführt war. Die Herrschaften wurden gezwungen, ihre Einkünfte von den Bauerngründen zu fatieren, wonach ihre Steuer bemessen wurde; es durfte jedoch künftig vom Bauer nicht mehr eingehoben werden, als die Fassion bekundete, selbst wenn eine Herrschaft zu niedrige Angaben gemacht hatte.

Ingleichen wurden die Giebigkeiten geregelt. Das „Kleinrecht“ mußte zwar im Laufe des Jahres, aber in einer dem Bauer

gelegenen Zeit und in mittlerer Größe abgeliefert werden, beim Zinsgetreide wurde das Wiener Maß „ohne Gupf“ als Maßstab eingeführt. Besonders der Robot wurde große Aufmerksamkeit gewidmet; dieselbe blieb zwar bestehen, aber die unbestimmte Robot wurde nach der Größe des Bauernhofes auf eine bestimmte Anzahl von Tagen reduciert; weder Mensch noch Thier sollten hiebei über ihre Kräfte angestrengt werden; wo es gebräuchlich war, den Robotern Kost zu geben, sollte es hiebei bleiben u. s. w. Ebenso wurden noch Bestimmungen getroffen über die Dauer des Robottages, über die Fuhren und Botengänge ꝛc., das Laudemium, das Mortuar u. a. wurde auf einen bestimmten niederen Percentsatz beschränkt, die Forderung des „Sterbehauptes“ unbedingt untersagt. Auf den kaiserlichen Domänen hörte sogar alle Robot auf. Der Bauer erhielt die Freizügigkeit zugestanden, durfte frei heiraten, Gewerbe betreiben, sein Grundeigenthum verkaufen, vertauschen und vererben, nur nicht über zwei Drittel des Werthes mit Schulden belasten und nicht über das gesetzliche Ausmaß zerstückeln. Um die Unterthanen zu schützen, wurde dabei verordnet, daß ein Eintreiben der Leistungen durch Execution, Pfändung und Abstiftung nur mit Zustimmung des Kreisamtes erfolgen dürfe. Überhaupt hatten die Kreisämter die Unterthanen gegen jede ungesetzliche Handlung der Gutsobrigkeit zu schützen; in gewissen Streitsachen erhielt der Bauer sogar eine unentgeltliche fiscalische Vertretung, Porto-, Tax- und Stempelfreiheit. Die wichtigste Maßregel war aber die, daß alle bäuerlichen Lasten und Verpflichtungen reluiert (d. h. in Geld entrichtet) oder aboliert (d. h. für immer gegen Ertrag einer bestimmten Geldsumme aufgehoben) werden konnten, so daß bei sehr vielen Herrschaften innerhalb unserer Länder im Jahre 1848 keine Robot und kein Zehent in natura mehr bestand.

Die Folge aller dieser Gesetze war, daß überall neue Häuser und neue Dörfer emporwuchsen, die Bewirthschaftung des Bodens rationeller und intensiver wurde und jene riesige Menge freien Grundeigenthums entstand, welche die Grundlage der Entfaltung des Volksthums in der neueren Zeit wurde.

Es gieng aber mit diesen Reformen Maria Theresias und Josefs, wie mit vielen anderen ihrer segensreichen Einrichtungen: sie fanden besonders bei den früher bevorrechteten Classen den heftigsten Widerstand, und Leopold II. wurde zur Aufhebung des josefinischen Steuerwesens gedrängt; die anderen Einrichtungen bezüglich des Bauernstandes blieben jedoch bestehen. Interessant ist in dieser Zeit das Vorgehen der Bauern, welches beweist, wie die Reformen Josefs das Volk zur Aufnahme der neuen von Frankreich herübertönenden Ideen der Freiheit vorbereitet hatten. Als nämlich die Provinzialstände aller Länder, wie schon früher erwähnt, von Leopold stürmisch die Wiederherstellung der ständischen Prärogative verlangten, sandten die Bauern von Steiermark auch eine Deputation nach Wien, welche eine Vertretung des Bauernstandes im Landtage beanspruchen sollte. Sie beriefen sich darauf, daß der Bauernstand drei Viertheile der Bevölkerung ausmache, zum Heere den größten Theil der Rekruten stelle, und den größten Theil der Landessteuern zahle, so daß es ungerecht sei, ihn von dem übrigen Viertel der Bevölkerung abhängig zu machen. Leopold, welcher überhaupt als Schüler Montesquieu's den constitutionellen Ideen nicht abgeneigt war, übergab die Bittschrift seinen Räthen zur Begutachtung, und besonders der Vorschlag eines Referenten, den Bauernstand durch den sogenannten Landes-Advocaten (einen kaiserlichen Beamten in Wien, der die Klagen der Unterthanen bei den Centralstellen vortrug) im Landtage vertreten zu lassen gefiel dem Kaiser ausnehmend. Doch der Ausbruch der franzö-

sischen Revolution und die an denselben sich anschließenden Kriege lenkten die Aufmerksamkeit von den inneren Fragen ab.

So blieben die Verhältnisse des Bauernstandes im Allgemeinen unverändert bis zum Jahre 1848, welches endlich die völlige Freiheit des bäuerlichen Grundbesitzes mit sich brachte. Durch das Gesetz vom 7. September 1848, das Patent vom 4. März 1849 und die Ministerialverordnung vom 12. September 1849 wurde die sogenannte Grundentlastung durchgeführt. Unentgeltlich entfielen alle Rechte und Bezüge aus den persönlichen Unterthans- und Schutzverhältnissen, die obrigkeitlichen Jurisdictionsrechte, die Robot, Robotgelder der Inleute oder Häusler, und alle anderen Leistungen der Inleute, die Schirmbriefgebühren, die Wasserzinsen u. s. w. Die anderen Lasten auf den Bauerngründen wurden gegen eine billige Entschädigung abgelöst, welche theils von den Verpflichteten zu leisten war, theils aus Landesmitteln bestritten werden sollte. Der Bauer wurde vor dem Gesetze gleichberechtigt mit allen anderen Staatsangehörigen. Da auch schon seit den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia die Regierungen einen regen Eifer für das Volksschulwesen entwickelt hatten, so verbreitete sich die Bildung immer weiter bis in die tiefsten Schichten des Volksthums, und die constitutionelle Ära arbeitet durch die Maßregeln zur Hebung des Volksunterrichtes daran, dem Bauer die Ausübung seiner Rechte derart zu ermöglichen, daß es ihm und dem Gesammtwohle zum Besten gereiche.

Die Entwickelung des Ständewesens in Salzburg, welches Land bis in die neueste Zeit dem historischen Leben der österreichischen Länder ferngestanden hatte, erfolgte auf Grundlage derselben Verhältnisse und nahm im Allgemeinen denselben Verlauf wie in den bisher geschilderten Ländern. Nur war hier die Besiedlung durch freie Markgenossenschaften häufiger erfolgt als

in den anderen Ländern unserer Gruppe, und der Bauer erhielt sich deshalb seine Freiheiten länger. Noch im XVII. Jahrhunderte war der Bauer in Salzburg nach der Schilderung eines Chronisten frei, durfte eigene Güter besitzen und war seinem Herrn nur mit jährlichen Zinsleistungen und „Scharwerk“ verpflichtet. Politische Rechte besaß er gar nicht, zählte daher auch nicht zur Landschaft, doch hatte er Sitz und Stimme in der Landschranne. Daß aber auch hier die Belastung des Bauers durch den Grund- und den Landesherrn so stieg, daß sie zu offenem Aufruhr führte, das haben wir schon oben erzählt. Freilich mochte gerade die größere Freiheit der früheren Zeiten hier den Druck um so fühlbarer gemacht haben. Seit der Gegenreformation, welche den Bauernstand in Salzburg bedeutend verminderte, nahmen auch seine Freiheiten immer mehr ab, seine Lasten immer zu, doch kam er nie in Leibeigenschaft, und noch heute lebt die Tradition der alten Freiheit in seinem Schoße. Einzelne Familien können sogar ihre Jahrhunderte weit zurückreichenden Stammbäume aufweisen; so besitzt z. B. die Familie des Zehnerbauernhofes in Göriach einen solchen, der 400 Jahre umfaßt. Nachdem endlich Salzburg säcularisiert worden und endgiltig an Österreich gekommen war, entwickelte sich der Bauernstand in Salzburg in gleicher Weise wie der in den anderen Ländern unserer Gruppe.

Auch die Entwickelung des Städtewesens hält in den Grundzügen gleichen Schritt mit der früher geschilderten. Durch den bedeutenden Handel nach Steiermark zu dem Erzberge, nach Deutschland und Italien, sowie durch die reiche Ausbeute von Salz und edlen Metallen entstanden schon sehr frühzeitig viele Märkte und Städte, von denen Salzburg, Gastein, Hallein, Tamsweg, Radstatt, Werfen, Mittersill u. a. bald einen großen Wohlstand aufzuweisen hatten. Die Autonomie der Städte und des Bürger-

thums in denselben entwickelte sich ganz analog wie in den angrenzenden österreichischen Ländern. Die bürgerlichen Gemeinden erhielten allmählich eine Vertretung im Landtage, Selbstverwaltung und freie Wahl ihrer Pfleger und Richter. Das Gelüste nach Reichsunmittelbarkeit empfand nur die Stadt Salzburg, und wirklich gelang es ihr, von Friedrich III. dieselbe zuerlangen. Doch mußte sie bald darauf verzichten, als der Erzbischof Leonhard von Keutschach im Jahre 1511 Bürgermeister und Rath gefangen setzte, zum Tode verurtheilte und nur gegen Verzicht auf die Reichsunmittelbarkeit begnadigte. Ein zweiter derartiger Versuch der Salzburger wurde durch den Erzbischof Mathias Lang in dem sogenannten lateinischen Kriege 1523 rasch unterdrückt. Zufolge der Gegenreformation und der mit ihr gleichzeitigen Änderung der Hauptwege des Weltverkehres nahm dann in den Städten und Märkten die Bevölkerung und der Wohlstand rasch ab; die Gegenreformation gab auch stets neue Veranlassung zur Beschränkung der städtischen Autonomie. Erzbischof Wolf nahm der Gemeinde Salzburg die Gerichtsbarkeit und gab sie einem von ihm eingesetzten Stadtrichter; der Stadthauptmann, welcher sie früher geübt, behielt nur die Leitung des Polizeiwesens. Mit der stets steigenden Pracht des bischöflichen Haushaltes wurde die Stadt immer mehr eine bischöfliche Hofstadt, und die Bürgerschaft verlor endlich allen Sinn für das öffentliche Leben. Die Lasten stiegen, vermehrt durch die Prachtliebe, durch Mißwirthschaft, oder durch unverständige Geldgier der Erzbischöfe, während sich die Zahl der Einwohner verringerte. Am meisten litten die Gemeinden während der napoleonischen Kriege und unmittelbar nach denselben, während welcher Zeit Salzburg 7000 Einwohner verlor. Mit dem Eintritte der österreichischen Herrschaft mußte sich das Städtewesen auch im Salzburgischen jener Ordnung der Dinge anbequemen, die wir schon geschildert

haben, nahm dafür aber auch Theil an dem Aufschwunge des Bürgerthums in den anderen Ländern unserer Gruppe.

Der Adel Salzburgs hatte noch im Jahre 1389 den sogenannten „Igelbund" geschlossen, welcher sogar dem damals neuerwählten Erzbischof Eberhard die Huldigung verweigerte, wenn er nicht ihren Beschwerden abhelfe. Doch dieser Unabhängigkeitssinn gieng bald verloren, und der Adel büßte seine maßgebende Bedeutung ein, da die Erzbischöfe den größten Theil des landtäflichen Besitzes, theils durch Kauf, theils durch Einziehung der Lehen an sich brachten. Endlich entwöhnte sich der Adel ganz der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, die 45 landsässigen Geschlechter desselben trachteten nur nach einträglichen Stellen am Hofe oder im Domcapitel und überließen die Regierung allmählich ganz der Geistlichkeit.

Diese beherrschte somit und auch schon in Folge ihres großen Grundbesitzes das ganze Land. An ihrer Spitze stand das durchwegs adelige Domcapitel, welches seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts die Macht des Erzbischofs stets beschränkte, bis es endlich fast ganz allein regierte. Erst seit 1620 befreiten sich die Erzbischöfe von dieser Vormundschaft und beriefen wieder Landtage. Doch waren diese auch nichts anderes als die Postulatlandtage unserer Länder; der Absolutismus blieb sich überall gleich. Mit der Übernahme Salzburgs durch Österreich (1816) erlosch auch der letzte Rest der alten Institutionen. Das Reichsdomcapitel wurde aufgelöst, die Stände aufgehoben, der vermögliche Adel wanderte aus, und den wenigen zurückgebliebenen „Landmännern" wurde es 1822 freigestellt, sich den österreichischen Landständen anzuschließen.

Volkswirthschaftliche Entwickelung.

A. Landbau und Forstwirthschaft.

Die Art und Weise des Betriebs der Landwirthschaft in den ersten Jahrhunderten nach der Einwanderung des deutschen Stammes in unsere Ländergruppe wurde schon früher geschildert. Er war mehr extensiv als intensiv, weil genug uncultiviertes Land da war und die geringe Dichte der Bevölkerung eine gesteigerte Ausnützung des Bodens nicht erheischte. Sein Fortschritt zeigte sich mehr in Neurodungen und Entwaldungen als in der Änderung der Bewirthschaftung. Am Anfange des XIII. Jahrhundertes war die Cultivierung des Bodens im Ganzen und Großen bis zu dem gegenwärtigen Umfange vollendet; seit dieser Zeit entstanden sehr wenig neue ackerbauende Dorfschaften, auch war bis dahin die Eintheilung des gesammten Grundbesitzes in Wald, Weide, Wiese, Ackerfeld, Weingärten und im Gebirgslande in Alpen für Hornvieh und Kleinvieh beendet. Welchen Antheil daran die großen Klosterstiftungen unserer Länder hatten, das wurde schon früher geschildert. Aber auch als Musterwirthschaften dienten der Bevölkerung die geistlichen Meierhöfe, besonders der Cistercienser, welche dieselben über ihren ganzen Besitz zerstreut hatten und von Laienbrüdern unter Leitung eines magister conversorum nach den rationelleren Grundsätzen des französischen Stammhauses bewirthschaften ließen.

Aus den Aufzeichnungen mancher Klöster ersieht man, daß schon im XI. Jahrhunderte alle heute gewöhnlichen Feldfrüchte gebaut wurden, bis auf Mais, Erdäpfel u. a. Knollengewächse. Auch Hopfen und Wein werden schon in früher Zeit erwähnt. Viele von den Feldfrüchten hatten übrigens schon die Slaven gebaut; so scheint die Cultur des Heiden, des Fenchels, der Hirse und der Linse ins Oberdrauthal von den Slaven gebracht worden zu sein. Der Wein war in vielen Orten schon zur Römerzeit gepflanzt worden, so besonders in Unter-Steiermark und in Unter-Österreich südwärts der Donau. Von den übriggebliebenen Romanen mag sich derselbe auf die Slaven und theilweise auf die neuen deutschen Colonisten vererbt haben. Weitere Verbreitung fand er durch die Klöster; besonders durch Admont, Klosterneuburg, Kremsmünster, St. Peter, Zwettl, Heiligenkreuz, Rein u. a. Eine höhere Bedeutung als heute besaß damals die Bienenzucht, weil der Honig das einzige Mittel zum Süßen der Speisen war und auch als Meth in großen Mengen verbraucht wurde. Noch einträglicher war das Wachs, welches man in den Kirchen und später auch in den vornehmsten Häusern ausschließlich als Kerzenmaterial benützte. Deshalb bildeten auch die „Zeidler" ein eigenes Gewerbe.

Von Hausthieren wurde besonders das Schwein selbst im Hochlande massenhaft gezüchtet, weil die großen Waldungen, in denen die Eiche zahlreicher als jetzt vorkam, die Mastung erleichterten. Auch die Ziegen- und Schafzucht blühte. Im Alpenlande war schon damals, wie natürlich, die Rinderzucht und die Alpenwirthschaft die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Da finden wir schon in frühester Zeit die „Schwaiger" (wovon die heutige Benennung der Sennerin als „Schwoagerin" stammt), welche die Käserei im Dienste der Grundherrn gegen bestimmten Jahreslohn betrieben, u. z. in so ausgedehntem Maße, daß z. B. ein Ennsthaler

Schwaiger jährlich 1080 Stück Käse an das Stift Admont ablieferte. Die Pferdezucht nahm mit dem Aufblühen des Ritterdienstes und dem steigenden Bedürfnisse des Handels zu; es war daher eine starke Race, welche man züchtete, nicht zum schnellen Laufen, sondern zum Lastentragen geeignet. Auch hierin scheinen die geistlichen Stifte den anderen Grundbesitzern mit gutem Beispiel vorangegangen zu sein, da wir z. B. von einem weltberühmten Gestüte der Lambrechter in Piber hören.

Die Wälder waren theils Gemeindewälder der Markgenossenschaft, in denen alle, solange die freien Markgenossenschaften bestanden, das Nutzungsrecht genossen, theils gehörten sie dem Fiscus oder dem Grundherrn, dem auch das Jagdrecht und die Fischerei zustand. Was die Art und Weise der Ackerbenutzung betrifft, so ist schon früher die Entstehung des Flurzwanges und der Dreifelder- und Eggartenwirthschaft dargelegt worden.

Mit der steigenden Anzahl der Bevölkerung und der Vergrößerung der Ortschaften trat später natürlicherweise eine intensivere Bewirthschaftung des Bodens ein; ebenso trug das Entstehen und Anwachsen der Städte, welche dem Bauer theils direct als Absatzgebiete für seine Producte dienten, theils dieselben auf dem Handelswege weiter verführten, zum Aufschwunge des Landbaues bei. Besonders der Weinbau hob sich bedeutend, so daß er an Orten erwähnt wird, wo heutzutage keine Rebe mehr zu sehen ist. In Kärnthen, wo heutzutage der Weinbau fast erloschen ist, war er im Mittelalter fast über alle Thäler verbreitet; besonders im Lavant-Thale um Wolfsberg, Eberndorf, Sittersdorf gab es ausgedehnte Weingärten. Bürger von Wolfsberg kelterten noch im Jahre 1557 über 600 Starten Wein aus ihren Weingärten. Das größte Verdienst um die Hebung der Weincultur erwarb sich das Stift Bamberg, dessen aus Deutschland hergeschickten Vicedome,

Burgvögte u. s. w. hier Reben vom Rhein pflanzten. Im XV. Jahrhunderte hat besonders Christof Ungnad von Weißenwolf den Weinbau in der Umgebung von Sonnegg und im Jaun-Thale eingeführt, indem er spanische Reben anpflanzte. Seit dem XVII. Jahrhunderte beginnt aber ein rascher Verfall dieser Cultur. Weiter verbreitet als heutzutage war der Weinbau auch in Steiermark, Nieder- und Ober-Österreich. So bestand schon im XII. und XIII. Jahrhunderte der Weinbau um Leoben, Göß, Gradwein, Stübing, Feistritz, Semriach, Graz, St. Veit, in allen gegenwärtigen Weindistricten Nieder-Österreichs, aber auch noch bei Wilhelmsburg, St. Johann an der Traisen, Pirhn, Neustadt u. a. m. In Ober-Österreich zog man im Mühlviertel (um Aschach schon im IX. Jahrhunderte) einen sauren Wein, dessen Bau erst im XIII. und XIV. Jahrhunderte aufgelassen wurde; dasselbe gilt vom Traun- und Hausruckviertel. Die nächste Umgebung von Wien, welche jetzt durch die Vorstädte und Vororte verbaut ist, war mit lauter Weingärten bedeckt. Am Dominikanerplatz befanden sich noch im XII. Jahrhunderte Weingärten, ja es mußte sogar im XVI. Jahrhunderte der Ausbreitung des Weinbaues, welche schon den Getreidebau zum Nachtheile des Landes schädigte, durch eigene Gesetze der Landesfürsten gesteuert werden, und noch im Jahre 1453 ließ Ladislaus Posthumus neu angelegte Weingärten zerstören. Trotzdem producierte damals Nieder-Österreich jährlich mehr als zwei Millionen Eimer Wein.

Eine allgemeine Bedeutung für alle unsere Länder hatte der Leinbau, der von der deutschen Bevölkerung besonders in Ober- und Nieder-Österreich schwunghaft betrieben wurde. Weithin berühmt war auch der Safran-, Mohn- und Senfbau von Nieder-Österreich; der Safran, welcher durch die Kreuzzüge hieher gekommen war, wurde sogar von den Händlern dem spanischen,

italienischen und orientalischen vorgezogen. Die Obstzucht blühte ebenfalls schon frühe, besonders in Ober-Österreich und in den bambergischen Theilen Kärnthens, wo sie von Bamberg aus gefördert wurde.

Die weitere Entwicklung des Landbaues hängt enge zusammen mit den Schicksalen des Bauernstandes. Den größten Aufschwung nahm die Landwirthschaft in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhundertes, als der Bauer in verhältnißmäßiger Freiheit seinen Boden bebaute und das Land vor den äußeren Feinden sicher war. Seit dem Beginne des XIV. Jahrhundertes mehren sich aber stets die inneren und äußeren Kriege, Böhmen, Magyaren und Türken erschlagen und schleppen eine Menge wehrloser Bauern in die Gefangenschaft, der Adel wird stets übermüthiger, Überschwemmungen, Mißernten, der „schwarze Tod" decimieren den Bauernstand, bis endlich die Bauernaufstände des XV. und XVI. Jahrhundertes, die Vertreibung einer großen Anzahl von Bauern infolge der Gegenreformation Armut und einen stets wachsenden Verfall des Landbaus sowie die zunehmende Unterdrückung der bäuerlichen Freiheit mit sich bringen. Die Kriegsfurie des 30jährigen Krieges wüthete zwar in unseren Ländern, mit Ausnahme Ober-Österreichs und eines kleinen Theiles von Nieder-Österreich nicht direct, aber dafür litten sie unter dem furchtbaren Türkenkriege 1683, und nach Beendigung desselben durch die Pest und durch die Concurrenz von Ungarn, welches seine Producte billiger in unsere Lande lieferte und so die einheimische Production drückte.

Doch zeigen sich schon im XVII. Jahrhunderte die Vorzeichen einer Besserung. Vorzüglich wichtig wurde für den Landbau die Einführung neuer Feldfrüchte. Der Mais, welchen man früher als Pferdefutter aus Ungarn und Italien eingeführt hatte, gewann immer größere Verbreitung auch als Nahrungsmittel für den Menschen,

und wurde seit man aus ihm den beliebten „Sterz“ bereitete, die Hauptfrucht mancher Gegend. Eine noch größere Bedeutung erlangte die Kartoffel. Diese wurde in Wien schon 1682, also früher als in Deutschland, von Dr. J. Becher in ziemlicher Menge gepflanzt, und im Anfange des XVIII. Jahrhundertes zog man sie hier allgemein in Gärten und auf Feldern. Man aß sie überbrüht, mit Essig, Öl, Pfeffer und Salz. In Österreich wurde sie auch zuerst zur Branntweinbrennerei benützt, wenn nicht sogar ihre Verwendbarkeit hiezu hier entdeckt wurde. Karl VI. erkannte die Wichtigkeit der Kartoffel und suchte deren Anbau durch Befreiung desselben von dem Zehenten zu heben. Ihre allgemeine Verwendung als Nahrungsmittel datiert jedoch erst seit den Mißjahren der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhundertes.

Auch einzelne Adelige wendeten ihre Sorgfalt der Landwirthschaft zu. Unter allen ragt der Ober-Österreicher Freiherr von Hochberg hervor, dessen Werk: „Georgica curiosa oder adliches Land- und Feldleben“ das beste ökonomische Werk des XVII. Jahrhunderts ist und seit seinem Erscheinen (Nürnberg 1682) bis 1749 fünf Auflagen erlebte; 1745 erschien auch ein Auszug aus demselben: „Österreichisches Haus- und Wirthschaftsbuch“. Der Fortschritt machte sich jedoch nur auf den Gütern einiger großer Gutsbesitzer und zwar nur im Erzherzogthume und in dem deutschen Theile von Steiermark und Kärnthen bemerklich. Im allgemeinen kümmerte sich der Adel wenig um diese Angelegenheiten, und die Verwalter und Pächter waren ebenso schlechte Ökonomen wie die Bürger und Ackerbauer. Am meisten litt der Landbau unter der Robot, welche den Bauer an der intensiven und vernünftigen Bewirthschaftung seiner Gründe hinderte.

Eine entschiedene Wendung zum Bessern begann mit Maria Theresia und Josef II. Ihre Reformen zur Hebung des Bauern-

standes hatten eigentlich die Hebung der Landwirthschaft im Auge. Und wirklich trugen die gesetzlichen Bestimmungen der beiden Herrscher ihre Früchte. Der Ackerbau begann sich überall reich zu entfalten. Öde Haiden wurden cultiviert, wie das nach seiner hohen Gründerin benannte Theresienfeld bei Wiener-Neustadt beweist, Prämien für Klee-Cultur ausgesetzt, da bisher die Eggartenwirtschaft den Anbau von Futterkräutern vernachlässigt hatte, die Maulbeerbaumzucht als Grundlage einer künftigen Seidenzucht, die Obstzucht, Bienenzucht, der Flachs-, Lein- und Hanfbau unterstützt. In Nieder-Österreich wurde der Anbau von Krapp und Waid eingeführt, der bald große Dimensionen annahm. Zur Verbreitung einer rationellen Pflege aller dieser Culturen befahl Maria Theresia in allen Ländern die Errichtung von Ackerbaugesellschaften (in Steiermark 1764, in Wien 1773), welche mit Regierungsmitteln unterstützt wurden. Diese Gesellschaften vertheilten populäre Schriften über Ackerbau ꝛc. an Volksschullehrer und Landgeistliche, in unseren Ländern vornehmlich „eine kurze Anleitung zur Wartung und Pflege der Maulbeerbäume, Seidenwürmer, Obstbäume, des Flachses und der Bienen". Jedoch war ihr Einfluß auf die Bevölkerung unbedeutend, da sich in ihnen nur die Theorie breit machte und es an freiwilligen praktischen Theilnehmern fehlte; sie giengen daher bald ein. Besser wirkten andere Maßregeln der Regierung. Für Bienenzucht wurde in Wien eine Hauptschule und in Nieder-Österreich mehrere Subalternschulen errichtet, in welchen die „Bienenmeister" Unterricht empfiengen; auch wurde der Bienenzehent aufgehoben. Zur Hebung des heimischen Leinenbaues trug das Einfuhrverbot der Linnenstoffe und die Förderung der Leinenmanufacturen viel bei. Dort wo eine besondere Cultur schon bestand, wurde sie durch Privilegien geschützt; so bekam z. B. der Markt Greifenburg in Ober-Kärn-

then, in dessen Umgebung der Flachs- und Hopfenbau blühte, von Maria Theresia ein eigenes Privilegium zur Flachsbereitung. Auch Tabak versuchte man auf Antreiben der Regierung in Steiermark, Ober- und Nieder-Österreich pflanzen; dagegen waren Hopfen und Karden hier wenig gekannt. So machte unter Maria Theresia und Josef II. der Landbau riesige Fortschritte. Nieder- und Ober-Österreich waren nach gleichzeitigen Berichten ein wahrer Obstgarten.

Auch die Nachfolger der beiden großen Herrscher widmeten dem Ackerbau ihre Sorgfalt. Freilich wurde der rasche Aufschwung gehemmt durch die Franzosenkriege, durch die Finanzcalamitäten und durch die Indolenz des doch noch nicht ganz freien Bauers, dessen starrer, conservativer Sinn sich gegen jede Neuerung sträubte; man arbeitete aber unausgesetzt an der Hebung dieses Urgrundes der nationalen Wohlfahrt. Diese Sorgfalt erstreckte sich auch auf das kaum gewonnene Salzburg. Schon 1806 wurden daselbst durch Erzherzog Ferdinand 35.000 Tagbauten uncultivierten Bodens an Colonisten abgegeben, der Anbau des Buchweizens, der Hirse, des Maises, besserer Flachssorten und vorzüglich der bis dahin noch unbekannten Kartoffel durch die Regierung gefördert, trotz des Widerstandes der Gebirgsbauern, welche vornehmlich dem Kartoffelbau einen zähen Widerstand entgegensetzten. Als aber Salzburg mit Österreich direct vereinigt wurde, kamen ihm auch alle anderen hier ins Leben gerufenen Institutionen zugute. In Nieder-Österreich war im Jahre 1806 die landwirthschaftliche Gesellschaft in Wien entstanden, nachdem die frühere 1763 zu Grunde gegangen war. Um durch den Unterricht zu wirken, wurde die praktische landwirthschaftliche Schule in Vösendorf errichtet mit einer Fabrik zur Herstellung besserer Ackergeräthe, dann die k. k. Fachschule in Maria-Brunn. Einen großen Einfluß auf die Entwickelung

der landwirthschaftlichen Verhältnisse übte in Nieder-Österreich der Tiroler Peter Jordan, welcher seit 1796 an der Universität zu Wien Vorträge über Landwirthschaft hielt und seit 1806 als Director der kaiserlichen Güter Vösendorf und Laxenburg diese zu Musterwirthschaften und zu einer praktischen Schule für Landwirthe machte. Er war der erste, welcher aus der Vösendorfer Fabrik verbesserte Pflüge, Eggen, die Rübenschneidmaschinen u. a. in Österreich verbreitete. Auch wurde schon 1817 in Vösendorf der erste Versuch mit der Smit'schen Schneidmaschine gemacht. In Klagenfurt wirkte vortheilhaft als Lehrer der Landwirthschaft Johann Burger, ein Kärnthner. Auch er bemühte sich um die Verbreitung zweckmäßiger Ackerbaumaschinen, besonders für die Maiscultur. Steiermark hat fast allen Fortschritt in der Landwirthschaft dem Erzherzog Johann zu verdanken. Schon im Jahre 1808 schenkte er dem intelligenten Großsölker Bauer Bartholomäus Ginter neun Stück Tiroler Hornvieh zur Verbesserung der Race. Zehn Jahre später kaufte er den „Brandhof" und machte ihn zu einer Muster-Alpenwirthschaft. Im nächstfolgenden Jahre gründete er die landwirthschaftliche Gesellschaft in Graz, deren erster Präsident er wurde. Um deren Einfluß in die bäuerlichen Kreise, wo ja hauptsächlich der Schwerpunkt der Frage lag, wirken zu lassen, bereiste er persönlich das Land, und gründete durch persönliche Intervention 20 Filialen, denen über 2000 Landwirthe beitraten. Auch später kümmerte er sich noch vielfach um das Gedeihen dieser Zweigvereine und wohnte oft den Versammlungen derselben bei. Auf seine Veranlassung kauften die Stände (1822) einen Versuchs- und Musterhof, in dem alle Arten von Obst, Wein, Futter- und Getreidepflanzen angebaut und als Samen und Stecklinge bei den Versammlungen der Landwirthe vertheilt wurden. Er selbst errichtete in Pickern einen Musterweingarten („Johannis-

berg"). Von einer Reise in England brachte er die besten englischen Handgeräthe zum Obst- und Wiesenbau mit und förderte deren Verbreitung. Um auch bei den Dienstboten das Interesse für das Gedeihen der Wirthschaft zu fördern, regte er die Idee an, dieselben mit Prämien zu betheilen, sowie auch aus demselben Grunde verdienstvolle Viehzüchter Auszeichnungen erhielten. Ebenso ist die Gründung der wechselseitigen Brandschaden-Versicherungs-Anstalt für Steiermark, Kärnthen und Krain seiner Initiative zu verdanken, und so noch vieles andere. Nach dem Muster der Grazer landwirthschaftlichen Gesellschaft entstand unter seinem Protectorate im Jahre 1820 eine ähnliche Gesellschaft in Krain. Die Bemühungen aller dieser Vereine fanden die kräftigste Unterstützung an einzelnen Privatleuten, besonders Priestern und Ärzten. So hat sich um die Obstcultur in Nieder-Österreich der Benediktiner Rupert Helm bedeutende Verdienste erworben; seine weithin bekannte Baumschule in Leesdorf enthielt im Jahre 1813 über 700 Obstbaumarten. In derselben Art wirkte in Steiermark der Pfarrer Michael Pierwipfel aus Führing, dem das Raab-Thal seine Obstcultur verdankte. Auch der Rübenbau begann bei uns Wurzeln zu schlagen durch die Bemühungen Jacquins und stieg mit der Zunahme der Rübenzuckerfabrikation besonders in Nieder-Österreich.

Als dann 1848 die letzten Reste des ehemaligen Unterthanenverhältnisses des Bauers beseitigt wurden, da regte sich mächtig der Aufschwung auf allen Gebieten der Landwirthschaft; den besten Beweis hiefür gibt die Vergleichung der Ernte-Ergebnisse und des Viehstandes im Jahre 1848 mit dem gegenwärtigen. Gefördert wurde dieser Fortschritt durch Gründung von zweckentsprechenden Schulen. Den bedeutendsten Einfluß gewann in unseren Ländern die landwirthschaftliche Schule in Ungarisch-Altenburg und die k. k.

Akademie in Maria-Brunn. Allmählich entstanden auf Landeskosten niedere Ackerbauschulen, welche verwendbare landwirthschaftliche Vorarbeiter, Maier, Maierhofsleiter ꝛc. heranbilden (Grossau in Nieder-Österreich, Freiling in Ober-Österreich, Grottenhof bei Graz in Steiermark und die (Winter-) Ackerbauschule in Klagenfurt), landwirthschaftliche Mittelschulen (das Francisco-Josefinum in Mödling, die Praktikanten-Abtheilung in Grossau) und endlich die Hochschule für Bodencultur in Wien. Für Garten-, Wein- und Obstbaumzucht errichtete Nieder-Österreich die Landes-Obst- und Weinbauschule in Klosterneuburg, und die Weinbau-Mittelschule in Krems, die nieder-österreichische Landes-Obst- und Weinbauschule zu Feldsberg u. a. Auch die k. k. Gartenbaugesellschaft in Wien, obwohl sich ihr Wirkungskreis nicht bloß auf Nieder-Österreich beschränkt, hat durch den unmittelbaren Contact mit der Bevölkerung wohlthätig gewirkt. Einen großen Einfluß nehmen ebenfalls die in allen Hauptstädten mit Ausnahme Salzburgs für jedes Kronland speciell bestehenden landwirthschaftlichen Gesellschaften durch ihre Zweigvereine und Zeitschriften; gesteigert wurde derselbe durch die 1868 erfolgte Creirung eines selbständigen Ackerbau-Ministeriums. Als besonders praktisch erwies sich auch die Aussendung von Wanderlehrern auf das Land.

Auf diese Weise wurde ein rascher Fortschritt angebahnt. Die Alpenländer behielten naturgemäß die Viehzucht als Hauptfactor der Wirthschaft bei. Dabei wurden die Wiesen und Weiden sorgfältig gepflegt, das Zuchtmaterial verständig ausgewählt, so daß gegenwärtig die anderen Länder ihre heimischen Racen durch Einführung unseres Alpenzuchtviehs verbessern; besonders berühmt ist das Mürzthaler und Pinzgauer Rind, sowie das Ennsthaler starke Pferd; überhaupt zeichnet sich die sogenannte norische Pferderace durch Kraft aus.

Im Feldbau besteht im Gebirge noch die Eggarten-wirthschaft, d. h. die Felder bleiben nach ein- oder zweimaligem Anbau jahrelang (gewöhnlich drei Jahre) brach liegen. Diese uralte Bewirthschaftungsweise behauptet sich in Folge des Klima, welches einen reichen natürlichen Graswuchs fördert, des Mangels an Arbeitskräften und der Unwegsamkeit mancher Gegenden, wodurch das Düngen sehr kostspielig, ja oft geradezu unmöglich gemacht wird. Gebaut wird auf Eggarten am häufigsten Korn, Hafer und Erbsen. In der Ebene hat sich die Fruchtwechselwirthschaft Bahn gebrochen und auch die landwirthschaftlichen Maschinen fanden rasche Aufnahme. Von Culturen, welche besonders durch die deutsche Bevölkerung unserer Länder betrieben werden, sind hervorzuheben: in Nieder-Österreich vortrefflicher Weizen, Korn und Gerste in der Donau-Ebene, Mais um Wr.-Neustadt, bei Krems Senf, in Ober-Österreich vorzügliche Wiesencultur, in Steiermark Lein, Weberkarden und Hopfen. Rasch greift auch der Anbau der Futter- und Zuckerrübe und des Rapses um sich, dagegen geht die Flachs- und Hanf-Cultur zurück und beschränkt sich gegenwärtig nur auf die Hochgebirgsländer. Der Wiesenbau wird ebenfalls besser betrieben, besonders seit die Drainage in Anwendung kam, zu deren Durchführung auch den kleineren Landwirthen durch die von den landwirthschaftlichen Gesellschaften zu Wien, Graz und Klagenfurt angestellten Drainage- und Wiesenbau-Ingenieure die Möglichkeit geboten wurde.

Am meisten Fortschritte machte in unserem Jahrhundert der Wein- und Obstbau. Der Weinbau hat zwar, wie schon erwähnt, an räumlicher Ausdehnung im Laufe der Jahrhunderte einen Rückschritt gemacht, doch nur zu seinem Besten, da die Reductionen sich auf Orte beschränken, die ihrer Lage nach für Weinbau wenig Eignung besitzen oder dieselbe, besonders in Folge der un-

vernünftigen Waldverwüstung, welche den Weingärten ihren natürlichen Schutz raubte, im Laufe der Zeit verloren haben. Dagegen sind sowohl mit Rücksicht auf die Auswahl und Pflege der Reben, als auch auf die bessere Behandlung der Trauben und die Kellerwirthschaft höchst rationelle Neuerungen eingetreten. Vorzügliche Qualitäten producieren Gumpoldskirchen, Baden, Vöslau, Klosterneuburg, Grinzing, Nußdorf, Retz und die Umgebung von Radkersburg und Luttenberg. Die Obstcultur hat sowohl an räumlicher Ausdehnung, als auch an Qualität gewonnen. Es wird edles Obst gezogen, besonders im Grazer Kreise und längs der Donau, aber auch Mostobst in solcher Menge, daß jeder Bauer wenigstens im Wald- und Gebirgslande seine Mostpresse besitzt und den Haustrunk sich selbst bereitet; in Ober-Österreich allein wird in guten Jahren etwa eine halbe Million Hektoliter Mostobst auf diese Weise verbraucht. Doch ist in den letzten Jahren ein Rückgang in der Pflege des edlen Obstes unverkennbar.

Eine eigentliche Waldcultur bestand im Mittelalter gar nicht, was durch die große Ausdehnung der Wälder erklärlich erscheint. Zuerst scheinen auf die Nothwendigkeit eines Systems der Waldbenützung die Bergwerke hingeführt zu haben, deren Bestand an einen bestimmten Holzvorrath gebunden war, so daß seit dem XVI. Jahrhunderte die Forstordnungen bei uns immer häufiger werden. Erst im XVIII. Jahrhundert wurde jedoch die Nothwendigkeit einer Eintheilung des Waldes in Schläge eingesehen. Die Reformen Josefs II. erstreckten sich auch auf die Forstcultur, und die landwirthschaftlichen Gesellschaften nahmen sich derselben ebenfalls an. So gieng 1852 aus der Grazer landwirthschaftlichen Gesellschaft auf Antrieb der Erzherzog Johann ein Forstverein hervor, der wandernde Forstmeister anstellte zur Bereisung des Landes und Unterstützung der Waldbesitzer. Auch

wurden Stipendien zur Heranbildung von Forstwarten bestimmt. Nieder-Österreich errichtete in der Hinterbrühl eine Waldbauschule, und die k. k. Forstakademie zu Mariabrunn sorgte bis zu ihrer Auflösung für die Heranbildung tüchtiger, wissenschaftlich gebildeter Forstwirthe. In letzter Zeit hat diese Aufgabe die Hochschule für Bodencultur in Wien übernommen. Doch verschwinden die großen Forste, theils durch Mißwirthschaft, theils durch Speculationskäufe immer mehr, und seit dem Jahre 1848 geht auch der Bauernwald durch die Unvernunft seiner Besitzer trotz aller gesetzlichen Bestimmungen seinem Ende entgegen. Vorzüglich leidet derselbe durch das planlose Ausholzen und durch den Umstand, daß der Bauer im Gebirge in Folge der Alpenweiden im Stande ist, im Sommer mehr Vieh zu halten, als er im Winter erhalten kann; deswegen wird meistens nicht nur alles Stroh verfüttert, sondern es werden auch Eschen „geschnattet“, die mit Laub bedeckten Äste als Futter aufbewahrt und die Bodenstreu des Waldes und Baumäste als Streu benützt. Daß aber immer noch die Waldbenützung eine hervorragende Stellung in dem volkswirthschaftlichen Leben unserer Länder einnimmt, ist selbstverständlich. Das Holz wird theils als Bauholz auf Canälen und Flüssen geschwemmt, theils als Werkholz verführt, theils zu Holzkohle gebrannt. So lieferte z. B. Nieder-Österreich im Jahre 1873 über 600.000 Hektoliter Holzkohle, die einen Werth von mehr als einer halben Million Gulden repräsentierte. Aus dem Waldlande nördlich der Donau in Nieder- und Ober-Österreich werden viele Hausgeräthe, Faßdauben, Stöcke für Weingärten, alles Erzeugnisse einer ausgedehnten Hausindustrie, ausgeführt. Bemerkenswerth ist auch die große Sägemühlen-Industrie, welche aus dem Holzvorrathe der österreichischen Gebirge erwächst und theils von den Bauern selbst, theils von bedeutenden Industriellen schwunghaft betrieben wird. In Ober-Österreich

bestehen 979 Brettersägen, darunter 19 Dampfsägen, welche jährlich 92.000 Kubikmeter an Brettern, Pfosten, Latten rc. erzeugen. Endlich muß auch der Pechgewinnung gedacht werden, welche allgemein in den Nadelholz-Beständen üblich ist und des Nutzens, welchen man in Steiermark, besonders aus der Saualpe zieht; es wird hier nämlich der Speik gesammelt, der noch heutzutage ein Lieblingsparfüm der Orientalen liefert und deshalb in großen Quantitäten in die Levante ausgeführt wird. Für den Transport des Holzes dienen die verschiedenartig construierten Riesen, Klausen und Rechengebäude; als hervorragende Einrichtungen zu diesem Zwecke müssen erwähnt werden: der Schwemm-Canal im Neuwalde bei Maria-Zell und die große Schwemme, durch welche die Gebrüder Huebmer 1783 das ganze Urwaldgebiet des Naßwaldes nutzbar machten. Großartig sind auch die Schwemmen in Ober-Österreich in der Aist und Narn, sowie die mit dem riesigen Schwarzenbergcanal verbundenen in der Mühl, auf welchen jährlich 45.000 Klafter Holz getriftet werden, und die an 2600 Arbeiter beschäftigen.

B. Bergbau.

Der reiche Bergsegen unserer Länder wurde schon zur Römerzeit ausgebeutet, wie die vielen Reste uralter Baue in den Tauern beweisen; das norische Eisen, sowie auch norisches Gold waren schon in dem ersten Jahrhundert n. Chr. Geburt im ganzen römischen Reiche bekannt. Im Sturme der Völkerwanderung gerieth jedoch auch diese Quelle des Reichthums in Vergessenheit oder wurde, wie einzelne Spuren in Kärnthen zu Hüttenberg andeuten, von den einwandernden Slaven nur höchst primitiv benützt. Erst die Besiedlung der Alpen-Gegenden durch die Deutschen hat sie wieder reichlich fließen gemacht. Auch die weitere Ausbildung

und Erweiterung des Bergbaues geschah ausschließlich durch die Deutschen, so daß man wohl sagen darf, daß der Bergbau in unsern Ländern durchwegs deutsche Arbeit ist. Die Hauptgebiete desselben sind Salzburg, Ober-Steiermark und Kärnthen.

In Salzburg blüht, besonders im Gasteiner Thal und seiner Umgebung, seit uralter Zeit der reichste Bergbau. Schon die Römer hatten hier am Bockhart Silber und in der Rauris am Naßfelde Gold gewonnen. Die Wiedereröffnung dieser alten Baue erfolgte im Anfange des VIII. Jahrhunderts (eine Sage nennt für Naßfeld das Jahr 719), während früher schon die Salzsiedereien bei Reichenbach und Hallein in Betrieb gesetzt worden waren. Auch Goldwäschereien entstanden gleichzeitig, und das Goldsuchen wurde eifrigst betrieben. Die meisten Goldwäschereien besaßen hier in den nächsten Jahrhunderten das Erzstift Salzburg, das Kloster Admont und die Grafen von Pleien und Peilstein, welche dieselben sowie auch Grubenbaue von Einheimischen und Fremden gegen einen Zehent betreiben ließen.

Nach dem Aussterben der Peilsteiner (im Anfange des XIII. Jahrhunderts) fielen ihre Besitzungen an die Herzoge von Baiern, und es erhoben sich als mächtigstes Geschlecht die Herren von Goldeck. Später wurde ganz Gastein an die Erzbischöfe von Salzburg verpfändet und verkauft, und diese wandten nun dem Bergbau ihre besondere Aufmerksamkeit zu. Alle Wälder und edle Metalle wurden als Eigenthum des Erzstiftes erklärt und Berg-antheile nur gegen Zehenten an einzelne theils einheimische, theils aus Obersteiermark kommende Unternehmer abgelassen. Besonders beutete man den Rathhausberg auf diese Weise aus.

Schon im XIV. Jahrhundert (1342—1344) wurde durch eigene Bergordnungen, welche zu den ältesten derartigen Urkunden unseres Kaiserstaates zählen, der Betrieb der Werke und der Ver-

kauf der Metalle geregelt. Ein landesfürstlicher Wechsler hatte das Einlösungsamt und den Brenngaden unter sich, und nur er durfte mit den edlen Metallen handeln. Begünstigt wurde der Bergbau noch durch den Umstand, daß die Handelsstraße nach Venedig hier durchgieng, so daß alles dazu beitrug, um einen wohlhabenden Bürgerstand zu schaffen. Schon in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts gab es in den Gasteiner Bergen allein 50 verschiedene Gewerken. Unter diesen erlangten einzelne Familien solchen Reichthum, daß sie sich kühn mit dem Erzbischofe messen durften, wie z. B. die reichen Strohner oder Strachner, später die Weitmoser, Zott, Straßer, Reidegg u. a. m.; noch heute zeugen einzelne Reste der ehemaligen großen Gewerkenhäuser in Hofgastein von der stolzen, gesicherten Wohlhabenheit dieser Geschlechter. Die Erzbischöfe, in deren Interesse das Aufblühen des einträglichen Bergbaues lag, unterstützten auch jeden Unternehmer, so daß sich im XV. Jahrhunderte alles: Bauer, Bürger und Edelmann, dem Bergbaue zuwandte; ja auch reichsständische Patriciergeschlechter, wie z. B. die Fugger, hatten hier ihre Bergantheile und traten, so wie auch der höhere Hofadel in verwandtschaftliche Verhältnisse zu dem hiesigen Gewerkenadel.

In der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts wurden wiederum neue Bergwerksordnungen erlassen; der Bau auf Alaun wurde gestattet, jedermann wurde aufgefordert, Neuschurfe anzulegen, alte Baue zu eröffnen, Gold zu suchen. Auch die Eisengießerei suchte man in Flor zu bringen durch Privilegien, Hereinziehen fremder Arbeitskräfte u. dgl. Weder die drohende Ungarn- und Türkengefahr, noch Elementarereignisse konnten den raschen Aufschwung aufhalten. Besonders viel that Erzbischof Leonhard von Keutschach (1495—1519), um den Bergbau zu beleben und zu sichern und den Handel mit dessen Producten zu fördern. Unternehmende und

betriebsame Gewerken erhielten Vorschüsse, es wurde im Gesetzeswege dafür gesorgt, daß die Berg- und Hüttenarbeiter genügend und wohlfeil mit Speise und Trank versehen wurden, die Straßen wurden im ganzen Gebiete verbessert u. s. w. Im Jahre 1500 berief der Erzbischof alle seine Landesgewerken zu einer Versammlung, in welcher jeder die Mängel des bisherigen Bergbaues aufdecken sollte; nach diesen Äußerungen wurden dann die neuen Verordnungen verfaßt. Diese Sorgfalt der Regierung war freilich nicht ohne egoistische Rücksichten, denn es zog der Erzbischof auch einen großartigen Gewinn aus den Mauten, Ehrungen, aus der Verwerthung des Waldbestandes, dem Einwechseln der edlen Metalle und dem Betrieb von Gold- und Silberschachten auf eigene Rechnung. Eine einzige Grube „die Krone" brachte ihm alle Jahre bis 80.000 Stück Ducaten ein.

Zu einer ähnlichen Blüthe brachte es während des Mittelalters der Bergbau auch in den anderen Alpenländern unserer Gruppe. In Ober-Steiermark hatten schon Römer und Celten den Erzberg ausgebeutet und edles Metall in Zeiring und Schladming gewonnen; doch waren alle diese Baue im Laufe der Völkerwanderung eingegangen. Wiedereröffnet wurden sie auch hier erst von den eingewanderten Deutschen u. z. zuerst am Erzberge, wo die Eisengewinnung einer Sage nach im Jahre 712 wieder begonnen haben soll. Rasch fing man dann auch an anderen Orten an die Erze zu heben. Um 890 besaß Salzburg bereits eine Erzgrube am Gammering-Berge im oberen Enns-Thale, und im Beginn des XI. Jahrhunderts entstand der Eisenbau in den Gegenden zwischen Afflenz und Mariazell, bei Zeiring, im Admonter- und Johnsbacher-Thale. Im XII. Jahrhundert baute das Stift Lambrecht auch schon auf Kupfer. Der Betrieb der Silbergruben in Zeiring und Schladming reicht ebenfalls in die ältesten Zeiten zurück, und die Zeiringer

Bergordnung war bald so berühmt, daß sie als Muster für die Kärnthner Bergordnungen diente. Doch überdauerte die Blüthe dieser beiden Grubenorte nicht das Mittelalter; vornehmlich litt Zeiring dadurch, daß ein großer Theil der Werke im Jahre 1159 durch Bergwässer ersäuft wurde. Dafür hatte sich während dieser Zeit die Anzahl der Bergwerke vermehrt; im XV. Jahrhundert wurde im Enns- und Palten-Thale, in der Geil, im Thal der Ingering auf edle Metalle, im Walchengraben, in der Klamm, bei Irdning auf Kupfer und Blei getrieben; berühmt waren auch die Goldwäschereien bei Knittelfeld und Leoben u. s. w. Überhaupt war der Ruf des steirischen Bergbaues so ausgezeichnet, daß schon im XIII. Jahrhundert Bergleute und Eisenarbeiter aus Steiermark nach Ungarn und Siebenbürgen berufen und daselbst mit Privilegien belohnt wurden, wenn sie sich seßhaft machten.

Alle anderen Baue überragte jedoch der Bergbau am Erzberge, der bis in unsere Zeiten eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes für Ober-Steiermark blieb. Daß hier die Neubesiedlung und daher auch die Eröffnung der Bergwerke nur durch Deutsche zu Stande kam, beweisen die durchwegs deutschen Namen der Ortschaften, Flüsse, Bäche, Berge, Thäler, Berg- und Waldtheile am Erzberg und um denselben. Die ersten Bergleute waren freie Männer, die an verschiedenen Stellen des Berges das Erz zu Tage förderten und bearbeiteten, und deren Familien selbst dann noch im Besitze ihrer Gehöfte und Antheile blieben, als die steirischen Markgrafen und Herzoge ihre Hoheitsrechte auch rücksichtlich des Erzberges geltend machten. Zuerst wurde das zu Tage liegende Erz auf der Oberfläche des Berges gewonnen und in Gruben, später in kleinen Öfen zu sogenannten „Maaßen" zusammengeschmolzen. Aus diesen Öfen entwickelten sich bei steigendem Bedarfe die Hochöfen. Weil aber diese zu ihrem Betriebe eines

stärkeren Balggebläses, eines Wasserrades und höheren Wassergefälles bedurften, so entwickelte sich um dieselben ein System von Bauten, die man „Radwerke“ nannte, und deren Besitzer Radgewerken oder Radmeister hießen. Zugleich entstanden auch die Hammerstätten im Norden und Osten vom Erzberge in der Buchau, St. Gallen, in der Frinz zu Weyer, Gafflenz u. s. w., wo die ersten Hammer urkundlich schon in der Mitte des XIII. Jahrhunderts erwähnt werden. Als später Mangel an Holz sich bemerkbar machte, rückten dieselben in die entlegeneren Gräben, in die Urwälder um Leoben, Bruck, in das Thal der Liesing, Palten, Teichen, Laming, Mürz u. s. w.

Der steigende Betrieb brachte es natürlich mit sich, daß um den Erzberg bald bedeutende Ortschaften entstanden; so wird Trofaiach schon im XII. Jahrhunderte urkundlich erwähnt, und war auch früher ein geschlossener Ort als Eisenerz. Die größte Bedeutung erlangten aber Eisenerz und Vordernberg, die schon im XIII. Jahrhunderte unter dem Namen „inner dem Berg“ und „vor dem Berge“ sich schieden, und um den Besitz des Erzberges stritten. Bald erhielten auch beide Gemeinden bürgerliche Rechte; doch die Gruben waren Kammergut (die Gerichts- und Frohngefälle allein trugen den Fürsten jährlich 2000 Mark Silbers), die Nutznießer derselben, Radmeister und Gewerken, hießen „des landsfürstlichen Kammergutes Beförderer“ und der Landesfürst setzte den Bergrichter und Amtmann ein. Bald versuchte die Regierung auch die ganze Erzeugung und den Vertrieb des Eisens durch sogenannte „Eisensatzungen“ in ein gewisses System zu bringen. Die älteste derartige Eisenordnung stammt aus dem Jahre 1448 von Friedrich III. Sie ordnete den Preis, den Zoll, den Handel des Eisens, fixierte Verlagsorte für dasselbe u. a. m., wovon später bei Besprechung des Handels noch die Rede sein wird. Eine ihrer wichtigsten Be-

stimmungen war das Waldreservat, demzufolge das Holz im weiten Umkreise nur zum Zwecke der Eisenbereitung benützt werden durfte, und die sogenannte „Widmung", welche einem jeden Radmeister gewisse Hammermeister (Besitzer von Hammerhütten) zuwies, die er allein mit Roheisen versehen durfte. Diese führten ihr Schmiedeeisen wieder nur an bestimmte Verleger ab, welche verpflichtet waren, dem Radmeister Geld und Lebensmittel zu liefern. So war das Zeller-, Afflenzer und Mürz-Thal sowie der Murboden ganz „verwidmet". Zur Durchführung dieser Maßregeln war ein großes Aufsichtspersonale angestellt, sie führten jedoch zu keinem guten Resultate. Die Concurrenz wurde durch dieselben vernichtet, alle litten unter dem gegenseitigen Drucke und dem der Aufsichtsorgane, zahllose Streitigkeiten erhoben sich um Wasserrecht, Gruben und Werkstätten, am meisten jedoch zwischen Vordernberg und Eisenerz um die Demarcation ihres Besitzes am Erzberge. Dieser letztgenannte Streit wurde endlich unter Ferdinand I. im Jahre 1524 beigelegt, der die sogenannte „Ebenhöhe", eine aus seigeren und söhligen Ebenen bestehende Schichte, welche den Berg in zwei Theile trennt, als Scheidelinie bestimmte; die Vordernberger erhielten hiedurch den oberen, die Innerberger den unteren Theil des Berges. Trotz aller dieser Streitigkeiten war aber und blieb der Erzberg doch „das Kleinod, die Schatzkammer des Landes, der uralte Brunnquell der gottgesegneten Eisenwurzen", wie es in alten Chroniken heißt.

Auch in Kärnthen erreichte der Bergbau während des Mittelalters bis zur Reformationsepoche eine hohe Blüthe. Ihm verdankte das Land durch Jahrhunderte hindurch seinen Wohlstand. Auffallend sieht man das im Möll-Thale, wo man selbst in kleineren Ortschaften ansehnliche, jetzt verfallende Gebäude, die ehemaligen Herrensitze der reichen Gewerken, findet. Von der Ausdehnung des Bergbetriebes zeugt auch die Menge der Einbaue, deren man

in der nördlichen Hälfte des Landes an 1000 zählen kann. Das Haupterträgnis lieferten die Gold- und Silbergruben. Selbständige Goldwäschereien wurden nur wenig betrieben u. z. an den Bächen des nördlichen Thalgehänges, wo noch heutzutage die Sagen von den „Venezianermandeln" und den „Wällischen" an die italienischen Goldsucher erinnern; sonst schlossen sie sich meist an den aufblühenden Bergbau an, so daß sie die von diesem unvollkommen durchgeführte Aufbereitung des Erzes vollendeten. In Oberkärnthen war das Möll- und Drau-Thal der Hauptbezirk der Gold- und Silbergewinnung und in ihm wieder die Umgebung von Großkircheim im oberen Möll-Thale; in jedem Seitengraben gab es da Bergbaue, z. B. am Pasterzen-Gletscher, in der Gößnitz, am Kloben, in der Zirknitz, in der Fragrant u. s. w. Die ergiebigste Grube war die Goldzeche in der Fleiß, welche mitten in dem Gletschereise in einer Höhe von 2800m, so daß der Zugang im Winter lebensgefährlich wird, noch heute im Betriebe steht. Sie gehörte bis zu Anfang des XVII. Jahrhundertes der reichen Familie Putz, welche hier von 1549—1604 2237 Mark Gold und 18800 Mark Silber gewann. Im ganzen Bezirke betrug im Jahre 1582 die Ausbeute halbjährig 382 Mark Gold und 538 Mark Silber. In diese theilten sich die reichen Gewerke Putz, Erlbeck, Goldberger, Katzbeck, Weitmoser und die späteren Grafen Stampfer, welche ihre Häuser meistens in Obervellach besaßen, wo auch der Sitz der Bezirksbehörde und des Oberstbergrichters sich befand. Im Drau-Thale war die Zeche von Lengholz unter allen die bedeutendste und lieferte im Jahre 1550 252 Mark Goldes und 1460 Mark Silber. Die reichen Gewerken des Oberdrauthales waren in Oberdrauburg, Steinfeld u. a. seßhaft; die meisten von ihnen gewannen allmählich Adelsvorrechte, ja in Oberdrauburg waren im XVI. Jahrhundert fast alle Bürger Edelleute. Unter den reichsten Gewerken

ragen hervor die Leininger, Steiner, Ascheuer in Oberdrauburg, die Kriegelstein, Mayerl, Singer, Sauer, Socker in Steinfeld u. a. m.

In Mittelkärnthen waren die Gruben zu Zeltschach wohl sehr alt, aber so wie auch die andern zu Meiselding, St. Martin u. s. w. nicht bedeutend. Im Gurk-Thale tritt der Silberbau erst im XV. Jahrhunderte intensiver auf. Desto reicher floß der Bergsegen im Lavant-Thale, besonders im Klieninggraben, wo das meiste Gold und Silber in ganz Kärnthen gefunden wurde, und schon im XI. Jahrhunderte ein reges Leben sich entwickelte. Im XIV. Jahrhunderte wurde die damals berühmte Zeiringer Bergordnung vom Stifte Bamberg hier eingeführt (für St. Leonhard 1325, Wolfsberg 1344). Den Reichthum der Gewerken beweist die von ihnen gebaute schöne gothische Kirche zu St. Leonhard. In Kliening besaß auch das Augsburger Haus Fugger große Bergwerke, bei welchen der sagenberühmte Theophrastus Paracelsus als Hütten-Chemiker der Fugger 7 Jahre lebte. Man gewann hier in 3 Jahren 692 Mark Gold und 732 Mark Silber. Auch die Herren von Ernfels, Ungnad, Weisbriach u. a. sowie Bürger von St. Leonhard und Wolfsberg trieben hier im XV. Jahrhunderte den Bergbau, vorzüglich seitdem das Stift Bamberg, weil es arg verschuldet war, seine Gruben Privaten überließ. Im Ganzen wurde in Kärnthen in den Jahren 1460—1560 etwa 158,000.000 Mark Goldes produciert.

Von großer Bedeutung war in Kärnthen auch der Bergbau auf Blei und Eisen. Die ersten Bleigruben waren die zu Schwarzenbach und Bleiburg; im XIV. Jahrhunderte wurden dann die Gruben zu Windisch- und Deutsch-Bleiberg und zu Raibl ausgebeutet u. z. in Windisch-Bleiberg durch die Herren von Pettau, das Stift Victring und die Herren von Hellerburg, in Deutsch-Bleiberg durch die Bischöfe von Bamberg. Im XV. Jahrhunderte

war der Bau schon sehr ausgebreitet und blühte rasch auf, besonders durch den Absatz nach Italien, der auch manche italienische Familien bewog, sich in Kärnthen theils als Bleihändler, theils als Producenten ansässig zu machen. Das meiste Blei wurde nach Venedig und Genua verführt u. z. von Villach aus, wo eigene „Factoren" das Geschäft zwischen den Gewerken und den fremden Abnehmern vermittelten. Diese Factoren verstanden es bald, vorzüglich seit dem XVI. Jahrhunderte, die große Zahl der sogenannten Kleingewerken, die ohne genügendes Capital arbeiteten, durch Vorschüsse und Verlagsverträge in Abhängigkeit von sich zu erhalten, so daß sich endlich ein ähnliches Verhältnis ausbildete, wie das von den Fürsten ins Leben gerufene Widmungsverhältnis in Eisenerz und Vordernberg. Die Gewerken verpflichteten sich nämlich, dem Factor die gesammte Erzeugung um einen bestimmten Preis zu liefern, wogegen dieser ihnen monatlich die Löhnungsbeträge zahlte.

Unter den Eisenbauen ist der bei Hüttenberg der älteste und bedeutendste. Schon die Slaven beuteten den Erzreichthum hier aus; doch blühte der Betrieb erst durch die deutsche Einwanderung auf. Zuerst bearbeiteten die einzelnen Besitzer selbst mit Erlaubniß des Erzbischofes von Salzburg, welcher der Oberherr fast des ganzen Eisenbezirkes war, die Erzausbisse auf die einfachste Weise. Sobald man aber gezwungen war, kostspieligere Anlagen zu errichten, entstanden auch hier wie um den steirischen Erzberg die Grubenmeister und Radmeister; letztere kauften bis in die Mitte des XVI. Jahrhundertes die Erze von dem Knappen- oder Grubenmeister, so daß es erklärlich ist, daß die Knappen wohlhabend und deshalb auch übermüthig wurden. Sie besaßen aber auch bedeutende Privilegien. Gewerken und Knappen waren zoll- und mauthfrei, die Knappen auch frei von jeder anderen Steuer, sogar von der Wehrpflicht; nur beim Heranrücken des Feindes mußten

sie sich drei Tage lang ins Feld stellen. Auf den Hüttenberger Wochenmärkten durfte niemand einkaufen, bevor nicht die Knappen vom Berge gekommen waren; ihr Vieh weideten sie unentgeltlich auf den nächsten Fluren, in den Bauernwaldungen hatten sie ihr Holzklaubrecht und unterstanden nur dem Hüttenberger Berggerichtsamte.

Eisenbaue waren aber auch sonst durch das ganze Land verbreitet; im Lavant-Thale bei Völch und Waldenstein, in der Kappel und in der Krems bestanden große Baue. Daß sich an diese auch eine ausgedehnte Eisenindustrie anschloß, ist selbstverständlich. Man findet Eisenhämmer zahlreich erwähnt im Lavant-, Gurk-, Linser-, Canal- und Vellach-Thale. Doch litt der Bergbau hier durch die von den Fürsten unterstützte Concurrenz des steirischen Eisens, welches ihm den ganzen Markt nördlich von Kärnthen wegnahm und nur den Absatz nach Italien freiließ. Hiedurch wurde auch beim Eisenbaue das Aufkommen der Factoren wie beim Bleibau begünstigt und die Abhängigkeit der heimischen Producenten von denselben gemehrt. Trotzdem nahm jedoch das kärnthnische Montanwesen gegen das Ende des Mittelalters einen hohen Aufschwung. Dieß bezeugen die noch vorhandenen Nachweisungen der sieben Bergrichter jener Zeit und viele damals in ackerbauarmen Gegenden blühende Ortschaften, Märkte und Städte, die heutzutage mehr oder minder verfallen sind, so z. B. Apriach, Döllach, Kleining, Krems, St. Leonhard, Mauthen, Pontafel, Obervellach, Steinfeld, Weißbriach, Würmlach u. s. w. Auch die Sage hat noch das Andenken an den früheren Bergbau an Orten bewahrt, wo heutzutage von demselben keine Spur mehr zu finden ist.

In Krain erfolgte die Eröffnung des in der Mitte des XIII. Jahrhundertes entdeckten Eisenlagers bei Eisnern, wie der

Name schon beweist, durch Deutsche. Die Quecksilbergruben in Idria wurden erst 1490 zufällig durch einen Bauer aufgefunden; diesem entlockte ein gewesener Landsknecht, Andras Perger aus Griffen in Kärnthen, den man Kanzanderle nannte, sein Geheimnis und setzte nun das Bergwerk in Betrieb. Schon in der nächsten Zeit hob sich Idria unter Max I. und Ferdinand I. vorzüglich durch Einwanderung von Deutschen aus Kärnthen und Salzburg, so daß „Deutsch-Idria" im Gegensatze zum slovenischen „Unter-Idria" entstand. — Der Eisenbergbau Krains wurde vornehmlich durch Italiener betrieben und gefördert, weshalb er hier nur nebenbei erwähnt werden mag.

So sehen wir im XVI. Jahrhunderte den Erzbau unserer Länder in seiner Blüthe und zwar mit Ausnahme Krains vornehmlich in deutschen Gebieten. Doch waren es nicht ausschließlich Landeskinder, denen er zugute kam. Von Jahr zu Jahr mehrte sich der Besitz der oberdeutschen reichen Patricierhäuser, vorzüglich der Fugger, welche mit ihren großen Capitalien den Einheimischen solche Concurrenz machten, daß der hiedurch verursachte Druck nicht wenig zu dem Ausbruche der Unruhen des Jahres 1525 beitrug.

Neben dem Erzbaue blühte in Salzburg, Ober-Österreich und Steiermark schon seit den ältesten Zeiten das Salinenwesen. Schon von Celten und Römern wurden die Salinen bei Hallein, Hallstatt sowie in Ober-Steiermark ausgebeutet, und gleich mit der ersten Ansiedlung der Deutschen begegnen uns auch Nachrichten über ihre Benützung durch die neuen Einwanderer. Im Salzburgischen bestanden schon zur Zeit Theodo's II. im VI. Jahrhunderte n. Chr. viele Salzsiedereien, und der hl. Rupert erhielt bei der Stiftung des Salzburger Bisthums den Zehent von den Salzgruben zugewiesen. Daß auch in Hallein schon in dieser Zeit Salz gewonnen wurde, beweist eine Urkunde Ludwig des Kindes von 908, welche

alle Abgaben innerhalb und außerhalb der Hallstätte an der Salzach der Kirche zu Salzburg spendet, sowie auch der Name und die Latinisierung desselben, Salina, die schon im X. Jahrhundert vorkommt. Ebenso muß in Aussee und im Salzkammergute der Salzbau schon alt sein, da in der Zollurkunde von Raffelstetten (906) die Salzschiffe aus dem Traungau erwähnt werden. Directe Nachrichten von dem Bestande eines Salzbergwerkes bei Hallstadt haben wir aus dem Ende des XII. Jahrhundertes; eine intensivere Ausbeutung dieser Gruben erfolgte indessen erst, seit die Königin Elisabeth in den ersten Jahren des XIV. Jahrhunderts sie auf eigene Kosten zu betreiben anfieng. Auch die Salinen zu Hall bei Admont werden urkundlich schon in der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts erwähnt und waren im X. und XI. Jahrhunderte schon so ergiebig, daß nicht bloß Admont, sondern auch Gurk, Bamberg, Lambrecht, Steiergarsten und St. Georgen am Längsee in Kärnthen bedeutende Renten aus denselben zogen. Über das Aussee'er Salzwerk existiert die erste urkundliche Nachricht zwar erst aus dem Jahre 1146, doch ist sein früherer Bestand unzweifelhaft.

Ursprünglich waren alle diese Salzstätten nicht ausschließlicher Besitz der betreffenden Landesfürsten oder der großen geistlichen und weltlichen Herren, wenn dieselben auch den größten Theil derselben besaßen, sondern es gab noch im XII. Jahrhunderte in Steiermark und Ober-Österreich Privateigenthümer, die „Hallinger“, welche den Salzbau als freie Männer betrieben. Doch strebten die Fürsten stets nach Monopolisierung des Salzbaues und Beseitigung der Concurrenz. Auf diese Weise gieng der blühende Salinenbetrieb im Enns-Thale zu Grunde, und hörten auch die „Hallinger“ auf zu existieren. Nachdem nämlich besonders Kaiser Friedrich III. im XV. Jahrhunderte die meisten Sud- und Dörr-

häuser sammt den Grundstücken zu Aussee aufgekauft hatte, wurden 1543 auch die übrigen Salzwerke in Ober-Steiermark vom Fiscus abgelöst und verschüttet oder verschlagen, (wie die zu Hall und Weißenbach, im Hall-Thal, bei Maria-Zell u. a.), um den Aussee'er Werken das Monopol zu sichern. Hallstatt blieb als landesfürstliches Eigenthum bestehen. In Hallein am Dürrenberge lösten wiederum die Erzbischöfe seit dem XIV. Jahrhunderte allmählich den übrigen Gewerken ihren Antheil ab, und der Betrieb blieb bis heute landesfürstliches Regal.

Es ist selbstverständlich, daß ein so reger Betrieb des Bergbaues auf die deutsche Bevölkerung, in deren Bereich er fiel, einen ungeheueren Einfluß übte. Ein großer Percentsatz derselben hieng mit dem Erzbau zusammen, und nicht bloß die reichen Gewerken, auch die Knappen und andern Bergarbeiter gelangten zum Wohlstande. Die Höfe der Bergwerksbesitzer wurden der Sammelpunkt des Luxus, des fröhlichen feinen Umganges, der Kunst und auch des Wissens; so ragt der bekannte Christof Weitmoser in Gastein nicht bloß durch seinen Charakter, sondern auch durch Geist und gelehrte Bildung unter seinen Zeitgenossen hervor. Ebenso bildeten die Knappen einen stolzen Stand, der voller Unabhängigkeitssinn war, und auch rücksichtlich seines Wissens über den Bereich des Landmannes sich erhob; reiche Feste, die von Sängern besungen wurden, und bei denen der alte Schwerttanz aufgeführt wurde, das Recht Waffen zu tragen u. a. Privilegien hielten das Selbstbewußtsein derselben aufrecht.

Eine Änderung aller bisher geschilderten Verhältnisse des Bergbaues trat mit dem XVII. Jahrhunderte ein; in dieser Epoche machten sich nämlich die Folgen der zwei großen Marksteine der Neuzeit — der Reformation und der Entdeckungen — auch in dieser Richtung kennbar. Es wurde früher erzählt, wie schnell

die Reformation unter den Knappen und Gewerken Eingang fand, und welchen Antheil dieselben an den Aufständen des XVI. Jahrhundertes nahmen. Als nun die Gegenreformation energisch aufzutreten begann, traf sie natürlicherweise die Bergwerke am härtesten, da sie eine große Anzahl tüchtiger Arbeiter und reicher Gewerken aus dem Lande trieb, so daß sich die Arbeitskraft und das Capital verminderte. Dazu kam noch bei den Gold- und Silber-Bergwerken der Umstand, daß der Wert der edlen Metalle in Folge der massenhaften Zufuhren aus Amerika sank, so daß das Erträgniß der Bergwerke sich stets verminderte. Auch wurden dieselben dadurch entwerthet, daß sich mit der Entdeckung Amerikas das Goldfieber, welches sich im XV. Jahrhunderte als Alchymisterei geäußert hatte, jetzt auf den Bergbau warf und einen Raubbau im wahrsten Sinne des Wortes verursachte. Alles speculierte in Bergwerken, und auch die alten Besitzer, theils ihre Vertreibung befürchtend, theils einen momentanen größeren Ertrag anstrebend, trieben Raubbau; einzelne reiche Schachte mögen später, wie die noch erhaltenen Sagen anzudeuten scheinen, von den Vertriebenen aus Rache sogar verschüttet oder sonst wie verdorben worden sein.

Deshalb sehen wir ein rasches Sinken des Gold- und Silberbaues seit dem Anfange des XVII. Jahrhundertes. In Salzburg löste sich schon 1589 der alte, solide Verein der Weitenmoser, Zotter und Strasser auf, viele Gewerken, wie die Strasser, die Hölzl u. a. wanderten aus, und die Baue verfielen. Ein sprechendes Beispiel hiefür gibt der Rathhausberg. Auf demselben wurden 1597 noch 220 Goldbaue betrieben, 1601 nur mehr 181, 1603 nur 140, 1615 wurden auf einmal 52 Gebäude aufgelassen und so fort, bis man 1828 nur mehr mit Einbuße baute; vergebens versuchten die Erzbischöfe mit eigenem Capital den Verfall aufzuhalten.

Ebenso gieng es in Kärnthen. Auch hier wanderten große Mengen von Knappen und Gewerken aus, und den neuen Besitzern, welche vielfach aus Italien kamen, fehlte es an der Erfahrung und den reichen Capitalien der früheren, um mit Erfolg, wo es überhaupt möglich war, die Concurrenz des amerikanischen Goldes bekämpfen zu können. Die Regierung selbst machte von 1604—1738 keinen Versuch, dem Bergbaue aufzuhelfen, und so giengen allmählich alle Gruben ein. Nur die Goldzeche in der Fleiß fristete kümmerlich ihr Dasein. Karl VI. und Maria Theresia machten zwar Versuche, um diesem Übelstande abzuhelfen; es wurden einige Gruben auf Kosten der Regierung wieder geöffnet, jedoch ohne Beirath verständiger Bergleute, so z. B. 1738 die Erzlager im Grangraben, 1764 der Goldbau in der Stieflitz; 1765 wurde auch die Goldzeche in der Fleiß vom Ärar in eigene Regie genommen — doch alle Versuche mißlangen. Gegenwärtig sind in Kärnthen fast alle Baue auf Edelmetall aufgelassen; die Fleißzeche ist als Privatunternehmung ohne nennenswerthen Ertrag. In Salzburg werden dieselben ausschließlich vom Ärar betrieben.

Ein besseres Schicksal hatte der Eisen- und Blei-Bergbau. Auch in diesem war zuerst eine Stockung eingetreten, und viele Baue giengen ein, so der Eisenbau am Stallberg bei Lietzen (1608), die Werke von Admont und im Johnsbach-Thal (1632) u. a. Auch die Geschäfte am Erzberge giengen immer schlechter, jedoch nicht allein in Folge der Auswanderung von 18 Radmeistern und vielen Knappen, sondern auch wegen der volkswirthschaftlich unzweckmäßigen Bergwerksordnungen und Verordnungen; indessen gab es auch im XVII. Jahrhunderte noch einzelne sehr reiche Handelsfamilien, so z. B. die Stampfer, von denen Hans Adam Stampfer, nachdem er sich in Kärnthen zur Ruhe gesetzt und angekauft hatte, die Standschaft des Landes bekam, weil man durch ihn und seine

Capitalien einen Aufschwung des kärnthnischen Bergbaues erhoffte. Im allgemeinen geriethen jedoch die Gewerken stets tiefer in Schulden, trotzdem die Regierung die Berggemeinden so viel als möglich schonte; so befreite sie z. B. Ferdinand II. von allen Militärlasten, Leopold I. von der Wehrpflicht. Endlich vereinigte Ferdinand II. 1625 durch die „Capitulation" alles Eigenthum der Innerberger Hammer- und Radmeister in eine Innerberger und eine Vordernberger Masse. Doch dieses Mittel nützte nicht viel und unter Leopold I. wollte man schon die ganz verschuldete Innerberger Genossenschaft auflösen, da nahmen die Verhältnisse eine Wendung zum Bessern. Die Sage bringt dieselbe in Verbindung mit der noch jetzt in der Barbara-Capelle am Erzberge aufbewahrten „Wunderstufe", einer Erzstufe, die durch den Übergang aus Pflinz in Brauneisenstein die Umrisse einer Madonnengestalt zeigt.

Einen wirklichen Fortschritt begann der Bergbau zu machen seit der Aufhebung des Widmungssystemes durch Josef II. und die hiedurch ermöglichte Freiheit der Bewegung. Den bedeutendsten Aufschwung nahm aber der Bergbau am Erzberge durch den Einfluß des Erzherzogs Johann. Nachdem dieser 1822 ein Radwerk in Vordernberg gekauft hatte, bewog er die Genossenschaft sich den Bedarf an Holzkohle für die Zukunft durch den Ankauf der Herrschaften Seckau und Göss zu sichern; auch wurden auf seine Initiative hin und unter seiner persönlichen Theilnahme alle Gruben, Zechen und Verhaue des Erzberges untersucht und ein rationeller Abbau eingeführt. Endlich brachte er 1829 die Vereinigung aller Radmeister zu Vordernberg in eine Gesellschaft zu Stande; die Antheile jedes Einzelnen am Erzberge wurden gemeinschaftliches Eigenthum und auf gemeinschaftliche Kosten abgebaut. Eine Pferde-Eisenbahn zur Herbeischaffung des Erzes, wesentliche Verbesserungen im Hochofenbaue u. a. folgten unmittelbar darauf.

Im Jahre 1840 wurde zur Heranbildung tüchtiger Bergwerksarbeiter und Beamten von den Ständen auf Anregung Erzherzog Johanns eine Montanschule in Vordernberg errichtet, und schon 1845 erstand der „geognostische montanistische Verein für Inner-Österreich und das Land ob der Enns", dessen erster Director Erzherzog Johann selbst war.

Noch großartiger entwickelte sich der Betrieb in der neuesten Zeit, als der Eisenbedarf in Folge der Entwickelung des Eisenbahn- und Maschinenwesens stetig wuchs und auch die Fortschritte in den technischen und Naturwissenschaften sowie der Fortschritt des Associationswesens eine intensivere Ausnützung der Baue ermöglichten. So sind gegenwärtig in Ober-Steiermark $^5/_6$ % der Gesammtbevölkerung mit dem Bergbau beschäftigt, abgesehen von den Arbeitern bei der Raffinerie, ja im ganzen Brucker Kreise ist kaum Jemand zu finden, der nicht, wenigstens indirect, aus dem Bergbaue einen Nutzen zöge.

Außer in dem Erzberggebiete wird innerhalb der deutschen Sprachgrenzen noch Eisen gewonnen bei Lietzen, Niederalpl, Obdach, Oberzeiring, am Fuß der Veitschalpe, in Ligist, in Eibiswald u. s. w.; doch sind diese Baue im Verhältnisse zum Erzberge unbedeutend. Der Bau auf die andern Metalle ist im steten Sinken, vorzüglich in Folge des steigenden Preises des Brennmateriales. Es wird noch auf Kupfer gegraben bei Kallwang, bei St. Anton, Johnsbach, nach Grafit bei Kaisersberg, nach Nickel, Kobalt und Silber in Schladming u. s. w., doch haben auch diese Baue nur untergeordnete Bedeutung.

In Kärnthen erhielt sich nebst dem Eisenbaue der Blei- und Zinkbergbau auf einer großen Höhe, während fast alle anderen eingingen. Besonders in der Gegend von Friesach bis in die Umgebung von St. Leonhard und Wolfsberg und in den Bezirken

um Hüttenberg blühte der Eisenbau bald wieder auf, bis er zugleich mit dem steirischen in der Gegenwart seine größte Ausdehnung gewann. Dasselbe gilt von dem Bleibau in Raibl, Bleiberg und Bleiburg und dem Zinkbau in Raibl, Jauken und Bleiberg. Alle diese Baue blieben auch im Laufe der Jahrhunderte sowie sie es von Anbeginn an waren, in den Händen der deutschen Bevölkerung und bilden einen wesentlichen Factor in der Geschichte ihrer Entwickelung. In Nieder-Österreich, Ober-Österreich und Salzburg tritt der Einfluß des Eisenbergbaues zurück. Es stehen zwar einzelne Gruben im Betriebe, doch haben sie nur für den Einzelnen Bedeutung und haben kein eigentliches bergmännisches Leben erzeugt.

Dagegen gewann der Kohlenbergbau in allen Ländern unserer Gruppe eine große Bedeutung für das Volk. Im Jahre 1606 soll zuerst bei Leoben ein Kohlenlager entdeckt worden sein, welches aber später wieder in Vergessenheit gerieth. Ein anderes wurde im Jahre 1674 bei Fohnsdorf aufgedeckt und auch gleich abgebaut, da man schon im XVII. Jahrhunderte in Böhmen, Schlesien und den Niederlanden die Benützung der Kohle als Heizmaterial und zu Eisenarbeiten kennen gelernt hatte, und andererseits die Abnahme des Holzvorrathes in den Wäldern Inner-Österreichs die Eisenwerke bedrohte. Deshalb wandten auch Karl VI., Maria Theresia und Josef II. alles auf, um den Kohlenbau zu fördern. Schon 1726 wurden die nieder-österreichischen Landesbehörden aufgefordert, zu erheben, ob die Kohle in den Eisenwerken benützt werden könne, und Maria Theresia gab 1758 dem Schlossermeister Kühn, der bei Thallern in Nieder-Österreich ein Kohlenlager entdeckt hatte, eine jährliche Pension und zwei Freikuxe, damit er bei seinen Arbeiten nur Steinkohle verwende und auch andere Eisenarbeiter hiezu anleite. Doch mußte sie ihm die Vortheile bald entziehen, da

er die Bedingung nicht erfüllte. Ebenso mißglückte auch der Versuch, die Kohle in Wien als Heizmaterial einzuführen, trotzdem man sie den armen Leuten umsonst bot. Doch die Regierung ließ von ihren Bemühungen nicht ab. Man berief die Niederländer Legrand hieher, damit sie den Kohlenbergbau in Schwung brächten, und verwendete viel Geld zur Auffindung neuer Kohlenlager. Als der Architekt Pakassy eine Methode erfand, um Ziegel mit Kohlen zu brennen, wurde allen Ziegeleien außerhalb der Linien Wiens befohlen, wenigstens theilweise ihre Öfen mit Kohle zu heizen. Man setzte auch Preise aus auf die Erfindung neuer Verwendungsarten für die Kohle und versprach den Gesellen, welche bei ihren Feuern wenigstens zwei Drittel Steinkohlen verwenden würden, vor allen anderen das Meisterrecht. Wirklich fanden sich bald, vornemlich in unseren Ländern, Männer, welche diese Prämie gewannen; besonders wichtig wurde die Erfindung neuer Öfen und Kochherde für die Kohlenheizung, welche Stöber in Wien machte. Allmählich fand dieses Material auch Eingang in den Salzsudpfannen zu Hall, bei der Eisen- und Stahlbereitung in Waidhofen und bei allen Schmiede-Arbeiten in Guttaring (Kärnthen), beim Kupferschmelzen in Kallwang, 1818 bei den Versuchen mit der Dampfschiffahrt im Donau-Canal und a. a. O. Um den Kohlenbergbau, der trotz aller früheren Bemühungen noch nicht recht aufblühen wollte, zu heben, beschloß endlich die Regierung 1842 denselben selbst zu betreiben; zahlreiche Schürfungen wurden vorgenommen, und bald begann auch die Privatindustrie sich zu regen, so daß 1849 alle Vorrechte der ärarischen Schachte aufgehoben werden konnten. Es hing dieses zusammen mit dem seit den 40-er Jahren unseres Jahrhundertes beginnenden systemmäßigen Ausbau der Eisenbahnen und dem Aufschwunge des Associationswesens. Seit der Zeit hat sich die deutsche Bevölkerung rasch dieser Industrie

bemächtigt. Nieder-Österreich besitzt größere derartige Bergwerke in Zillingsdorf, Gallenberg, Gloggnitz, Thallern und Grünbach, Ober-Österreich besonders in Wolfsegg und im Traun-Thal; Steiermark im Kainach-Thale und um Leoben, wo die Arbeiterbevölkerung vorwiegend deutsch ist. In Süd-Steiermark findet man meist slavische Arbeiter. In Kärnthen sind deutsche Arbeiter vorwiegend in Wolfsberg und in Keutschach, in Liescha herrscht dasselbe Verhältniß wie in Süd-Steiermark. Die krainischen Kohlengruben liegen alle im slavischen Sprachgebiete, mit Ausnahme einzelner in der Gottschee.

Zu dem in den letzten Abschnitten geschilderten Aufschwung des Montanwesens unter der deutschen Bevölkerung unserer Länder hat nicht zum geringsten Theile auch die Lehranstalt für den Bergbau mitgewirkt, deren Entstehung wir schon früher erwähnt haben. Es ist dieß die in Vordernberg von den steirischen Ständen errichtete, zuerst nur für den Eisenbau bestimmte Bergbauschule. Diese ging 1840 an den Staat über und wurde 1849 nach Leoben verlegt, wo sie bis heute als Berg-Akademie für den Gesammtstaat ihre segensreiche Thätigkeit entwickelt, während neben ihr eine gewerkschaftliche Berg- und Hüttenschule die Heranbildung tüchtiger Arbeiter zum Zwecke hat. Für die Betheiligung unseres Volksstammes (im Gegensatze zu den slovenischen Landesgenossen) an der Entwickelung des Bergbaues in der Gegenwart spricht der Umstand, daß im Jahre 1878—79 an der Leobner Akademie 30 deutsche Studenten aus unserer Ländergruppe sich befanden, dagegen kein einziger Slovene.

C. Gewerbe.

Die natürliche Beschaffenheit unserer Ländergruppe brachte es mit sich, daß sich in derselben die Agricultur und der Handel

während des Mittelalters mehr entwickelte als die Gewerbe; diese hatten, mit Ausnahme der Eisenindustrie, bis in die neue Zeit hinein nur locale Bedeutung und selbst Wien hatte keine Gewerbe, deren Erzeugnisse sich mit den weltbekannten Producten der großen deutschen und niederländischen Industriestädte hätte messen können, denn der einträgliche Handel, zu welchem die vortheilhafte Lage aller Städte drängte, absorbierte alle größeren Capitalien und geistigen Fähigkeiten. Doch blühte trotzdem das Gewerbe in unseren Städten und Märkten, wenn es auch nur Mittelgut erzeugte. Seine Entwicklung ist wie die des gesammten Städtewesens und anderer cultureller Verhältnisse analog derjenigen, welche wir in Deutschland antreffen. Sie ist bei uns fast ausschließlich an den deutschen Stamm geknüpft, ja selbst in den deutschen Sprachinselstädten der slavischen Theile Inner-Österreichs lag das Gewerbe meistens in deutscher Hand.

Die Entstehung der Gewerbethätigkeit geht auf die von uns schon geschilderte Hausindustrie in den großen Herrenhöfen zurück. Da wurde alles erzeugt, was der Hof und seine Bewohner brauchten, Geräthe und Kleidungsstücke, letztere aus dem selbsterzeugten Flachse und der Wolle der eigenen Schafheerden. Es mag schon damals jener Loden verfertigt worden sein, der bald weithin berühmt wurde, da der Abt Hermann von Reichenau († 1054) in einem Gedichte sagt: „An der Donau macht man ein wasserdichtes Tuch von gelblicher und bräunlicher Farbe, das beste der Art in Deutschland." Während des Bestandes der Gauverfassung war jeder Gaugraf durch das Gesetz verhalten, dafür zu sorgen, daß in seinem Gaue die nöthige Anzahl von Handwerkern für die täglichen Bedürfnisse vorhanden sei. Eines besonderen Schutzes, der in dem bojoarischen Rechte seinen Ausdruck in dem höheren Wehrgelde fand, erfreuten sich die Mühlen und die Schmiedestätten. Alle diese Haus- und Gauhand-

werker waren Hörige, die unter dem Schutze des Grafen sich meistens um seine Burg ansiedelten und so den Anfang zu einer größeren Ansiedlung daselbst machten. Als sich die Städte und Märkte allmählich zu selbständigen Gemeinwesen entwickelten, blieben diese hörigen Handwerker von der grundbesitzenden eigentlichen Bürgerschaft strenge geschieden; doch gab es auch einzelne freie Handwerker. Die Gewerbe selbst hoben sich allmählich durch den steigenden Bedarf und auch durch fremden Einfluß. Es siedelten sich längs der großen Handelsstraße von Wien nach Venedig italienische Handwerker hie und da an, von Flandern her kamen Färber nach Wien, und daß bei der steigenden Handelsbedeutung unserer Städte, welche einen fortwährenden Zuzug aus Deutschland verursachte, auch unternehmende Handwerker besonders aus den gewerbfleißigen süddeutschen Städten nach Österreich sich gewendet haben, ist nicht zu bezweifeln. Schon zur Zeit der Babenberger finden wir deshalb ein blühendes Gewerbe; einheimische Goldschmiede werden in einer Admonter Urkunde schon im XII. Jahrhundert angeführt, ebenso kommen sie in Wien vor, Bogen-, Pfeilschnitzer, Waffenschmiede, Sattler und Riemer, Kürschner, Tuchmacher, Weber und Färber begegnen uns schon in dieser Zeit. Daß auch das Maurer-, Zimmer-, Glasergewerbe seit dem XII. Jahrhundert, da man anfing die Kirchen aus Stein zu bauen, einen bedeutenden Aufschwung nahm, ist aus der Zahl und Größe der seit dieser Zeit entstandenen Kloster- und Kirchenbauten zu entnehmen. Daneben bestand aber natürlicher Weise die Hausindustrie besonders rücksichtlich der Kleidung noch ungeschwächt fort, und vornehmlich die adeligen Frauen brachten es in Weberei und Stickerei zu einer großen Kunstfertigkeit. Beweis hiefür sind die alten Kirchengewänder; in dem ehemaligen Nonnenkloster zu Göß werden solche aufbewahrt, welche mit ezechielischen und apokalyptischen Thiergestalten in bunter Seide gestickt und nebst

anderen Inschriften auch mit folgender versehen sind: Chuneginne geziret hat mit der Siden wat den. Bedeutsam ist auch die Inful des Salzburger Erzbischofes Gebhard aus dem Ende des XI. Jahrhunderts.

So lange das Handwerk vorwiegend nur von Unfreien betrieben wurde, hielten sich die freien Bürger von demselben fern; keine Bürgerstochter heiratete einen Handwerker, da sonst die Kinder der schlechteren Hand folgten, d. h. ebenfalls unfrei wurden. Auch hatten die Handwerker keinen Antheil an den Rechten der Bürgergemeinde, sondern sie waren je nach der Stellung der Stadt Dienstleute des Grundherrn oder des Landesfürsten, dem sie zu gewissen Materialleistungen verpflichtet waren. Je mehr sich jedoch mit der steigenden Bedeutung der Städte das Gewerbe entwickelte, desto mehr gerieth die Unfreiheit des Handwerkes in Vergessenheit, und destomehr Freie wandten sich demselben zu.

Die Stellung der Handwerker außer der Bürgergemeinde, der Mangel an staatlicher Rechtspflege und Volkswirthschaftspolitik im Mittelalter zwangen bald die Gewerbtreibenden, sich als eigene Genossenschaft abzusondern zum Schutze des Einzelnen und der ganzen Genossenschaft gegen übermäßige Concurrenz und und ungerechten Druck von Außen. So entstanden die Zünfte oder Innungen, welche mit der Bürgergemeinde in keinem Zusammenhang standen und sich selbständig entwickelten. Sie wählten sich ihre Vorsteher, und bald entwickelte sich ein traditioneller Brauch in jeder Zunft, der endlich gesetzmäßige Kraft gewann. Die Grundherren der Städte begünstigten diese Entwicklung des Handwerkerstandes, welcher ihnen unterthan und zu Leistungen verpflichtet war, durch das Verbot, daß ein zunftmäßiges Gewerbe innerhalb der Bannmeile einer Stadt oder auf dem Lande von Nichtzünftigen betrieben werde, und so entstand der Zunftzwang. Die Zünfte

hatten auch militärische Bedeutung, da sie an der Bewachung und Vertheidigung der Stadt unter dem Banner der Innung sich betheiligen mußten. Die Mitglieder jeder Zunft waren durch Satzungen und streng vorgeschriebenes Ceremoniell enge an einander geknüpft, das Verhältniß zwischen Meister, Gesellen und Lehrknaben war ein patriarchalisches. Auch besaßen sie „Bruderladen" zur Unterstützung armer Zunftgenossen, und in den größeren Städten hatten einzelne Innungen selbst ihre eigenen Altäre in der Kirche und eigene Kirchenfeste. Mit dem XIV. Jahrhunderte finden sich auch in unseren Ländern schon von den Stadtherren oder vom Landesfürsten ertheilte Zunftordnungen in den Städten vor; ja der Inhalt der Zunftsatzungen der Wiener Tuchschneider unter den Lauben, der Bogner, Schuhmacher und Pfeilschnitzer reicht bis in die Zeit der letzten Babenberger zurück. Diese Ordnungen bestimmen genau, wie der Zunftmeister zu wählen, die einzelnen Meister und Gesellen aufzunehmen seien und regeln das Verhältniß zwischen Meister, Gesellen und Lehrjungen. Allgemein ist aber die Bestimmung, daß nur eheliche Geburt zur Aufnahme in die Zunft befähige, ebenso die Bestimmungen über Lehrzeit, Wanderjahre, Meisterrecht und Meisterstück. Die Anzahl der zünftigen Meister war ziemlich beschränkt, und die Erlangung des Meisterrechtes abgesehen von der Lieferung des Meisterstückes kostspielig und sehr erschwert; nur auf dem Wege der Heirat war es einem Fremden leichter, Meister zu werden, da die Witwe oder Tochter eines Meisters das Recht behielt, das Gewerbe ihres Gatten oder Vaters auszuüben. Die Ehe und Ansässigkeit galt überhaupt als erste Bedingung zur Erlangung des Meisterrechtes. Seit der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts fieng man allmählich an, auch die Erwerbung oder den Besitz des Bürgerrechtes zu beanspruchen. Um die Zunft vor der Concurrenz schlechter Waare

zu schützen, waren Bestimmungen getroffen zur Beschau der gelieferten Waare; auch fremde Waare durfte am Markte nicht ausgeboten werden, bevor nicht die städtischen Meister sie untersucht und als richtig befunden hatten. Dieses war besonders bei Lebensmitteln der Fall, bei denen auch die Concurrenz durch die Leute aus dem „Gäu“ geregelt d. h. hintangehalten wurde. So bestimmt der „Peckhenbrief“ in St. Pölten (um 1337), daß der „Gewpeckh“ nur mit guter Waare in die Stadt eingelassen werden sollte, zu Weihnachten nur mit Semmeln; dagegen aber ist eine Commission, bestehend aus zwei Rathsbürgern und zwei Meistern, eingesetzt, welche die einheimischen Bäcker controliert und genau die Größe der Semmeln im Verhältnisse zum Preise des Getreides bestimmt. In St. Veit (Kärnthen) wurde der Preis des Fleisches durch zwei Bürger bestimmt, dagegen durfte kein Fremder dasselbe zuführen. Solche Bestimmungen gegen die „Störer“ des Gewerbes („Bönhasen“) findet man fast in allen Zunftordnungen. Dagegen bestanden aber auch strenge Strafen auf Übervortheilung des Publicums. Ein Fleischhauer, der falsches Gewicht führte oder den normierten Preis überschritt, wurde mit dem Ohre an seine Bank angenagelt; Bäcker wurden wegen schlechten Gewichtes und schlechter Waare bei uns allgemein ins Wasser „geschupft“, und Herzog Albrecht II. verordnete noch 1340, daß man keinen Bäcker dieser Strafe um Geld entheben sollte. Allgemein war auch die Sitte, daß die Fischverkäufer ohne Mantel und Kopfbedeckung ihre Waare feilbieten mußten, damit sie billigere Preise machten.

Trotz aller dieser Verordnungen aber kam es in Zeiten großer Calamitäten vor, daß die Innungen sich dem Gemeinwohle schädlich erwiesen. Deshalb finden wir in Wien den interessanten Fall, daß das strenge Zunftwesen öfters durch Befehle des Landesfürsten durchbrochen wurde. Das erstemal erließ

König Ottokar von Böhmen als Fürst von Österreich im Jahre 1276 eine Verordnung, durch welche er die Production der Lebensmittel und den Handel mit denselben für Wien auf fünf Jahre freigab. Es sollte hiedurch der großen Theuerung, welche hier in Folge vieler Brände und anderer Unglücksfälle ausgebrochen war, gesteuert werden. Kaiser Rudolph I. ging 1278 noch weiter, indem er die Zunft der Bäcker, Fleischer, Geflügelhändler und Fischer geradezu aufhob, welche Verfügung unter Albrecht II. 1340 auch auf die Zunft der Schneider, jedoch nur für einige Wochen, ausgedehnt wurde. Herzog Rudolph IV. entzog endlich 1361, nachdem Wien durch den „schwarzen Tod“ und eine furchtbare Feuersbrunst verheert worden war, den Gewerben der Bogner, Schuhmacher, Pfeilschnitzer, Maler, Pergamentmacher die bisher bestandene Steuerbefreiung und löste alle Zünfte und Innungen in der Stadt und in den Vorstädten auf. Es sollten fortan alle Handwerker und Arbeiter „aus welchen Landen und Städten sie kommen“, ihr Handwerk frei betreiben und auf drei Jahre von der Stadtsteuer befreit sein. Sobald jedoch die Wunden, welche die oben angeführten Unglücksfälle der Stadt geschlagen hatten, vernarbt waren, siegte wieder der Zeitgeist, und schon 1368 stellten die Herzoge Albrecht III. und Leopold III. die alten Rechte und Freiheiten der Zünfte in Wien wieder her; in den andern Städten waren sie ohnehin nie aufgehoben worden.

Es ist begreiflich, daß die wohlhabenden und fest organisierten Zünfte des Kleingewerbes, welche einen bedeutenden Antheil an der Vertheidigung der Stadt nahmen, seit sie nicht mehr als Hörige angesehen wurden, auch ihren Antheil an der Regierung derselben beanspruchten, doch ist es, wie schon früher ausgeführt worden, in unserem Lande nirgends zu einem solchen Kampfe gekommen, wie in den großen deutschen Reichsstädten.

Was die Production des Gewerbes und der Industrie betrifft, so wurde schon bemerkt, daß sie nirgends in unseren Landen einen großartigen Aufschwung nahm; meistens arbeitete man nur für den Bedarf der Stadt und der nächsten Umgebung. Am bedeutendsten war das Tuchmachergewerbe, welches fast in allen Städten, (in Nieder-Österreich besonders in Krems und Wien) betrieben wurde, die Leinwanderzeugung in allen Ländern vornemlich in Nieder- und Ober-Österreich, und die Hütefabrication in Laibach, welches vor der Eroberung Candia's durch die Türken diese Insel fast allein mit Hüten, Kappen und Baretten versorgte; in Krainburg blühte schon im XVI. Jahrhundert die von Deutschen nach dem Dorfe Feichting gebrachte Fabrication von Siebböden aus Roßhaar, und auch Pelze gingen aus Kärnthen und Krain über die Grenze. Die hauptsächlichste Industrie schloß sich jedoch an die Eisengewinnung. Es ist schon der großen Hammerwerke in Ober-Steiermark früher gedacht worden; eine derartige Industrie blühte aber auch in Kärnthen und Krain, in Nieder-Österreich (in Wien, Waidhofen an der Ibs), besonders aber in Ober-Österreich um Steier. Die Arbeiter theilten sich in verschiedene Zünfte, in Nägel-, Bohrer-, Ahl-, Huf-, Feil-, Waffenschmiede und „Messerer". Die letzteren waren in ganz Europa berühmt. Mit ihnen standen im Zusammenhange die Klingenschmiede und Schleifer. Der Klingenschmied formte die Klinge, der Schleifer schliff die Schneide zu, und der Messerer gab das Heft und die Scheide hinzu. Mit ängstlicher Sorgfalt wahrte die Zunft ihren Ruf; sie kaufte die Rohwaare ein, vertheilte sie den Zunftgenossen nach Bedarf, bestimmte den Preis der fertigen Waare und wachte sorgsam durch die „Beschau", daß dieselbe nach Material und Form preiswürdig sei. Auch die Aufnahme in die Zunft war mehr erschwert als bei anderen Gewerben. Die Forderung, daß der

Lehrjunge ehelicher Geburt und von ehelichen Eltern sei, wurde z. B. in Steier später dahin erweitert, daß er seine eheliche Abstammung von deutschen Vorfahren durch Documente bis zur vierten Generation zurück nachweisen mußte.

Leider waren die politischen Verhältnisse unserer Länder besonders im XV. und XVI. Jahrhunderte nicht derart, um einen raschen Aufschwung auch auf anderen Gebieten der Gewerbethätigkeit hervorzurufen. Es wurde im Gegentheil durch die fortwährenden Kriege, besonders durch die Raubzüge der Türken, das Leben und das Eigenthum des Einzelnen stets in Frage gestellt; der Handwerker mußte oft zur Vertheidigung der Stadt die Waffen führen, wurde auch von dem reichen patricischen Stadtrathe bedrückt und zuletzt durch die schlechte Münze, welche besonders seit der Mitte des XV. Jahrhunderts in den österreichischen Ländern von Privatspeculanten in Umlauf gesetzt wurde, um sein Hab und Gut gebracht, so daß es nur der Zähigkeit des Nationalcharakters zu verdanken ist, wenn das Gewerbe überhaupt nicht gänzlich sank. Ferdinand I. glaubte durch Beschränkung der Zunftrechte dem Übel abzuhelfen. Er erließ im Jahre 1572 eine allgemeine Polizei- und Handwerksordnung, welche die Verhältnisse der Zunft zu den Meistern, der Meister zu den Gesellen, ja auch den Handwerksbetrieb im Einzelnen mit strengen Satzungen umgab. Es wurde die allgemeine Zunftsatzung, daß Söhne von Leinwebern, Barbieren (Bade-Inhabern), Schäfern und Müllern von andern Handwerken ausgeschlossen seien, aufgehoben. Ebenso wurde die Erwerbung des Meisterrechtes von der ehelichen Geburt unabhängig gemacht; in Wien entschieden über dieselbe nicht einmal die Zunftmeister, sondern zwei Mitglieder des Stadtrathes und des äußeren Rathes mit drei Meistern des betreffenden Handwerkes, welche nur den Nachweis forderten, daß keine unehrbare Handlung auf

dem Bewerber laste, daß er sein Handwerk und alle Satzungen kenne, und die ihm das Versprechen abnahmen, zu Niemandes Schaden arbeiten zu wollen. Der neue Meister mußte sich auch zur Erwerbung des Bürgerrechtes verpflichten. Was das Gewerbe so an Freiheit der Bewegung gewann, ging durch andere Satzungen verloren. Es wurde allen Handwerkern selbst das Kleinste vorgeschrieben, die Werkzeuge, die Länge, Breite und Qualität der Fabrikate, bei einzelnen Gewerben die Anzahl der Gesellen, die Arbeitsdauer, der Taglohn u. s. w. Hiebei ging man, entsprechend dem Zunftgeiste, in eine strenge Scheidung des Handwerkes ein; so wurden z. B. die Schneider eingetheilt in Gewändler, Joppner, Mäntler und Schneider. Der Gewändler durfte nur Gewänder von schwarzer, weißer, grauer und rother Farbe verfertigen, durfte auch einen Gesellen halten, welcher aber nicht das eigentliche Schneiderhandwerk erlernt haben sollte; Joppen und Mäntel wurden vom Joppner und Mäntler, die übrigen Kleidungsstücke von den Schneidern verfertigt. In den Weinländern wurde ein „Koster“ bestellt, der den Preis des Weines fixierte. Ebenso wurden jedem einzelnen Gewerbe eigene Beschauer zugewiesen, welche von Zeit zu Zeit die Waaren untersuchten und die nicht vorschriftsmäßigen vernichten mußten. Ein Klang der Gegenreformation ist es schon, wenn den Zünften befohlen wird, den bisherigen Zunftgottesdienst, von dem oben die Rede war, beizubehalten und zu dessen Unterhalt eine eigene Lade zu führen. Am Frohnleichnamstage sollten sich sämmtliche Zünfte in einer bestimmten Rangordnung an der Procession betheiligen. Denselben Geist mit Ausnahme der religiösen Gesinnung athmen auch alle Ordnungen, welche die Grundherren der unterthänigen Städte denselben gaben. So existiert z. B. von den Puchheimern, den Herren von Horn, eine Ordnung für die dortigen

Tischler, Schlosser und Glaserer aus dem Jahre 1602, welche den Zimmerleuten das Verfertigen von Fensterrahmen und Thüreinfassungen, den Schmieden die Herstellung von Thürhenkern mit geflammten Banden verbietet, da ersteres den Tischlern, letzteres den Schlossern zugehöre. Dagegen durfte der Schlosser nicht selbst das Schloß an die Thüre schlagen, da dieses Sache des Zimmermannes war. Sogar äußerlich schieden sich die Zünfte von einander durch die Kleidung. Nach einzelnen Kleiderordnungen dieser Zeit sollten z. B. die Schmiede blaue, die Bäcker graue, die Fleischer und Gärber rothbraune Kleidung tragen.

So wurde jede freie Bewegung des Handwerkes unterbunden, an die Stelle des eifrigen Wettkampfes trat ein neidiges gegenseitiges Überwachen der Zünfte, wie der einzelnen Meister. Nicht persönlicher Tüchtigkeit wollte man den Erfolg zu verdanken haben, sondern der Polizei, welche die Kundschaft in hinreichender Menge dem einzelnen Meister zutreiben sollte. Daher blieb die Zahl der Meister stets eine unverhältnißmäßig kleine. Ebenso trachtete man das Handwerk so viel wie möglich zu einem Erbe zu gestalten, das man seinen Kindern hinterließ. Das alte Erbrecht der Witwe und der Töchter blieb stets bestehen, in Steiermark erließ man dem Sohne eines Meisters auch die Lehrzeit. Die Wanderschaft führte die Gesellen Inner- und Nieder-Österreichs meistens nach Wien, die Salzburger nach den oberdeutschen Städten, aber die alten schönen Bräuche, welche sonst den Gesellen als Richtschnur und sicheres Geleite dienten, sanken allmählich zu leerem Formenwesen herab und boten endlich nur den Vorwand zu Trinkgelagen. Zu allen diesen Übelständen gesellte sich auch die Gegenreformation, welche die deutsche Bevölkerung der Städte, also die Gewerbetreibenden stark lichtete; dann kam der 30jährige Krieg mit seinem lockenden Soldatenleben, das viele Leute hinaus nach Deutschland

zog, wo man Beute machen und lustig leben konnte, ohne sich um Gegenreformation und Arbeit zu kümmern. So lag seit dem Anfange des XVII. Jahrhunderts alles Gewerbe darnieder. Die seit dem 30jährigen Kriege in Österreich allgemein einreißende Verarmung vollendete den Ruin desselben. Nur eine Fabrication gewann stets an Ausdehnung: die Bierbrauerei. Bier hatte in unseren Ländern besonders in Nieder- und Ober-Österreich theilweise schon seit dem XIV. Jahrhundert den Meth verdrängt. Seit dem XVI. Jahrhundert steigerte sich sein Consum so bedeutend, daß die Regierung um den Weinbau besorgt wurde und die Errichtung von Bräuhäusern in Weingegenden, sowie auch den Bauern und Müllern verbot. Trotzdem gab es, besonders in Nieder-Österreich, eine Menge Brauereien (im Jahre 1567 auf der Herrschaft Weitra allein 16), und im XVII. Jahrhundert griff diese Industrie immer weiter um sich, doch kann dieses an dem Gesammtbilde jener Zeit nichts ändern. Johann Horneck klagt in seinem 1684 erschienenen Werke: „Österreich über alles, wenn es will!" daß seit dem westphälischen Frieden in Österreich nicht zu bestehen sei; das Land sei ohne Geld, fast ohne alle Manufactur und in allen veredelteren Lebensbedürfnissen ganz vom Auslande abhängig. Diese Abhängigkeit wurde noch vermehrt durch das Überhandnehmen der französischen Waaren und die blinde Bewunderung des Fremden, welches allem Einheimischen vorgezogen wurde. So verfiel z. B. die früher blühende Tuchmacherei, weil man jetzt ausschließlich ausländisches Tuch und Seide suchte; alles wurde vom Auslande bezogen, „vom Käse bis zum letzten Kleidungsstücke". Daher fehlte es unserer Bevölkerung an Anleitung und Aufmunterung; in Wien bestanden zwar einige Luxusgewerbe, es wurden Hüte, Posamentierarbeiten, Perrücken, Galanteriewaaren und Stickereien hier verfertigt, doch mußten sie für französische Fabrikate

ausgegeben werden, wenn sie Absatz finden wollten. Die Leinenmanufactur in Ober-Österreich ging zu Grunde durch einige fremde Monopolisten, welche den Einwohnern die Waare um den niedrigsten Preis abdrückten, so daß der Arbeitslohn nicht den allerdürftigsten Lebensunterhalt gewährte. Die Hütefabrication Laibachs war schon früher eingegangen; jetzt hatte es nur Spitzen als Ausfuhrartikel. Der Arbeitermangel war in Wien und auf dem Lande so fühlbar, daß selbst ein landesfürstliches Patent vom Jahre 1684 über denselben klagt, und die Verarmung bezeugte am besten der Zudrang zu dem 1707 in Wien errichteten Versatzhause. Kaiser Leopold glaubte die Ursache der Theuerung dadurch zu beseitigen, daß er 1689 Tarife für alle Arten von Waaren aufstellte; doch die Zünfte sträubten sich dagegen und es wurde noch weniger als früher erzeugt.

Indessen begann mit dem Ende des XVII. Jahrhunderts doch eine leise Wendung zum Besseren. Vor allem strebte die Regierung, wie es auch der einsichtsvolle Horneck in seinem oben citierten Werke als einziges Mittel der Rettung anpreist, die einheimische Industrie vor der fremden Concurrenz zu sichern. Deshalb richtete sich 1671 ein Polizeigesetz gegen den Verbrauch ausländischer Waaren, „wodurch jährlich eine große Summe Geldes außer Landes gebracht und ihrer viele ruiniert wurden", und um den Engländern und Holländern Concurrenz zu bieten, wurde von der Regierung 1672 eine mit besonderen Privilegien ausgestattete Feintuch- und Wollzeugfabrik in Linz eröffnet. Zwei Jahre darnach verbot man alle Einfuhr französischer Waaren nach Ober- und Nieder-Österreich und bemühte sich auch sonst die Fabriken zur Verarbeitung der heimischen Naturproducte mit allen Mitteln zu fördern; freilich schlug man einen falschen Weg ein, da man das Capital durch Vergebung von Monopolen heranzuziehen suchte, aber die Anregung wirkte doch

fort. Schon 1689 wurde zur Anlage von Seidenfabriken in Nieder- und Ober-Österreich aufgefordert, und 1700 wiederholte Kaiser Leopold in einem Patente, daß er sich die Einführung neuer Manufactureien sehr angelegen sein lasse, damit „viel tausend Menschen ihr redlich Nahrung erhalten und das Geld im Lande bleibe". Zur Leitung des neuen Manufacturwesens wurde in Wien ein Commerzcollegium errichtet, welches jedoch seinem Zwecke nicht genügte; nur ein Mitglied desselben, Dr. J. Becher, wirkte unausgesetzt für die Hebung der volkswirthschaftlichen Zustände Nieder-Österreichs. In demselben Sinne handelte auch Karl VI. Es wurde der Commerzienfond zur Unterstützung der inländischen Gewerbe gegründet, durch Schutzzoll die heimische Industrie beschützt, die Hemmnisse bei Anlage von Fabriken beseitigt u. a. m.

Die Bevölkerung unserer Länder erfaßte eifrig die gebotene Gelegenheit. Schon 1700 errichtete Mathias Hengstberger die erste Seidenzeug-Fabrik am Neubau in Wien, der sich bald eine zweite am Tabor zugesellte; innerhalb der nächsten 20 Jahre wurde auch eine Spiegelfabrik zu Neuhaus, eine Maschinen- und Instrumentenfabrik und eine Blechwaarenfabrik in der Leopoldstadt, eine Strumpfwaarenfabrik am Spittelberg und die später weltberühmte Porzellanfabrik in der Roßau gegründet. Auch die von Karl VI. gestiftete Handelscompagnie legte Fabriken an, darunter besonders 1722 eine Kupferwaarenfabrik, und 1726 eine Kettenfabrik zu Schwechat, welche als die Mutter aller übrigen in Nieder-Österreich betrachtet werden kann. Die 1739 in Wien errichtete Lyonische Gold- und Silberwaarenfabrik riß gleich den diesbezüglichen Handel Nürnbergs in Österreich an sich. Einer besonderen Zunahme erfreute sich auch die Bierfabrication in Nieder-Österreich, so daß 1732 in Wien 7 Brauhäuser, auf dem Lande 37 bestanden. Damit war zu jenem Aufschwunge des Fabrikswesens der Anstoß gegeben

in unseren Ländern, den wir seit der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts bemerken.

Aber auch dem Kleingewerbe wollte Karl VI. durch Vermehrung der Concurrenz aufhelfen, durch welche das Privilegium der Zünfte allmälich eingeschränkt werden sollte. Nachdem zuerst das Verbot, den Protestanten das Bürgerrecht zu ertheilen, aufgehoben worden, schuf er (seit 1725) durch Ertheilung von Schutzbefugnissen an Gesellen eine eigene Classe, welche selbst ohne Bürgerrecht jedoch ohne Gesellen ein Gewerbe betreiben durfte. Eine Generalzunftordnung erlaubte endlich 1732 jedermann, gewisse Artikel ohne Eintritt in die Zunft zu erzeugen. Man unterschied seit dieser Zeit: die zünftigen, eigentlichen Meister, die Decreter oder Decretisten, welche auf Grund eines Schutzbriefes ihr Gewerbe betrieben, die Störer, welche weder Meisterrecht noch Schutzbrief besaßen (auch die Schulmeister zählten zu dieser Classe) und die Gratisten d. h. die unzünftigen Gewerbe. Die Künstler (Bildhauer, Maler und Kupferstecher) zählten zur Universität. Vor allem wirkte diese Zeit günstig auf alle mit dem Bauwesen zusammenhängenden Gewerbe; denn Wien wurde damals mit den Prachtbauten eines Fischer von Erlach u. a. geschmückt, die anderen Städte ahmten das Beispiel der Residenz im kleineren Maßstabe nach, und auch auf den Edelsitzen des hohen Adels erhoben sich in allen unseren Ländern großartige Schlösser. Trotz alledem blieb aber die Industrie nur auf einzelne Punkte, meistens auf die größeren Städte beschränkt; in diesen bemächtigte sich unser Volksstamm, welcher in den slavischen Theilen Steiermarks, Kärnthens und Krains ohnehin seit jeher den größten Theil der Stadtbevölkerung und der Gewerbetreibenden gebildet hatte, rasch der neuen Begünstigungen, und ein steigender Wohlstand, sowie eine Zunahme der Bevölkerung läßt sich von da an verfolgen. Auch das Fabriks-

wesen blieb vorwiegend in der Hand der deutschen Bevölkerung, sowohl was die Besitzer, als was die Arbeiter betrifft, wenn auch fremde Arbeiter als Lehrer der heimischen Bevölkerung beigezogen werden mußten, wie z. B. Venetianer und Mailänder bei der Spiegelfabrication 2c.

Die so neu aufblühende Gewerbethätigkeit suchte man nach den Grundsätzen des herrschenden Mercantilsystems durch Prohibitivzölle zu schützen. Dieses Streben begann mit Karl VI., wurde aber consequent erst unter Josef II. durchgeführt. Auch durch andere Mittel suchten Maria Theresia und Josef II. der Industrie aufzuhelfen. Es wurde unter Maria Theresia eine Lehrkanzel für Mechanik an der Universität errichtet, die ausschließlichen Privilegien vermindert, Geldvorschüsse bei Errichtung von Fabriken bewilligt, in jeder Provinz ein Commerzialfond unter der Aufsicht eigener Commerz-Concesse gegründet 2c. Das Zunftwesen sah sich immer mehr beschränkt durch Freigebung von gewissen Gewerben; so gab man im Jahre 1776 88 verschiedene Beschäftigungen frei. Josefs II. Reformen brachten endlich eine ungeahnte Blüthe des Gewerbes hervor. Die Zunftverfassung wurde durch die Fabriksbefugnisse, welche die Vereinigung aller zur Hervorbringung eines Fabrikates nöthigen Hilfsarbeiter erlaubten, gelockert, der Unterschied zwischen den Stadt- und Vorstadtgewerben verschwand, der Besitz wurde beweglich, die Producenten und Consumenten mehrten sich, das Capital wandte sich immer voller der Industrie zu. Selbst in den kleinsten Landstädten und Dörfern pulsierte neues Leben. Geradezu großartig war diese Entfaltung der so lange latenten Kräfte in dem deutschen Stamme unserer Länder, wozu freilich die directe Einwirkung des Hofes auf Wien und Wiens auf das umgebende Land mit in Anschlag zu bringen ist. In Wien entstanden bis zum Jahre 1770 15 verschiedene Fabriken und 1774

arbeiteten 117 Meister auf 822 Stühlen Seidenwaaren, deren Werth sich auf 2,283.000 fl. belief. Seit Josef II., der den Fabrikanten erlaubte, ihre Waaren auch im Kleinen im Hause zu verkaufen, und auch geschickte Arbeiter aus Deutschland hereinrief, mehrten sich die Fabriken und Gewerbe derart, daß man 1784 in Wien 117 Fabriken und 50.400 Handwerker zählte. Besonders die Baumwollen- und Seidenmanufacturen wuchsen rasch an; 1794 gab es in Wien schon 19 Bandwaarenfabriken, 4 Fabriken von Baumwollwaaren und 29 für Seidenzeuge (mit 3000 Webestühlen), und die Wiener soliden, schweren Seidenzeuge behaupteten damals sogar den Vorrang vor den französischen. Aber auch am flachen Lande herrschte dasselbe frische Leben, weil die Regierung durch Gewährung von Unterstützungen und von Begünstigungen die Niederlassung der Professionisten auf dem Lande förderte. Nebstdem wurden Prämien ausgesetzt, um die Strickerei, Spinnerei und Weberei daselbst zu verbreiten. So entstand die große Haus-Industrie der Handspinner, deren Zahl in Nieder-Österreich allein über 135.000 stieg. Absatz fanden sie für ihre Waaren in den Kattunfabriken, deren berühmteste zu Friedau stand. Ebenso blühte in einem großen Theile des Waldviertels zu dieser Zeit die Haus-Industrie der Zwirnbänderweberei nach dem Muster der in Groß-Sieghardts von dem Gutsherrn eingeführten rasch auf. Aber auch in anderen Provinzen regte es sich mächtig. Linz wurde neben Reichenberg der zweite Mittelpunkt der österreichischen Wollmanufactur und beschäftigte 30.000 Menschen bei derselben. Eine ausgezeichnete Tuchmanufactur wies auch Klagenfurt auf, in Laibach bestanden zwei Seidenfabriken und eine Tuchfabrik mit 18 Stühlen, auch die Spitzenklöppelei blühte hier von neuem auf. Um die angeborene Kunstfertigkeit der Alpenbewohner auf die Holzschnitzerei zu lenken, nahm die Regierung begabte Knaben nach Wien und

ließ sie hier in diesem Kunstgewerbe unterrichten. Einen besonderen Aufschwung nahm auch die Buchdruckerei und Schriftgießerei, als Josef II. den Nachdruck ausländischer Werke erlaubte und durch Gewährung der Preßfreiheit eine wahre Sturmfluth von Erzeugnissen der Tagesliteratur entfesselte. So gewannen die großen Wiener Firmen, besonders Trattner, an Reichthum und Ansehen; aber auch am Lande entstanden zahlreiche Buchdruckereien.

Daß neben diesem allgemeinen Fortschritte die altehrwürdige Metall-Industrie unseres Alpengebietes nicht zurückblieb, ist natürlich. Bedeutende Eisenfabriken bestanden oder wurden neu errichtet in Wiener-Neustadt, Steier, Waidhofen an der Ybs, eine Messing- und Nadelfabrik in der Nadelburg (Lichtenwörth). In Steiermark erstarkten die Eisenerzer und Vordernberger Werke durch die Aufhebung der Verwidmung unter Josef II. und durch die auf Anregung des Erzherzogs Johann erfolgte Vereinigung der Gewerke, ebenso die Hämmer und Eisenwerke im Mürz-Thal, um Leoben, Judenburg, Murau u. a. m., und die Eisengußwerke zu Maria-Zell und Liezen. Dasselbe war der Fall mit den Eisenwerken Kärnthens zu Friesach, St. Salvator, Meiselding, Grund und im Lavant-Thale, wo sich nach dem Beispiele Vordernbergs die Wolfsberger und St. Leonharder vereinigte Eisengewerksgesellschaft bildete. Schon 1759 besaß das Land über 100 Hammerwerke. Berühmt war auch die seit dem XVI. Jahrhunderte bestehende Gewehrfabrik zu Vellach. Das größte Ansehen genoß jedoch die Sensen- und Messerfabrication unserer Länder. Die Sensenhämmer zu Himmelberg und Feldkirchen versandten ihre Waaren bis nach Frankreich und Rußland; in Judenburg, Rottenmann, Admont, im Mürz-Thal, zu Kirchdorf, Michaeldorf, Steier, Spital am Pyrhn, Waidhofen a. d. Ybs, Gaming u. s. w. wurde diese Waare schwunghaft produciert, und die noch heute bekannten Zeichen der

Zünfte (z. B. Roß und Baum in Judenburg, Weintraube, wilder Mann, Schlüssel in Spital am Pyrhn, Kelch, Hammer, Fischgrate in Michaelsdorf u. s. w.) dienten als bester Empfehlungsbrief der Waare vornemlich in Deutschland.

Diesem raschen Aufschwunge traten mit Beginn unseres Jahrhunderts die Kriege der Napoleon'schen Epoche und die hiedurch verursachte Finanzcalamität, welche bis zum Bankerott des Jahres 1811 führte, hemmend in den Weg. Vorzüglich wurde die Industrie der krainischen Städte schwer geschädigt. In den langen Friedensjahren entwickelte aber die Regierung alle Energie, um auf dem Wege der Gesetzgebung der Industrie aufzuhelfen, bis die neueste Zeit endlich durch den Sieg des constitutionellen Princips, wie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, so auch in diesem eine Anspannung aller Kräfte des Volkes bewirkte, vorzüglich seit der 1859 gewährten Gewerbefreiheit. Unser Volksstamm hat sich alle so gewährten Vortheile, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, rasch zu Nutze gemacht; auch Salzburg, welches von der früher geschilderten Entwicklung im XVIII. Jahrhunderte, als ein nicht habsburgisches Land, ausgeschlossen gewesen war, nahm nun Antheil an der Entfaltung der Industrie, doch blieb es immer hinter den andern deutschen Gebieten unserer Ländergruppe zurück.

Eine große Umwälzung brachte in der Industrie die allmälich eindringende Benützung der Maschinen hervor, die unser Jahrhundert charakterisiert. Schon im Jahre 1802 begannen die Spinnfabriken in Pottendorf und Schwadorf mit der englischen Spinnmaschine zu arbeiten, und ihnen folgten bald die andern nach, so daß die Handspinner ihren Erwerb einbüßten. Doch wurde bald dieser Ausfall durch die Menge der nach dem Wiener Congresse neu entstandenen derartigen Fabriken in Nieder- und Ober-

Österreich gedeckt. Im Salzkammergute vornehmlich gewann die arme Bevölkerung durch die von Dierzer gegründeten Spinnereien und Webereien einen neuen Erwerbszweig, der sich bald eines über die Grenzen Österreichs reichenden Rufes erfreute. Die Wiener Seidenfabriken hoben sich ebenfalls in Folge des durch die französischen Kriege eingetretenen Niederganges der italienischen Seidenfabriken in dieser Zeit, und behaupteten bis in die Gegenwart ihre Stellung. Einer großen Menge von Gewerbetreibenden gaben auch die Spinnereien in Wien und dem Wiener Becken Beschäftigung, unter denen besonders Pottendorf hervorragt. Überhaupt nimmt die Textil-Industrie in Nieder-Österreich und Ober-Österreich einen bedeutenden Rang ein. Der Wiener Arbeiter des Woll-, Leinwand- und Baumwollgewerbes steht an Geschicklichkeit und Geschmack keinem anderen nach; in Ober-Österreich beschäftigt die Weberei über 4000 Arbeiter neben der großen Hausindustrie der vielen Spinner im Mühlkreise. Auch in den Alpenländern wird die Leinwandweberei noch vielfach im Hause betrieben. — Die colossale Entfaltung, welche die Wiener Handschuh-Fabrication (mit 10.000 Näherinnen in Wien und der Provinz), die Kleider- und Schuherzeugung (erstere mit einem Productionswerthe von 33½ Millionen, letztere von 12 Millionen Gulden) genommen, ist allbekannt. Die Wiener Claviere, Harmoniums, Geigen und Holzinstrumente werden weithin versendet; Wiener Leder-Galanterie-Artikel haben sich heutzutage den Weltmarkt erobert und die Kautschuk-Weberei ist eine specielle Wiener Erfindung. Ebenso sind auch die Namen Voigtländer und Plössel als Erzeuger optischer Instrumente überall bekannt. Einen riesigen Aufschwung haben die Bierbrauereien in allen unseren Ländern genommen; Nieder-Österreich erzeugte 1874 in 110 Brauereien fast 4½ Millionen Eimer Bier. Nennenswerth ist auch: die Leder- und Papierfabrication

in Nieder-Österreich, die Glasfabrication in Ober-Österreich und Steiermark, die Leder- und Schuh-Fabrication in Laibach und Neumarkt, die Strohflechterei um Graz, die Roßhaarflechterei in Krainburg, die Marmorfabrik zu Hallein, die Holzindustrie im niederösterreichischen Waldviertel, die Kalkbrennerei und Cementfabrication in den Kalkalpen besonders Nieder-Österreichs und Salzburgs, die Ziegelfabrication bei Wien, welche im Jahre 1873, seit welcher Zeit sie rasch sank, an 6000 Arbeiter beschäftigte u. a. m.

Keine Industrie hat jedoch ganzen Gegenden und der Bevölkerung einen solchen Stempel aufgedrückt wie die Eisen-Industrie. Diese ist in allen Ländern mit Ausnahme Krains durchwegs deutsch. Eisenwerke aller Art, Gußwerke, Sensenhämmer, Nagelfabriken u. ä. m. durchziehen den Wiener Wald und seine nächste Umgebung, der Weichguß wurde sogar hier (in Hainfeld und Neunkirchen) zuerst eingeführt; Waffenfabriken, 38 Sensenwerke, 189 Messerfabriken (von denen 187 handwerksmäßig betrieben werden), 29 Nagelfabriken, viele Puddel- und Walzwerke, sowie Werkhämmer finden sich in Ober-Österreich vorzüglich in Steier und haben im Jahrhunderte langen Bestand eine eigene Bevölkerung von Schmieden herangezogen, von denen viele Gewerke-Familien seit undenkbarer Zeit auf ihrem Grunde sitzen. Die Arbeiterzahl beläuft sich in allen diesen Werken auf 8000 Köpfe. Noch größeren Einfluß hat diese Industrie in Ober-Steiermark, wo ein großer Percentsatz der gesammten Bevölkerung direct mit derselben zusammenhängt. Die Eisenwerke, besonders die von Maria-Zell und die Bessemer-Stahlhütten zu Türrach, Graz, Neuburg, Zeltweg, so wie die Gußstahl-Erzeugnisse von Ober-Steiermark nehmen die erste Stelle unter allen derartigen Werken in Österreich ein, und die Sensen, Strohmesser, Sicheln 2c., bei deren Verfertigung hier an 1200 Arbeiter beschäftigt sind, genießen neben den gleichartigen Erzeugnissen von

Steier einen wohlverdienten Weltruf. Ebenso ringen Hüttenberg, Bleiberg u. a. kärnthische Orte um den Preis mit Ober-Steiermark. Besonders der Bessemer-Stahl von Hüttenberg und der sogenannte Kreiauer-Stahl von Streiteben, Kappl u. s. w. geht in die entferntesten Länder. Großartig ist auch die Bleiverhüttung in Bleiberg. An diese Industrie schließen sich an die großen Maschinen-, Locomotiv- und Waggonfabriken, die Verfertigung feuerfester Cassen in Nieder-Österreich (Wien und Wiener-Neustadt zählten im Jahre 1873 an 8500 Arbeiter,) und in Steiermark, (wo schon 1870 gegen 2300 Arbeiter in Verwendung standen.)

Nebst diesen hervorragendsten Industrien blühen aber auch alle anderen Gewerbe rasch auf, u. z. vornemlich in der Hand des deutschen Stammes. Selbst in den Bezirken mit gemischter, deutsch-slovenischer Bevölkerung hat die letztere fast ausschließlich nur die mit dem Ackerbau direct zusammenhängenden Gewerbe in Betrieb genommen. In den deutschen Ländern ist am meisten mit slavischen Elementen versetzt die Arbeiterbevölkerung Wiens und seiner Umgebung, obwohl auch hier die Deutschen bei weitem die Überzahl bilden.

Zu diesem Riesenaufschwunge, den selbst die tolle Speculationswuth der ersten 70er-Jahre unseres Jahrhunderts und die darauf folgende plötzliche Ernüchterung des Jahres 1873 nicht auf allen Gebieten entschieden und auf die Dauer zu hemmen vermochten, haben die Veränderungen in dem Welthandel, die Eröffnung der Eisenbahnen, der Dampfschiffahrt, die riesigen Fortschritte der technischen Wissenschaften geführt, welche in unser Jahrhundert fallen. Doch auch die Regierung und das Volk hat dazu beigetragen. Die Regierung versuchte gleich nach dem Wiener Frieden durch die verschiedenartigsten Mittel dem Verfalle der Industrie zu steuern. Es wurde 1815 das Wiener Polytechnicum, 1827

die technische Lehranstalt Joanneum in Graz gegründet. Realschulen, mit deren Einführung man seit 1802 experimentiert hatte, erhoben sich seit ihrer Organisierung (1849) in den bedeutenderen Orten. Die im Jahre 1835 abgehaltene erste Industrie-Ausstellung gab Veranlassung zur Gründung der Gewerbevereine in den Hauptstädten unserer Länder. Um gebildetere Arbeiter zu erhalten, wurden Industrie- und Handelsschulen von der Regierung, von Corporationen und von Privaten gegründet. Nachdem schon 1840 städtische Zeichenschulen in Wien und Graz, Gewerbeschulen in Graz (1837), Linz (1842) und 1848 eine k. k. Gewerbezeichenschule sowie eine Webereischule in Wien errichtet worden waren, entstanden im Laufe der Fünfziger-Jahre zuerst von den Gewerbekammern in den Landeshauptstädten errichtete Sonntags- und Abendschulen. Die neueste Zeit hat aber diese Idee in großartigem Maßstabe ausgeführt; die Regierung und die einzelnen gewerblichen Vereine wetteifern in der Errichtung passender Fachschulen. An der Spitze stehen die Kunstgewerbeschule des k. k. österreichischen Museums in Wien mit 219 Schülern und die Werkmeisterschulen in Wien, Salzburg und Graz mit 1056 Schülern, wovon freilich ein gewisser Procentsatz der Wiener Schulen nicht unserem Volksstamme angehört; dasselbe gilt von den Baugewerbs- und Steinmetzschulen, sowie von den 59 verschiedenen Wiener Fachschulen (für Apotheker, Schuhmacher, Tischler, Friseure, Buchdrucker, Zimmerleute u. s. w.) oder gewerblichen Vorbereitungs- und Fortbildungsschulen, in denen 10.486 Schüler ihre Ausbildung suchten (1879). Neben diesen Schulen bestehen aber in Nieder-Österreich noch 40 derartige Anstalten mit einer fast nur aus Nieder-Österreich sich ergänzenden Schüleranzahl von 2300 Individuen. In Ober-Österreich werden die gewerblichen Fortbildungsschulen in Linz, Gmunden, Wels, Freistadt und Mondsee von 588 Schülern,

in Steiermark derartige Anstalten in den ganz deutschen Orten mit deutscher Umgebung: Graz, Voitsberg, Fürstenfeld, Hartberg von 689 Schülern, in Kärnthen Schulen derselben Art zu Klagenfurt, Eisenkappel, Feldkirchen, Villach, Völkermarkt, Feistritz, Viching von 455 Schülern besucht; die deutsche Sprachinsel Gottschee hat eine gewerbliche Zeichenschule in Gottschee. Dazu kommen noch die Anstalten in den mehr oder weniger von gemischter Bevölkerung bewohnten oder von einer slavischen Bevölkerung umgebenen Orten Cilli, Pettau, Radkersburg, Windisch-Feistritz, Laibach mit 581 Schülern, deren größter Theil der deutschen Bevölkerung entstammt. Wenn man nun erwägt, daß dem gegenüber in den rein slavischen Bezirken außer einer Spitzenklöppelei zu Idria keine ähnliche Anstalt besteht, so erlaubt dieser Umstand einen Schluß auf den Antheil, welchen die deutsche Bevölkerung an der gewerblichen Entwicklung der zweisprachigen Länder nimmt. Dasselbe beweist auch der Besuch der Realschulen unserer Ländergruppe, an denen im Jahre 1878/79 einer Anzahl von 4882 deutschen Schülern nur 178 slovenischen gegenüber standen; in den zweisprachigen Ländern Steiermark, Kärnthen und Krain stellte sich das Verhältniß zwischen deutschen und slovenischen Schülern wie 763 zu 178, ja in Krain selbst wie 111 zu 135. Hiemit kann auch der Besuch der technischen Hochschulen in Wien und Graz verglichen werden, an denen in demselben Jahre unter den 530 Studierenden aus unserer Ländergruppe sich nur 30 Slovenen befanden.

Aber auch specielle Fachschulen für gewisse local betriebene Gewerbe sind unter den Deutschen rasch aufgeblüht, theils durch Bemühungen der Regierung, theils durch die Mitwirkung gewerblicher Vereine. Die Fachschulen für Kunststickerei, Weberei und Posamentierarbeit in Wien zählen 441 Schüler, in Linz und

Graz hat der Gewerbeverein Maschinenstrickcurse eröffnet, in Bleiberg besteht schon seit 14 Jahren eine Stickereischule. Die ausgebildete Metallindustrie hat Pflanzstätten für geübte Arbeiter in den Uhrmacherschulen zu Wien und Karlstein, in der Fachschule für Eisen- und Stahlindustrie zu Steier und in den mechanischen Lehrwerkstätten zu Klagenfurt und Ferlach, in denen an 400 Schüler ihre Ausbildung finden. Auch das in der deutschen Alpenbevölkerung lebende Talent für Drechsler- und Schnitzarbeiten fand seine Pflege in den Drechsler- und Holzschnitzschulen zu Wien, Hallstadt, Mondsee, Hallein, Villach und an der Tischlereischule zu Wolfsberg, welche im Jahre 1879 über 200 Schüler beschäftigte. Welche Ausdehnung heutzutage der Gewerbefleiß in der deutschen Bevölkerung annahm, beweisen nebst dem bisher Gesagten noch folgende Zahlen. Im Jahre 1869 zählte Nieder-Österreich 436.492 Individuen, die sich mit Gewerb-, Berg- und Hüttenarbeiten beschäftigten, das ist fast 20% der gesammten Bevölkerung. Doch ist hiebei das von Wien und seiner Umgebung Gesagte zu berücksichtigen. In Salzburg beanspruchten dieselben Berufszweige 10%, in Ober-Österreich 15·2% der Bevölkerung. In Steiermark, wo 9%, in Kärnthen, wo etwas über 10% der Bewohner sich dem Gewerbe und Bergbau widmen, ist der größte Theil hievon wohl deutschen Stammes, wie das früher angeführte Verhältniß der Städtebevölkerung und der Berg- und Hüttenarbeiter beweiset. In Krain überwiegt naturgemäß das slavische Element.

Die materielle und geistige Förderung der eigentlichen Arbeiter und des kleinen Gewerbsmannes versuchen die in neuester Zeit entstandenen Vorschuß- und Arbeitervereine. Daß auch die Hebung der Volksschule, für welche besonders in Nieder-Österreich und Steiermark das Land und die Gemeinden ungeheure Opfer brachten, zu der Erziehung eines gebildeteren und daher tüchtigeren

Arbeiters das Ihrige beitrug, ist selbstverständlich. Und so steht nun heutzutage der deutsche Stamm unserer Ländergruppe auch in dieser Hinsicht ebenbürtig neben den andern Culturnationen Europas, wie es die Weltausstellung in Wien (1873), und für Nieder-Österreich die Gewerbe-Ausstellung (1880) bewiesen.

D. Handel.

Viel früher und bedeutender als das Gewerbe entwickelte sich in unseren Ländern der Handel. Die Donau, welche nach dem Oriente den natürlichsten Weg bietet, und die Straßen, welche das Donau-Thal mit dem adriatischen Meere sowohl wie mit der Ostsee verbinden, ließen hier einen Mittelpunkt des Welthandels entstehen, während die reichen Schätze des Bodens, welche, wie früher gezeigt wurde, schon frühzeitig ausgebeutet wurden, einen lebhaften Binnen- und Exporthandel hervorriefen. Die gesammte Entwickelung des Handels geht Hand in Hand mit der Ausbildung des Bürgerthums und des Städtewesens, ja war dessen Hauptursache. Da nun diese wiederum in unseren Gegenden ein Werk des deutschen Stammes war, so ist auch der Handel bis tief in die neuere Zeit deutsch geblieben. Eine Ausnahme machen die krainischen Städte mit gemischter Bevölkerung, in denen sich schon im Mittelalter die Slovenen an dem Handel lebhaft betheiligten. Diese Beschränkung mag deshalb bei dem Folgenden stets im Auge behalten werden.

Die erste Veranlassung zu einer regeren Handelsthätigkeit unter den Deutschen in unseren Ländern gab die frühzeitige Salzgewinnung im Salzburgischen, von wo das Salz schon im VII. Jahrhunderte nach allen Gegenden Baierns ausgeführt wurde. Als die Besiedlung unserer Ländergruppe durch die Deutschen größere

Fortschritte machte, besonders seit der Eroberung des Avarenlandes durch die Franken, mußte nothwendigerweise der Handel aus Baiern den neuen Colonisten alle Erzeugnisse bringen, welche das in der Cultur vorgeschrittene Mutterland bieten konnte, um dafür jene Rohproducte in Empfang zu nehmen, welche den einzigen Reichthum der jungen Ansiedlungen ausmachten. Auch fing unter der verhältnißmäßigen Sicherheit, deren sich jetzt die Donau-Straße erfreute, der Zwischenhandel wieder an, den die Avaren und Slaven auf derselben vom Oriente nach dem Occidente früher getrieben hatten. Schon 805 bestimmte ein Edict Karl des Großen Lorch zum Stapelplatze, und es wurde erlaubt, mit allen Waaren donauaufwärts und -abwärts zu handeln, nur den slavischen Nachbarn durfte man keine Waffen und Harnische verkaufen. Die Händler, welche derart zu uns kamen, waren nun freilich Fremde, vorzugsweise Juden. Doch hob sich rasch mit der zunehmenden Bevölkerung und der wechselnden Ausbeutung des Landes auch unter den Einheimischen der Handelsgeist, und der Verkehr auf der Donau wurde so stark, daß er schon 906 zu Raffelstetten von Ludwig dem Kinde geregelt werden mußte. Aus der noch vorhandenen Zollurkunde ist ersichtlich, daß sich der Handel schon nach allen Richtungen ausgebreitet hatte. Man bezog aus Böhmen Wachs, Sklaven und Pferde, der Traungau lieferte sein Salz, welches auf Schiffen zur Donau gebracht wurde. Es hatten sich auch schon einzelne Plätze durch Gewohnheit zu Marktplätzen aufgeschwungen, unter denen als die bedeutendsten Rorbach, Linz uud Mautern genannt werden. Aber nicht nur die Donau, auch die Enns, Mur, Drau und Save wurden, sobald sie in den Bereich der deutschen Colonisation kamen, als Handelswege benützt, und Pettau wird schon 890 als Zoll- und Brückenmauthstätte genannt. Neben diesen Wasserstraßen wurden die alten Römer-

wege von Aquileja zur Drau und längs dieses Flusses nach Tirol, sowie über die Tauernkette und längs der Mur zum Semmering von Handelsleuten begangen; auch lief eine Straße nach Ober-Österreich über die Enns zum Thale der Ibs. Auf diesen Landwegen beförderte man die Waaren nach einzelnen Andeutungen meist mit Ochsen und Pferden.

Diesem regen Leben machten die Magyaren-Einfälle ein rasches Ende, und bis zu der Niederlage dieses kühnen Reitervolkes am Lechfelde war auch der Handelsweg nach dem Osten versperrt. Kaum waren aber die Wege wieder sicher, so beginnt von neuem der Handelsgeist sich zu regen und bald ist die Donau wieder mit Schiffen bedeckt. Der Hauptmarkt ist nun in der Nähe der Ennsburg, wo Enns allmählich aufblüht. Die Formen, unter denen der Handel sich nun entwickelte, sind dieselben wie in Deutschland. Als Mittelpunkte desselben sind die Städte und Märkte zu betrachten, welche Marktrecht von Königen oder von Landesfürsten durch das Symbol eines übersendeten Handschuhs erhielten. Während des Marktes herrschte des Königs Friede, ebenso genoß der Kaufmann denselben auf der Hin- und Rückreise. Für diesen Schutz zahlte er einen Zoll, der an verschiedenen Stellen erhoben wurde, zuerst nur bei einer Brücke, einer Überfuhr oder am Marktorte selbst. Dieser Zoll war nach österreichischem Landrecht ein Hoheitsrecht der Fürsten; doch hoben bald fast alle Grundherren, durch deren Gebiet der Weg führte, einen Zoll ein. In Nieder-Österreich bestanden schon im XIII. Jahrhunderte solche Zollstätten zu Wien, Melk, St. Pölten, Tulln, Stein, Ibs und Mauthausen, in Ober-Österreich zu Aschach, Wels, Linz, Enns, so daß der Kaufmann von der bairischen Grenze bis nach Wien 11mal seine Waren verzollen mußte. Rudolf I. suchte diesen Mißbräuchen zu steuern, aber schon waren in Nieder-Österreich

allein über 70 Zollstationen in das Eigenthum einzelner adeliger Häuser übergegangen, welche eine Auflassung derselben als eine widerrechtliche Schädigung ihres Haupteinkommens ansahen. Später wurden die Zölle jedoch auch von Landesfürsten vermehrt, vergrößert, als Pfand gegeben u. s. w., ja, die Erhöhung der Zölle ward die beliebteste Finanzoperation in Zeiten der Noth, welche je näher der Neuzeit, desto häufiger eintraten.

Das wichtigste Recht, welches gewöhnlich mit dem Marktrechte verbunden war, bildete das Stapel- und das Niederlagsrecht. Letzteres bestimmte, daß in gewissen Städten alle Waren ausgeladen, auf die Wage gebracht und auf einheimischen Fluß- und Landfahrzeugen weiter gebracht werden mußten. Das Stapelrecht verpflichtete den fremden Kaufmann seine Waren in gewissen Städten eine Zeitlang bloß an Bürger desselben Ortes zu verkaufen; nur das Unverkaufte durfte an Auswärtige abgelassen oder weiter geführt werden. Hiedurch trachtete jede Stadt den Kleinhandel in der Hand ihrer eigenen Bürger zu erhalten. Jede Ware mußte nebstdem der „Schau" unterworfen werden, wie schon im vorhergehenden Abschnitte dargestellt worden. Zur Überwachung des Handels zwischen Bürgern und Fremden dienten Mäckler und Unterkäufler, welche als gesetzliche Zeugen jedem größeren Marktgeschäfte beiwohnen mußten, wenn es rechtliche Geltung haben sollte. Im Wiener Stadtrechte von 1198 werden hiefür die „Genannten" bestimmt, von denen wenigstens zwei bei jedem den Werth von 5 Pf. Pfennig überschreitenden Geschäfte anwesend sein mußten. Zu jener Zeit, wo nur wenige schreiben und lesen konnten, erzielte man auf diese Weise Sicherheit für den Kauf. Am Markte selbst wurden die Waren offen auf dem Marktplatze und zwar jede Gattung an einem bestimmten Platze oder unter Lauben verkauft, wofür dem Landesherrn ein bestimmtes Stand-

geld entrichtet wurde. Später entstanden gemauerte Lauben durch Überbau des ersten Stockes der Häuser, in welchen die Großhändler und zwar die gleichartigen Geschäfte nebeneinander (z. B. die „Tuchlauben" in Wien), vorzugsweise ihre Verkaufsstätten besaßen, weshalb auch der Name „Laubherren" für sie aufkam. Bald erhielten die „Krämer" ebenfalls die Erlaubniß, ihre Waren im eigenen Hause zu verkaufen, und auch die Handwerker, welche ihre Erzeugnisse feilboten, siedelten sich nebeneinander in bestimmten Gassen an, woher die alten, von bestimmten Gewerben herrührenden Straßennamen unserer Städte sich herleiten wie: z. B. Bogner-, Nagler-, Färbergasse u. s. w. Für den Kleinhandel entstanden allmählich bis zum XIV. Jahrhunderte neben den Jahrmärkten regelmäßige Wochenmärkte. Auf diesen Märkten mußte sich die Stadt und das flache Land mit ihrem Bedarfe versorgen; denn es galt im allgemeinen die Regel: daß auf dem Lande kein anderer Handel außer mit den täglichen Lebensbedürfnissen getrieben werden durfte; alles andere mußte man in einem privilegierten Markte kaufen. Strenge wurde hiebei auf den Verkauf von Eßwaren gesehen. Der Vorkauf war verboten; so wurde 1483 in Wien auch rücksichtlich des Getreides verfügt, daß niemand mehr kaufe, als er für sich und seine Familie benöthige. War der Markt eröffnet, so hatten zuerst die Bürger, dann erst die Geistlichen und das Hofgesinde das Recht Eßwaren einzukaufen. Den Verkauf der andern Waren regelten die Zunftordnungen.

Nebst dem Marktrechte war ein wichtiges Privilegium, das einzelnen Städten zu dem Stapelrechte verliehen wurde, der Straßenzwang, demzufolge gewisse Waren nur auf gewissen Straßen geführt werden durften, damit die Bürger einzelner Orte ihr Stapelrecht geltend machen oder anderweitige Vortheile ziehen könnten. Allmählich entwickelte sich auch das sogenannte „Meilenrecht",

welches innerhalb einer Meile im Umkreise des betreffenden Marktes oder einer Stadt den Betrieb gewisser Gewerbe untersagte. Dieses Recht war meistens mit dem Stapelrechte verbunden.

Auf der Straße selbst war der Kaufmann nicht vor allerhand Plackerei geschützt. Er mußte seine Sicherheit durch das sogenannte „Geleitsgeld“ ursprünglich vom Landesherrn, dann aber von jedem mächtigen Herrn erkaufen. Dazu bedrohte ihn überall das Recht der Grundruhr oder das Strandrecht, welches auf den Straßen umgeworfene Kaufmannsfrachten oder ins Wasser gefallene Waren, auf eine Sandbank aufgelaufene Schiffe, oder selbst solche, welche nur an dieselbe, an ein Ufer, eine Schiffsmühle, ein Brückenjoch u. dgl. streiften, in frühesten Zeiten sogar auch die Bemannung derselben für ein Eigenthum des Grundeigenthümers erklärte. Die Menschen ließ man in späterer Zeit wohl frei, aber es kamen Fälle vor, daß z. B. ein Regensburger Schiff sammt der Fracht von einem Grundherrn beansprucht wurde, weil zufällig ein Faß ins Wasser fiel und daher das Strandrecht in Kraft trat. Urkundlich nachgewiesen ist in Steiermark und Österreich auch das sogenannte Wildfangsrecht, demzufolge ein Fremder, der ein Jahr auf dem Grunde eines bestimmten Herrn weilte, diesem als Höriger anheimfiel. Endlich machten die Adeligen und die Städte auch das Repressalienrecht geltend, indem sie Personen und Güter einer Herrschaft oder Gemeinde, von der man sein Recht nicht erlangen konnte, auf der Straße wegfiengen. Wie oft dieses dem Kaufmanne in der fehdelustigen Zeit des XIV. und XV. Jahrhundertes, geschehen mußte, ist leicht einzusehen.

Die Großkaufleute und die Krämer (Handelsleute, die im Kleinen verkauften) bildeten, wie natürlich, Zünfte, die sich jedoch strenge von einander schieden. Die ersteren gehörten zu den Patriciern der Stadt, die letzteren wurden zu den niederen Zünften

gerechnet (siehe: „Städte“), die Oberaufsicht über den gesammten Handel führte der Hansgraf. Die erste Erwähnung desselben in Wien geschieht im XIII. Jahrhundert. Er mußte besonders über Maß und Gewicht wachen, welche er durch eigene Cimentierer aichen ließ; er sorgte, daß beim Viehmarkte, so lange die Hansgrafenfahne wehte, nur die Fleischhauer einkauften, und ihm waren die „Unterkäufel“ verantwortlich. Er erhob auch gewisse Taxen und Zölle und ließ durch „Überreiter“ die Grenze bewachen, vorzüglich gegen Schmuggler mit Hornvieh, Pferden und Wein. Desgleichen hatte er über die Beobachtung des Straßenzwanges zu wachen. Solche Hansgrafen finden wir im XV. Jahrhunderte auch in Steiermark und Kärnthen. In Nieder- und Ober-Österreich blieb diese Würde bis zum Anfange des XVIII. Jahrhunderts bestehen; in Steiermark und Kärnthen erlosch sie um 100 Jahre früher. In Wien bestand nebstdem seit 1504 ein eigener Marktrichter.

Es gab im Mittelalter zwei große Handelswege, die durch unsere Länder führten, die Donau-Straße und den Weg nach Venedig. Der Donau-Handel setzte sich nach der Vertreibung der Ungarn zuerst wieder in Enns fest. Die Traungauer Grafen, denen der Ort gehörte, begünstigten das Emporkommen dieses Marktes mit aller Kraft. Schon in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts wurden die Freiheiten desselben näher bestimmt. Der Markt begann Montag nach Rogate und dauerte bis Samstag vor Pfingsten. Getreide, Wein, Holzwaaren, Obst, Eisen, andere Metalle, Leinwand, Gewürze u. ä. wurden hier gekauft und verkauft. Der Andrang der fremden Kaufleute wuchs immer mehr, und sie wußten sich einzelne Freiheiten von den Fürsten zu erwirken, so besonders die von Regensburg, Köln, Aachen, Ulm, Mastricht u. a. Aber auch aus weiterer Ferne kamen Handelsleute hieher, vorzüglich aus Rußland u. z. aus Kiew, über welche Stadt vor

dem Aufblühen des italienischen Handels die levantischen Waaren (Gewürze, Seidenstoffe u. a.), ihren Weg nach der Donaustraße nahmen. Den Haupteinfluß jedoch sowohl auf den Markt als auch auf den ganzen Donau-Handel, einen Einfluß, der fast einem Monopol gleich kam, erlangte durch Erwerbung von Freiheiten und Privilegien die Stadt Regensburg.

Nebst Enns bestand an der Donaustraße nur mehr **Hainburg** als Niederlagsort. Die dazwischen liegenden Orte Krems, Tuln, Stein, Melk waren bloß Zollstationen. **Wien** besaß schon frühe Marktrecht und eine Münzstätte, wurde auch seit Heinrich Jasomirgott Residenz der Fürsten, doch stand es in der ersten Zeit hinter Enns und Hainburg zurück. Aber bald wurde es durch seine Lage unweit von der ungarischen Grenze und am Knotenpunkte der natürlichen Wege nach Constantinopel, zur Ostsee und zur Adria die Mitbeherrscherin des Donau-Handels. Begünstigt wurde dieses Aufblühen Wiens durch die Kreuzzüge, welche ihren Weg längs des Donau-Thales nahmen, durch die Einwanderung der gewerb- und handelsfleißigen Deutschen nach Ungarn, durch das Festsetzen der Venetianer und Genuesen im schwarzen Meere, sowie durch die Entstehung des lateinischen Kaiserthums in Constantinopel, in Folge welcher Umstände die Donau-Straße an Wichtigkeit gewann. Nachdem noch 1192 die Handelsbeziehungen der Regensburger Kaufleute und der Wiener Bürger zu Gunsten der ersteren geregelt worden waren, legte Leopold VII. den Grund zu der Macht Wiens durch Verleihung des Niederlags- und Stapelrechtes, sowie des Straßenzwanges für den italienischen Handel der Kaufleute aus Schwaben, Regensburg, Passau u. s. w., indem er als Herr von Steiermark jede andere Straße durch dieses Land außer über Wien verlegte. Die Wiener Kaufleute hatten die Pflicht, den ganzen Straßenzug zu überwachen, weshalb sie ihre Hüter

bis nach Kärnthen hinab aufstellten. Dadurch wurden auch die Kaufleute aus Böhmen, Mähren, Polen und Rußland gezwungen, sich nach Wien zu wenden, es entstanden hier große Niederlagshöfe, und die Wiener Bürger bekamen bald den gesammten ungarischen Getreide- und Viehhandel in ihre Hand; sie verfrachteten die von den fremden Kaufleuten in Wien angekauften Waaren in die drei nächsten Haupt-Handelsplätze Ungarns, Preßburg, Raab (früher Gran) und Ödenburg, und verkauften wiederum ungarische Producte, besonders Getreide, Rinder und Pferde, an die süddeutschen Kaufleute. Es wurde so der Donau-Handel in zwei Theile geschieden. Den oberhalb Wiens hatte Regensburg in seiner Hand; unterhalb Wiens beherrschte ihn diese letztere Stadt, und sie nahm den Handel nach Ungarn so ausschließlich für sich in Anspruch, daß sie 1367 sogar den Weg auf der Drau den fremden Kaufleuten verlegen wollte.

Aber auch zum Mittelpunkte für den Handel mit Venedig wurde Wien durch den Straßenzwang gemacht. Es führten aus unseren Ländern nur drei große Straßenzüge nach Italien, der eine von Salzburg aus durch das Pinzgau über den Velbertauern nach Lienz, dann über den Kreuzberg, Mauthen und über den Plecken; oder aus dem Pinzgau über die Fusch, respective das Gasteiner-Thal nach Ober-Vellach, und von da über Villach und Tarvis. Der zweite Hauptweg lief von Enns über Steier, Rottenmann, Zeiring, Judenburg entweder über Friesach, St. Veit, Feldkirch nach Villach und Tarvis, oder durch das Lavant-Thal über Völkermarkt und Klagenfurt zum Loibl, nach Krainburg und Laibach; endlich der dritte von Wien über Wr.-Neustadt, den Semmering, Bruck an der Mur entweder über Leoben nach Judenburg und dann weiter, oder nach Graz und Laibach. Den mittleren Weg zu nehmen, war seit der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts

nur den Bürgern der Städte Enns, Linz, Freistadt, Wels und Gmunden gestattet; alle übrigen Kaufleute mußten über Wien fahren und dort die Waaren niederlegen und verzollen.

Daß auf diese Weise der Wiener Bürger vorzugsweise ein Handelsmann wurde, ist selbstverständlich; nur ein Product zog die Bürgerschaft trotzdem in großem Maßstabe, nemlich den Wein, und auch den Handel mit diesem wußte sie sich durch Privilegien zu schützen. Wien erwarb allmählich das Verbot der Einfuhr ungarischer (1244) und italienischer Weine (1340), welches später nur so weit beschränkt wurde, daß dieselben in einer Taverne, zuerst nur verschenkt, dann auch in größeren Gebinden verkauft werden durften. Aus demselben Grunde durfte auch im XV. Jahrhundert kein Bier innerhalb des Burgfriedens von Wien geschenkt werden.

Alle diese Rechte wahrte Wien eifersüchtig und erwirkte auch deren Bestätigung von Rudolf I. (1278), und von den Söhnen Albrechts I. (1312), sogar Böhmen und Ungarn erkannten diese Vorrechte in eigenen Verträgen an. Im XIII. Jahrhunderte bekam Wien auch zwei Jahrmärkte, welche zuerst vom 2. Februar und 25. Juli an je 7 Tage, seit 1382 vom 26. Mai und 25. November an je 4 Wochen dauerten; auch die Wochenmärkte am Dienstag und Samstag sind schon im XV. Jahrhunderte nachweisbar.

Neben Wien entwickelten sich aber auch andere bedeutende Handelsstädte. Vornehmlich wurde der Reichthum an Salz, Gold und Eisen, sowie die an denselben sich anschließende Industrie für viele Orte die Quelle eines raschen Aufschwunges, und es bildete sich längs der Hauptwege bald ein Netz von Städten heran, deren Bürgerschaft mehr in dem Handel als in dem Gewerbe ihren Wohlstand fand. Am weitesten abseits von diesem Netze lag Salzburg, welches dafür eine Hauptstation für den italienisch-

oberdeutschen Handel wurde, weil einer der früher schon bezeichneten Straßenzüge hier durchführte. Der Gold- und Salzbergbau lieferte die Gegenstände des Exports, Luxusartikel, vornehmlich levantische, die des Imports. Es beschäftigte sich daher auch die Bürgerschaft nicht bloß in Salzburg, sondern auch in den Märkten des Erzbisthums, besonders in Gastein, Radstatt, Mittersill u. s. w. mit dem Handel, und große Magazine für allerhand eigene und fremde Waaren entstanden daselbst. Aus der Salzgewinnung zog Hallein dadurch einen großen Nutzen, daß es die Salzgeschirre den Gewerken lieferte und das Salz bis Laufen verfrachtete.

In Ober-Österreich besaß Linz zwar kein Stapel- und kein Niederlagsrecht, dafür gehörte es jedoch zu den fünf Städten, welche ihre Waaren über Zeiring nach Italien führen durften; auch nahm es sowie auch andere Märkte und Städte Antheil an dem Salzhandel nach Böhmen und Mähren. Den größten Vortheil zog aus dem Salzhandel jedoch Gmunden, wo sich später die landesfürstliche Salzkammer befand. Eine bedeutende Stellung im damaligen Handel nahm auch Freistadt ein in Folge eines demselben 1277 von Rudolf I. verliehenen Stapelrechtes für alles Salz und alle Waaren, welche „zwischen den Wäldern" zu oder von der Donau geführt wurden. Zugleich genoß es das Vorrecht, die Straße über Zeiring benützen zu dürfen.

Die größte Bedeutung errang jedoch Steier u. z. durch seine Eisenindustrie und den daran sich knüpfenden Eisenhandel. Im Jahre 1287 erhielten die Bürger das Stapelrecht auf Holz und Eisen, 1359 das Holzvorkaufsrecht in den näheren Wäldern und 1360 eine neuerliche Bestätigung des Straßenzwanges zu Gunsten ihrer Stadt für die venetianischen Waaren, wozu 1370 das Aufsichtsrecht über die Straße nach Zeiring kam und die Erlaubniß, alle auf einem anderen Wege geführten Waaren mit Beschlag zu

belegen. Andere Privilegien schützten das Stapelrecht gegenüber den benachbarten Eisenhandelsstätten Waidhofen und Weyer. Auch rücksichtlich des Bezugs von Roheisen besaß Steier ein Monopol. Die Radmeister in Eisenerz durften nämlich in Folge der schon früher geschilderten „Verwidmung" ihr Eisen nur hieher verkaufen. Dieses Monopol brachte ein reges Handelsleben auch in die am Wege nach Steier gelegenen Orte, und es entwickelte sich eine rege Floßschiffahrt auf der Enns; vornehmlich gewannen Reifling und Weißenbach dadurch, daß das Eisen zu ihnen geschafft werden mußte und von Reifling dann bis Kasten auf dem Flusse und von da erst nach Steier geführt wurde. Eine Einbuße erlitt dieses Privilegium Steiers, als unter Friedrich III. in Folge der vielen Kriege die Steierer nicht mehr alles Eisenerzer Eisen aufkaufen konnten, so daß der Kaiser auf die Bitte der Radmeister das Stapelrecht für jenes Eisen, welches die Bürger von Steier nicht baar bezahlen konnten, freilich ursprünglich nur für die Dauer des Krieges, aufhob.

Nebst Steier participierten an dem Eisenhandel besonders Enns, Waidhofen, Aggsbach, Krems und Wien. Waidhofen, welches eine nennenswerthe Eisenindustrie besaß, durfte ursprünglich nur so viel Eisen von Eisenerz beziehen, als die Bürger selbst verarbeiten konnten, und mußte seine Waren nach Steier oder Enns abliefern; auch durften die Bürger nur so viel Venetianer Waaren einkaufen, als sie für sich brauchten. Im Jahre 1501 wurde ihnen endlich gestattet, innerhalb eines Umkreises von drei Meilen beide Arten von Waaren zu verkaufen. Dagegen zogen Krems und Wien aus dem Eisenhandel einen großen Vortheil, weil sie die einzigen Orte waren, über welche das Innerberger Eisen nach Böhmen verfrachtet werden durfte, sowie es auch nur über Steier und Linz „ins Reich" gieng.

Aber nicht bloß diese Orte besaßen derartige Privilegien; auch andere, selbst kleinere Märkte, entwickelten einen lebhaften Handel in Folge von Stapelrechten und anderen Vorrechten. So z. B. zog die Stadt Wels den größten Vortheil aus dem Holzhandel auf der Traun und den anderen nahen Flüssen, für welchen sie das Stapelrecht 1372 erhielt; der Markt Aspach hatte in einem kleinen Kreise das Stapelrecht für Korn, Salz und Eisen; Stein und Krems bekamen 1463 dasselbe Stapelrecht wie Wien; Mauthausen besaß das Recht, daß alle Waaren in seiner Nähe nur auf den Schiffen frei verkauft werden durften; wer landete, mußte sich dem Niederlagsrechte des Marktes fügen u. s. w.; Klosterneuburg, Korneuburg, Bruck a. d. Leitha, Baden, Eggenburg, Horn, Retz, Waidhofen a. d. Thaya u. s. w. erhielten bald eine gewisse Bedeutung; auch der Markt Vitis war damals ein hervorragenderer Handelsort. Als Gegenstände des Handels dienten nebst denen des Transitohandels und den Gegenständen des localen Gewerbfleißes vornehmlich Wein, Getreide, Holzwaaren, zeitweilig auch Bier (z. B. in Horn und Freistadt), Häute, Leinen und Wollwaaren. Seit dem XV. Jahrhunderte erhielten viele Städte auch durch die Befugniß einer Salzkammer einen einträglichen Salzhandel in ihrer Umgebung.

An der großen Wien-Venediger Straße erlangte bald Wiener-Neustadt eine ausgezeichnete Stellung. Von Leopold V. im Jahre 1194 nach der Erwerbung der Steiermark als Grenzfeste gegen Ungarn gegründet, erhielt es gleich bei der Gründung die Marktfreiheit, welche bisher das dem Stifte Formbach gehörige Neunkirchen genossen, wurde auch seit Leopold dem Glorreichen ein Lieblingsaufenthalt der Landesfürsten und bald auch ein wichtiger Handelsplatz für den Handel nach dem Süden und nach Ungarn. Schon im XIII. Jahrhunderte erwarb es diesbezüglich große Privi-

legien rücksichtlich der Mauten und Zölle in Österreich, Steiermark und Kärnthen, und bald wurde es auch der Mittelpunkt eines bedeutenden Weinhandels für die Gegenden südwärts der Piesting, welche gemäß eines Privilegiums der Wiener Bürger ihren Wein nur über den Semmering, nicht aber nach dem Norden verfrachten durften. Auch als landesfürstliche Münzstätte war es von Bedeutung. Es behauptete diese seine Stellung trotz der Eifersüchteleien Wiens und bekam im XV. Jahrhunderte, besonders durch Friedrich III., sogar gegenüber den Wienern einzelne Privilegien (so z. B. bezüglich des Weinverkaufes in Wien), Niederlagsrecht u. a. m. und von Max I. die Freiheit des Handels über die große Donaubrücke bei Wien, an welche der Haupt-Straßenzug nach Mähren und Böhmen sich anschloß.

In Steiermark weckte ebenfalls der Handel mit Venedig sowie der Eisen- und Salzhandel die bedeutendste Handelsthätigkeit unter dem Bürgerthum. An der großen Handelsstraße von Wien nach Italien entstanden die handelsfleißigsten Städte und Märkte. Mürzzuschlag bekam im XV. Jahrhunderte ein Niederlagsrecht und hielt dieses trotz des Protestes der Wiener aufrecht. Bruck an der Mur wurde seit 1277 der Mittelpunkt des Salzhandels von Ober-Steiermark; in diesem Jahre erlangte es nämlich das Stapelrecht vorzüglich für Salz in hölzernen Kufen und das Vorrecht, daß zwischen Rottenmann und Bruck keine Salzniederlage errichtet werden durfte. Zugleich wurde den Bürgern Maut- und Zollfreiheit für alle ihre Waren in einem Umkreise von drei Tagereisen um die Stadt gewährt. Im XIV. Jahrhundert bekam es das Recht, mit seinen Waren nach Wien fahren und diese daselbst auch den Fremden verkaufen zu dürfen. Kindberg erhielt 1281 einen Jahrmarkt mit demselben Niederlagsrechte wie Graz. Graz selbst besaß schon seit dem Ende des XII. Jahrhunderts das

Niederlagsrecht für alle Kaufmannswaaren, die durchgeführt wurden, und theilte später mit Bruck die oben erwähnten Privilegien rücksichtlich des Handels nach Wien.

Nebst diesen Orten blühten längs der Mur und der Drau bald als Handelsorte auf Pettau, Marburg, Wildon, Knittelfeld, Voitsberg u. a. als Marktplätze mit Maut und Zoll, begünstigt durch den regen Flußhandel an der Mur und zu derselben, sowie an der Drau und Save, auf denen man Salz, Eisen, Brenn- und Bauholz, Pferde, Speerschäfte, Käse, Häute, Pfähle für Weingärten u. s. w. theils in die untere Mark, theils über die Grenze verführte. Pettau trieb auch einen ausgedehnten Weinhandel, für welchen es seit 1377 das Privilegium der Einfuhr über Windisch-Feistritz nach Kärnthen und Krain erhielt. Seit Triest aufzublühen begann, versuchte Pettau den Waarenzug zwischen Ungarn und der Seeküste in seinen Bereich zu ziehen; doch gerieth es hiedurch in Streit mit Wien, in welchem es endlich siegte, so daß der Rückweg von Venedig über den Karst, Laibach und Marburg den Pettauern und den Wienern geöffnet wurde.

Als Mittelpunkt des Eisenhandels erscheint Judenburg und Leoben. Ersteres wurde der Hauptplatz für den Handel des obersteirischen Eisens nach dem Süden, sowie Steier nach dem Norden, weil das Eisen aus Trofaiach und Vordernberg nur über Judenburg geführt werden durfte. Zugleich besaß es aber seit dem XIII. Jahrhunderte (besonders seit Rudolf I. 1277) das Stapelrecht für alle Waren aus Italien, welche hier durch drei Monate unter Wahrung des Vorkaufsrechtes der Bürger niedergelegt werden mußten; seit dem XIV. Jahrhunderte hatte es dasselbe Recht bezüglich des Waarenverkehrs mit Wien und Bruck an der Mur. Auch besaßen die Wechsler von Judenburg das ausschließliche Recht, eine jede neue Münze während der

ersten sechs Wochen zu wechseln. Zu Anfang des XIV. Jahrhunderts erhielt Leoben den Roheisenverlag für das Vordernberger Eisen, wodurch es rasch aufblühte. In ganz Steiermark durfte nur Leobner Eisen verarbeitet und verführt werden, dagegen konnte dasselbe durch das Lavant-Thal oder über St. Andrä und St. Paul bis an die Drau und auf dieser weiter verfrachtet werden.

Von diesem regen Handelsverkehre, der so zu diesen Knotenpunkten strömte, zogen natürlich auch die anderen an den betreffenden Straßenzügen gelegenen Orte Vortheil, und Zeiring, Murau, Rottenmann, Neumarkt u. s. w. waren schon früh bedeutende Marktplätze. Wichtig wurde für die Orte im Westen der Steiermark auch der Handel mit Halleiner Salz, welches vorzüglich nach Murau und von hier nach Kärnthen gieng.

In Kärnthen gesellte sich zu dem Salz-, Eisen- und Venetianer-Handel der Goldhandel als Hauptfactor des Handelsverkehrs. Die Salzstraßen von Salzburg und von Außee trafen hier jedoch mit denen des Meersalzes zusammen, und es war das Hauptbestreben der Herzoge sowie auch der Erzbischöfe von Salzburg, die Concurrenz desselben hintanzuhalten. Deshalb erlaubte Albrecht III. die Verführung des Meersalzes nur bis an den Loibl und nach Kappel, in Steiermark nur bis Windisch-Feistritz. Im XV. Jahrhunderte wurde das Halleiner Salz in Folge eines Vertrages zwischen Friedrich III. und Salzburg bis auf Friesach, Althofen, St. Veit, Villach, Klagenfurt, Völkermarkt und Gmünd zugelassen. Der Eisenhandel verursachte ebenfalls viele Streitigkeiten mit Salzburg, da dieses Stift als Besitzer der Haupteisenbaue die Hemmung des Verkehrs zwischen den Hämmern und den salzburgischen Märkten, wie sie durch die Zölle, Mauten und die dazwischen liegenden Niederlagstätten bestand, zu beseitigen trachtete.

Wichtige derartige Stapelrechte besaßen schon unter den Spanheimern St. Veit und Friesach, während Klagenfurt, Völkermarkt, St. Andrä, Althofen, Unter-Drauburg, St. Paul, Gmünd u. a. Orte als Zoll- und Mautstätten erscheinen. Das salzburgische Althofen strebte später den ganzen salzburgischen Handel in seiner Umgebung an sich zu ziehen; auch Eisenschwappel betheiligte sich lebhaft an demselben. Der wichtigste Ort an der St. Veit-Judenburger Eisenstraße wurde jedoch Friesach. Den Centralpunkt für ganz Kärnthen bildete Villach (wo schon seit ältesten Zeiten eine Bambergische Maut bestand), wie aus der Richtung der früher angeführten Haupthandelswege erhellt. Der gesammte Warenzug aus Österreich, Steiermark und Kärnthen durfte laut einer Verordnung Albrechts III. (1386) nur über Villach nach Venedig gehen, bloß Vieh, Getreide und Wein konnte über den Karst geführt werden. Auch St. Veit erhielt das Niederlagsrecht. Bald jedoch erlangten Klagenfurt und Völkermarkt, bei dem sich seit ältesten Zeiten ein Übergang und seit 1218 eine große Brücke über die Drau befand, bezüglich der Loibl-Straße wichtige Privilegien.

Ein bedeutender Handelsort war auch das seit 1441 mit einem Niederlagsrecht bedachte Spital, wo die Straßen nach Tirol und Salzburg abzweigten. Aus demselben Grunde hob sich auch der schon frühzeitig mit einer Zollstätte versehene Markt Mauthen.

Das kärnthnerische Eisen hatte sein Absatzgebiet meist nur in Italien, weil die Privilegien, welche das Judenburger und Leobner Eisen in Steiermark besaß, dasselbe im Norden von Kärnthen allmählich ganz verdrängten. Es mußte sogar das Hüttenberger Eisen eine andere Biegung erhalten, damit es sich von dem Vordernberger unterscheide und demselben keine Concurrenz machen könne.

Nebst dem Eisen, dem Salze und dem Golde bildeten auch Kupfer, Blei, Zinn, Wachs, Wilddecken, Kitzfelle, Bockshäute u. s. w., besonders aber Leinwand und der von Bauern erzeugte Loden begehrte Handelsartikel. Das Möll- und Drau-Thal führte einen regen Handel mit Holz und Holzwaaren, besonders Faßdauben, Bodenholz u. ä. m. Das meiste wurde nach Venedig und Friaul ausgeführt, und so lebhaft war der Handel der Kärnthner Kaufleute mit Venedig, daß sie hier sogar das Privilegium besaßen, erst nach acht Tagen ihre Waaren verzollen zu müssen. Da sie aber dieses Vorrecht zu Zollumgehungen benutzten, wurde es ihnen 1329 entzogen. Anderntheils kamen auch italienische Kaufleute, selbst aus Mittel-Italien, nach Kärnthen, ließen sich hier sogar nieder, und Bürger von Siena lieferten ihre Waren bis nach Gmünd.

In Krain war seit der ältesten Zeit Laibach der Mittelpunkt des Handels, wie eine schon im XII. Jahrhunderte hier ansässige reiche Judengemeinde beweist. Albrecht I. gab den Bürgern eine theilweise Mautfreiheit, am meisten gewann jedoch die Stadt durch den Straßenzwang, welcher, wie schon erwähnt, nur den oberösterreichischen Städten den Weg über Zeiring und Villach nach Venedig gestattete, allen anderen jedoch, von der Strecke Wien-Laibach abzuweichen verbot. Die Bürger Laibachs erhielten dagegen 1376 die Freiheit, mit allen Waaren frei nach Steiermark und Kärnthen handeln zu dürfen, mit Ausnahme des Pettauer Weines. Dafür trieben sie einen schwunghaften Handel mit Wippacher Wein, der weithin verführt und in Deutschland für Malvasier verkauft wurde. Mit Ungarn bestand ein lebhafter Vieh- und Pelzhandel, und in Venedig besaßen die Laibacher Bürger seit 1408 dieselben Privilegien wie die süddeutschen Reichsstädte (d. h. eigenen Weg in die Stadt mit Zoll- und Mautfreiheit

und ein eigenes Magazin), wofür die Venetianer gleiches Recht in Laibach genossen. Ein lebhafter Eisen- und Transito-Handel gieng von Kärnthen aus hieher, und das steirische Eisen durfte von Völkermarkt nach Kroatien nur über Laibach geführt werden. Die Stadt besaß ebenfalls das Stapelrecht und Niederlagsrecht für alle italienischen Waaren und ein Monopol für den Verkauf von Pelzwerk. Sehr rege gestaltete sich der Handelsverkehr mit Triest, seit die Bedeutung dieses Hafens und in Folge dessen der Warenzug über den Karst zur Drau und Save zunahm. Am Beginn des XVI. Jahrhunderts wurde Laibach verpflichtet, Triest mit Getreide zu versehen und dasselbe dort um zwei Schillinge billiger zu verkaufen als anderswo; ebenso mußten alle Lebensmittel-Transporte nach Italien über Triest gehen, damit sich dieses besser versehen könne.

Auch die andern Städte des Landes trieben wie natürlich Handel; so führten Gottschee, Rudolfswerth u. a. einen regen Handel nach Ungarn und Kroatien mit Vieh, Leinwand, Pelzen u. s. w., Lak, Selzach, Krainburg, Stein nach Venedig mit Eisen und Eisenwaren; doch tritt dieser Handel vor dem Laibacher in den Hintergrund. Eigenthümlich für die dortigen Verhältnisse ist es, daß der Salzhandel auch über das XVI. Jahrhundert hinaus frei blieb; der 1536 von der Regierung gemachte Versuch einer Monopolisierung desselben scheiterte. Einen neuen Handelsartikel gewann das Land endlich mit der Entdeckung der Quecksilbergruben von Idria.

So hatte sich der Handelsgeist bis zum Anfange des XVI. Jahrhunderts in unseren Ländern mächtig gerührt. Der Zweck der vorliegenden Arbeit verbietet, in ein näheres Detail einzugehen; es sei nur im Allgemeinen noch gesagt, daß allmählich auch andere minder bedeutende Orte eigene Privilegien in derselben

Art wie die Hauptcentra des Handels, Stapel- und Niederlagsrechte, Straßenzwang, Zollbefreiungen u. s. w. gewannen, welche für den Handel dasselbe galten, was die Zunft für die Gewerbe. Auch die Jahr- und Wochenmärkte wurden bis zum Ende des XV. Jahrhunderts allgemein. — Als Einfuhrartikel wurden von Venedig hereingebracht Gewürze, Südfrüchte, Glas, griechische und italienische Weine, getrocknete Fische, vornehmlich aber Modegegenstände, denn die Kleiderpracht und der Luxus stieg seit den Kreuzzügen beim Adel und beim Bürger immer höher. Die einheimischen Producte waren nicht fein genug, auch trug die Mode ihren Theil bei, sie von den Festtagskleidern auszuschließen, und so importierte man nun feine Tuche aus Florenz und Verona, indische, persische und spanische Zeuge, Seidenzeuge, Sammt, Schleier, Hüte, Perlen, Gold- und Silberschmuck, feine Waffen, seltenes Pelzwerk, Stickereien u. s. w. Aus Deutschland und den Niederlanden kamen ebenfalls feine Tuche, Honig, Wachs und vornehmlich Hausen und Häringe, „deren niemand wohl entbehren mag“, wie sich die Stände 1518 äußern. Aus Ungarn brachte man besonders Fische, Kupfer, Zinn, Vieh und Fleisch. Ein eigener Handelszweig entwickelte sich aus dem Gold- und Silberhandel. Es durften nämlich diese Metalle eingeführt, aber nur an die landesfürstliche Kammer verkauft werden. In Wien war eine eigene Zunft der „Hausgenossen“, welche die edlen Metalle gegen eine bestimmte Provision zu Gunsten der Münze aufkaufte. Sie waren auch die einzig befugten Wechsler. Zum Transport über die Alpen bediente man sich der Saumthiere, wie aus den Zollsatzungen zu ersehen ist. Die unwirthlichen Wege haben auch eine den Alpen eigenthümliche Einrichtung gefördert, nämlich die Hospize. So bestanden zu St. Leonhard im Loibl-Thale und zu St. Anton auf dem Bocksruck seit dem XIII. Jahrhunderte derartige Zufluchts-

gebäude, in welchen Victringer-Mönche den müden Wanderern Gastfreundschaft erwiesen; auch der Weg und die Brücken wurden von ihnen in Stand gehalten. Ähnliche „Spitäler“ fand man auch in Spital in Kärnthen, am Semmering, am Pyrhn-Passe u. a. In Salzburg hatten gewisse Höfe die Verpflichtung, die Saumpfade in Stand zu halten und durch Stangen und andere Zeichen für den Fall einer Verwehung zu markieren.

Dieser gesammte, so in den Hauptumrissen geschilderte Handel unserer Länder lag jedoch nicht ausschließlich in der Hand der einheimischen deutschen Bevölkerung. Den inländischen und den Kleinhandel beherrschte sie zwar gänzlich oder in den slavisch-deutschen Gegenden zum größten Theile; bei dem Export und Import concurcurrierten aber die großen Kaufmannsgeschlechter der deutschen Reichsstädte und auch Italiener erfolgreich mit ihr. Besonders hatte Wien, dessen reiche Bürgerschaft in Capital und Unternehmungslust den Fremden nicht nachstand, mit den süddeutschen Städten zu kämpfen. Es ist schon oben berichtet worden, wie sich Wien mit Regensburg in den Donau-Handel theilen mußte. Mit Hilfe des Straßenzwanges gelang es Wien, sich dieser Concurrentin wenigstens für den italienischen Handel zu erwehren. Bald versuchten jedoch auch Nürnberg, Augsburg und Ulm, Wien mit ihren Waaren zu überschwemmen und auch den Handel von und nach Ungarn den Wienern zu entwinden. Diese wurden zwar durch das Stapelrecht theilweise hievor geschützt, aber die Fürsten, welche in Zeiten der Geldnoth an den oberdeutschen Städten willfährige Helfer fanden, mußten die Hilfe durch Concessionen erkaufen, welche das Stapelrecht theilweise durchbrachen. Dieser Umstand verhalf den reichen Handelsgesellschaften, welche sich in den obengenannten Städten im XV. Jahrhunderte gebildet hatten, und denen der einzelne Capitalist in unsern Ländern nicht gewachsen war, zum Siege.

Sie beherrschten den Wiener Markt und hiedurch auch den der anderen Städte.

Ganze Zufuhren italienischer Waaren wurden den Einheimischen vorweggekauft, worauf dann die fremden Gesellschaften den Preis bestimmten, indem sie dieselben, entgegen dem Niederlagsrechte, jederzeit, je nach der Gunst der Handelsconstellation, an Fremde verkauften. Auch der Viehhandel mit Ungarn wurde den Einheimischen geschmälert, da die Handelsgesellschaften das Vieh im Großen aufkauften. Dabei waren sie frei von den städtischen Lasten und entzogen sich auch der Waarenbeschau, so daß der Käufer häufig betrogen wurde. Nach den Klagen des Ausschußlandtages in Innsbruck „streckten" die deutschen Kaufleute das englische, niederländische und italienische Tuch, wodurch es an Haltbarkeit verlor; Sammt, Goldstoffe, Damast und Seide wurde in verschiedener Qualität auf den Markt gebracht und um gleichen Preis verkauft. Die Specereien verfälschte man, Ingwer wurde mit Ziegelmehl gefärbt und mit „Mekhia" gemischt, der Pfeffer mit Stengeln, sowie „Trink- und Hitzbeeren" gemengt, die Gewürznelken mit Stengeln verkauft u. s. w. Dabei war aber zufolge der Privilegien dieser Handelsgesellschaften den Kaufleuten nicht erlaubt, derartige Waaren anderswo als bei den Agenten dieser Gesellschaften zu kaufen, so daß der einheimische Kleinhandel zu Gunsten der Ausländer ausgebeutet wurde. Auch hatten sich die großen deutschen Handelsgesellschaften und Großhändler, besonders die Fugger, allmählich der bedeutendsten Bergbaue vorzüglich in Kärnthen bemächtigt, wodurch auch der Metallhandel in ihre Hand kam; deshalb ertönten die Klagen über diese Handelsgesellschaften immer lauter. Endlich kam 1515 durch Maximilian I., nachdem 1512 in Folge der Begünstigung der Wiener die fremden Großhändler aus Wien und Brünn ausgewandert waren, eine Niederlagsordnung zu

Stande, welche den Großhandel den ausländischen Kaufleuten, den Kleinhandel den Einheimischen überwies. Die „Niederläger“ (Großhändler) behielten auch ihre, schon in früheren Zeiten erworbenen Rechte der Steuerfreiheit (sie zahlten nur Zoll und Mauten) und der Exemption von der städtischen Gerichtsbarkeit. Sie unterstanden direct der kaiserlichen Jurisdiction und bildeten auch einen eigenen Genossenschaftsverband, in welchem jedoch auch einzelne Wiener Bürger sich befanden. Vergeblich sträubte sich der Ausschußlandtag zu Innsbruck dagegen und verlangte nebst der Aufhebung des Geleitsgeldes auch die Freigebung des Handels und die Aufhebung der privilegierten Handelsgesellschaften in Wien und an anderen Orten. Die Ordnung von 1515 blieb die Grundlage für die Form, in der sich der Handel der nächsten Jahrhunderte entwickelte.

Schon waren jedoch die großen Entdeckungen in Amerika, Afrika und Asien angebahnt, welche dem Handel ganz neue Wege eröffneten. Venedig sank von seiner Höhe, mit ihm auch diejenigen Städte, die aus dem venetianischen Handel ihren Wohlstand geschöpft hatten. Zwar war dieses nicht gleich im Anfange des XVI. Jahrhundertes bemerkbar, ja es schien sogar, als ob Triest in eine erfolgreiche Concurrenz mit Venedig treten werde. Besonders die Krainer Stände gaben sich alle Mühe, den bisherigen Handel nach Italien über österreichisches Gebiet zu lenken, zu welchem Zwecke sie 1541 aus eigenen Mitteln die Kankerstraße bauten und dieselbe mit einem sehr geringen Zolle belegten. Aber der einträgliche italienische Zwischenhandel nahm stets ab, und auch der Handel nach Ungarn litt durch die Türkenkriege. Dieselben machten in unsern Ländern die Wege unsicher, brachten Verarmung und Verwilderung unter das Volk, ja ruinierten einzelne alte Handelswege derartig, daß z. B. die Straße von Wien

über St. Pölten nach Linz seit 1529 und 1532 so verdorben war, daß der Warenzug zu Lande lange Zeit durch das Viertel O. M. B. gehen mußte. Endlich kam die Gegenreformation und der mit ihr verbundene Niedergang aller Gewerbe und Industrien und dann der 30jährige Krieg, welche dem Handel Österreichs den Todesstoß versetzten. Das Sinken des Bürgerstandes, die zunehmende Entvölkerung der Städte stehen mit dieser Erscheinung in Wechselwirkung. Vergeblich suchte man durch Polizei-Ordnungen dem Handel aufzuhelfen. Es fehlte im Lande das Capital und die nöthige Bildung. Die allgemeine Verarmung wurde immer größer und auch der Wohlstand der reichen Hinterländer Böhmen, Mähren und Ungarn war theils durch den 30jährigen Krieg, theils durch die Türkenkriege geschädigt; Deutschland war verwüstet, den süddeutschen Reichsstädten durch die Verlegung der Welthandelsstraßen der Lebensnerv unterbunden, und der Mangel einer Handelspolitik von Seite des deutschen Reiches ließ sie stets tiefer sinken, so daß unseren Ländern weder von Innen noch von Außen eine Anregung zu einer bedeutenden Handelsthätigkeit kam. Dazu gesellten sich noch die systemlosen drückenden Zölle an den einzelnen Landesgrenzen und innerhalb deren Gebiet, sowie die Zunft- und Markt-Privilegien der Städte, so daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn die Handelsthätigkeit in unserem Volke sich allmählich auf die nothwendigsten Gegenstände des menschlichen Lebens beschränkte. Was noch von Außen eingeführt oder dorthin ausgeführt wurde, geschah durch Vermittlung fremder Großhandlungshäuser. Eine Ausnahme machte der Handel mit Salz, Eisen, Blei, Kupfer und Quecksilber, obwohl auch dieser in Folge des schwindenden Bergbaues und der abnehmenden Eisenindustrie keineswegs die frühere Blüte erreichte. Andere Rohproducte wie Häute, Leinen, Flachs, Wolle u. a.

wurden jedoch von auswärtigen Kaufleuten aufgekauft und ausgeführt. Die Abhängigkeit von dem Auslande wurde noch durch die „Niederläger“ in Wien gefördert, welche zwar der Mehrzahl nach Protestanten waren und deshalb auch 1629 einige Beschränkungen ihrer Rechte erlitten hatten, denen aber schon Ferdinand III. 1653 ihre alten Freiheiten wieder bestätigte, so daß sie, ihre Witwen und Geschäftsführer in die Gegenreformation nicht mit einbezogen wurden.

Erst mit Leopold I. begann eine neue Epoche für den Handel unserer Länder. Es steht dieser Umschwung in innigem Zusammenhange mit den in derselben Zeit beginnenden Reformen zur Hebung der heimischen Industrie und Gewerbsthätigkeit, von welcher früher gehandelt wurde. Dr. Johann Joachim Becher war es, der auch in dieser Hinsicht den bedeutendsten Impuls gab. Im Jahre 1666 wurde ein Commerz-Collegium in Wien errichtet, welches auf alle dem Handel schädlichen und nützlichen Einflüsse ein wachsames Auge haben und besonders verhüten sollte, daß das Geld aus dem Lande gehe. Ein Patent vom Jahre 1674 verbot die Einfuhr aller französischen Waren. Direct sollte dem Warenhandel durch eine occidentalische und eine orientalische Compagnie geholfen werden, welche den Export nach Holland und in die Türkei vermitteln sollten. Ausgeführt wurden Wein, Branntwein, Eisen, Stahl und Messingdraht, zubereitetes Leder und Leinwand. Doch schlugen diese Versuche fehl in Folge unkluger Speculationen, an denen sich selbst viele Minister betheiligten. Karl VI. beharrte aber auf dem von Leopold eingeschlagenen Wege. In Folge der glücklichen Kriege mit den Türken, welche Österreichs Grenze bis zur Aluta ausdehnten, eröffnete sich damals ein weites Absatzgebiet dem österreichischen Handel, zu dessen Ausbeutung von In- und Ausländern eine orientalische Compagnie 1719 zu Wien gegrün-

det wurde mit dem Monopol des Handels zu Wasser und zu Land in diese Gebiete und den Orient überhaupt. Von großer Wichtigkeit für unsere Länder wurde die von Venedig erzwungene Freigebung des Seehandels auf dem adriatischen Meere, so daß die 1719 zu Freihäfen erklärten Städte Triest und Fiume, besonders aber ersteres, eine immer steigende Bedeutung erhielten. Demzufolge begann der Warenzug wieder in die früher verlassenen Bahnen einzulenken; besonders gewannen hiedurch die an der Linie Wien-Triest gelegenen Orte, zumal seitdem die neue Kunststraße über den Semmering von der Regierung ausgebaut wurde (begonnen 1728). Auch nach Tirol und Salzburg nahmen die italienischen Waaren, bevor die Ampezzaner Straße erbaut war, über Triest und Kärnthen den Weg; die Straße von Hermagor über Greifenberg nach Lienz war damals so mit Güterwagen bedeckt, daß dieselben in Greifenberg oft keine Unterkunft fanden.

Maria Theresia und Josef II. setzten die Bemühungen zur Hebung des einheimischen Handels fort. Schon Karl VI. hatte die Zahl der auswärtigen Niederläger beschränkt und den einheimischen Kaufleuten, falls sie ein entsprechendes Vermögen nachweisen konnten, die Erlaubniß zum Betriebe des Großhandels in Wien ertheilt. Als man dann 1754 die Einfuhr der wichtigsten fremden Fabrikswaren untersagte, wurde der fremde Großhandel im Lebensnerv getroffen, so daß die Gesellschaft 1768 nur mehr 48 Mitglieder zählte. Freilich wurde hiedurch auch der Schmuggel großgezogen, und der so bedeutende Transitohandel in die Türkei nahm ab. Endlich hob man 1774 alle Niederlagsfreiheiten auf, und an die Stelle der „Niederläger“ traten die „Großhändler“, welche ein Vermögen von wenigstens 80,000 fl. zum Geschäftsbetriebe verwenden mußten und dafür gewisse persönliche Vorrechte besaßen. Damit die Söhne der Kaufleute die nöthige, bisher dem

ganzen einheimischen Kaufmannsstande mangelnde commerzielle Bildung sich verschaffen konnten, wurde 1770 die Real-Handels-Akademie ins Leben gerufen, welche in zwei Jahren den jungen Leuten genügende Kenntnisse alles dessen vermitteln sollte, „was einen geschickten Handelsmann von einem Krämer unterscheidet". Das gesammte Handels- und Gewerbewesen ward einem Commerzienrathe übertragen, dem einzelne Commerzial-Consesse in den Landes-Hauptstädten unterstanden. Die Bemühungen der Regierung um einen gemeinsamen Zolltarif, um die Aufhebung der Zollschranken zwischen den einzelnen Ländern, die Errichtung der Börse in Wien, der Commerzial-Leih- und Wechselbank, welche für Handel und Industrie ausschließlich bestimmt war u. s. w., vorzüglich aber die Maßregeln, welche das im vorhergehenden Abschnitte geschilderte Aufblühen der Industrie unter unserem Volksstamme zur Folge hatten, weckten auch einen regen Handelsgeist in demselben. Zwar stockte der Verkehr wieder in Folge der französischen Kriege, aber der durch Maria Theresia und Josef II. gelegte Grund überdauerte diese Calamitäten, und die Errichtung der Nationalbank (1816) gab auch dem Geldverkehr eine sichere Basis.

Seit dieser Zeit begann eine stets zunehmende Handelsthätigkeit in unserem Volke sich zu zeigen, die durch die allgemeinen Maßnahmen der Regierung besonders zur Verbesserung des Zollwesens in allen Kronländern und zur Hebung der Industrie große Förderung fand. Begünstigt wurde dieselbe noch durch die Verbesserung der Wege und Transportmittel. Vor allem wurde die Donauschiffahrt durch die Sprengung der Felsen im Strudel und Wirbel bei Grein (1781—1791) gefahrlos gemacht. Für den industrie-reichen Bezirk zwischen der Leitha und dem Wienerwalde entstand seit 1797 der Wiener-Neustädter Canal, welcher

dem ursprünglichen Plane nach bis Triest fortgeführt werden sollte. Der Verkehr in den Alpenländern wurde erleichtert durch die Anlage von Kunststraßen selbst in den entlegensten Gebirgsstrecken, neue Verbindungswege wurden gebaut (z. B. über den Miselberg nach Steiermark und von Krems nach Znaim, von Neustadt nach Güns u. a.), die alten Gebirgsstraßen nach den Ergebnissen der neuen Ingenieur-Wissenschaft mit Vermeidung der großen Steigungen umgelegt u. s. w. Die größte Revolution rief wie in der Industrie so auch im Handel die Anwendung des Dampfes hervor und unsere Länder hatten das Glück, zuerst an derselben participieren zu können. Schon 1831 begann die regelmäßige Dampfschiffahrt auf der Donau; dann kamen die Eisenbahnen. Die 1825—1827 erbaute Linz-Budweiser (später bis Gmunden ausgedehnte) Pferdebahn war die erste Eisenbahn auf dem Continente, doch hatte sie nur locale Bedeutung, besonders für den Salztransport nach Böhmen. Seit 1838 begann aber der Ausbau des großen Eisenbahnnetzes Österreichs, wodurch Wien wiederum ein Mittelpunkt des Welthandels wurde. Die Ferdinands-Nordbahn, welche 1839 bis Lundenburg reichte, die Wien-Gloggnitzerbahn, die 1842 bis zu dem letztgenannten Orte befahren wurde, und die Linien Wien und Bruck (1846 eröffnet) waren die ersten Bahnen in Österreich. Heutzutage durchziehen die Südbahn, die Elisabeth-Westbahn, Rudolfs-Bahn, Franz Josef-Bahn, Staatsbahn und Nordbahn mit ihren zahlreichen Neben- und Verbindungs-Bahnen als Hauptpulsadern des Verkehrs unsere Länder und haben auch an Orten, welche sonst außerhalb des Bereiches des Handels und der Industrie lagen, ein reges Leben hervorgerufen. Auch die Seen von Ober-Österreich werden in letzter Zeit mit Dampfern befahren. Dazu gesellten sich seit 1848 die günstigen Einflüsse, welche die Änderung der Zollpolitik, die Handelsverträge, die

Errichtung von Handelskammern, die Erleichterungen im Post-, Telegraphen- und Paßwesen und vorzüglich die Einführung des Handelsgesetzbuches mit sich brachten, um, wie in Österreich im Allgemeinen, so auch unter der deutschen Bevölkerung unserer Länder das regste Handelsleben zu entwickeln und die günstige geographische Lage dieser Gebiete zur vollen Geltung zu bringen.

Hauptsitze des Handels sind jetzt die Landes-Hauptstädte und jene Gegenden, in denen ein besonderes Naturproduct oder eine hervorragende Industrie, wie sie in den früheren Abschnitten dargestellt wurden, Gegenstände des Handels bieten, oder eine dichte Arbeiterbevölkerung bedingen. Der Mittelpunkt alles Handels ist jedoch für unsere Länder sowohl wie für die Monarchie Wien. Den besten Maßstab für die Theilnahme der deutschen Bevölkerung an dem Handel liefern die Ergebnisse der Volkszählung vom Jahre 1869. Es betrug damals die Zahl der Handeltreibenden in den durchwegs deutschen Ländern: in Nieder-Österreich 2·7%, in Ober-Österreich 1·2%, in Salzburg 1% der gesammten Bevölkerung. In Steiermark und Krain sinkt der Percentsatz für das ganze Land auf 0·6%, in Kärnthen auf 0·7% herab. In Steiermark und Kärnthen hat an diesem Percentsatze die slovenische Bevölkerung nur einen kleinen Antheil, in Krain liegt jedoch naturgemäß der Detailhandel vielfach in ihrer Hand. Der eigentliche Großhandel sowie auch das bedeutendere Kaufmannsgewerbe ist dagegen fast durchwegs deutsch, sowie das Deutsche auch überall als Handelssprache gilt. — Einen nicht unbedeutenden, aber aus den statistischen Ausweisen nicht zu eruierenden Theil der Handelstreibenden bilden in allen Ländern die Juden, so daß die oben angeführten Zahlen nicht vollständig dem deutschen Stamme zuzuschreiben sind.

Für Heranbildung der Handelsbeflissenen sorgen in unseren Ländern Handelsschulen und Handelsakademien, die jedoch

alle deutsch sind und hiedurch sowohl als durch ihren Standort, ihre Anzahl und Schülerfrequenz ebenfalls die Richtigkeit des oben von der Handelsthätigkeit der Bevölkerung Gesagten beweisen. Es bestehen derartige theils von den Kaufmannsgremien, theils von Privaten gegründete Anstalten in Nieder-Österreich 12 (davon 8 in Wien) mit 2618 Schülern, in Ober-Österreich, (in Linz, Steier) Gremial-Handelsschulen mit 98 Schülern, in Salzburg 1 Gremial- und Privat-Handelsschule mit 43 Schülern. In Steiermark zählten die drei Grazer Handelsschulen 193, die in Cilli 6 Schüler, in Kärnthen besteht nur in Klagenfurt eine öffentliche Handelsschule des Industrie- und Gewerbe-Vereins mit 38 Schülern, in Krain eine Gremial- und eine Privat-Handelsschule mit 167 Schülern zu Laibach.*) Noch sprechender sind die Ausweise der k. k. statistischen Centralcommission über die Frequenz der Handelsakademien zu Wien, Graz und Triest, an denen im Schuljahre 1879—80 nur zwei Slovenen studierten.

---

*) Alle diese Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1879 und sind den Mittheilungen der k. k. statistischen Centralcommission entnommen.

Bildende Kunst.

Das Mittelalter.

Die in dem vorhergehenden Abschnitte geschilderte Blüte des Handels und Gewerbes hatte bei unserem Stamme bald auch ein Aufblühen der Künste zur Folge. Die schwachen Anfänge derselben, welche sich unter den Karolingern zu zeigen begannen, giengen zwar in den Magyarenstürmen unter, desto kräftiger trieben aber seit dem X. Jahrhunderte die Keime, welche die deutschen Ansiedler hierher brachten, in die Höhe, begünstigt durch den sich hebenden Wohlstand der nächsten Jahrhunderte, durch die vielseitigen Beziehungen zu Deutschland, sowie durch die geistlichen Stiftungen, deren erste Mitglieder dem Auslande, meistens Deutschland entnommen, auch in geistiger Hinsicht die Tradition ihrer Mutterstätten, der Culturcentra jener Zeit, mit herüberbrachten. Deswegen stand die Wiege aller Kunst auch bei uns in den Klöstern; erst von hier aus drang sie später in das Volk. Da aber die Klöster deutsch waren, auch die Aufnahme slavischer Mitglieder durch die Leibeigenschaft, unter der sie meistentheils schmachteten, gehemmt war, so ist der Anfang jeder Kunst bei uns auf deutschen Ursprung zurückzuführen. Aber auch ihre Ausbildung während des Mittelalters fiel größtentheils dem deutschen Stamme zu, weil das Bürgerthum, welches die Pflege der Kunst von den Mönchen

übernahm, selbst in den zweisprachigen Landen, wie früher gezeigt wurde, vorwiegend deutsch war.

Daß alle Künste zuerst im Dienste der Kirche verwendet wurden, ist eine in allen europäischen Culturländern vorkommende Erscheinung, die in den Culturverhältnissen jener Zeit ihre Begründung findet. Vor allem entwickelten sich diejenigen, welche für die Pracht des äußeren Gottesdienstes sorgten, und unter ihnen wieder in erster Linie die Baukunst, in deren Dienst Plastik und Malerei standen.

Die ältesten Kirchen unserer Länder waren einfache Holzbauten, ohne Thürme, ohne Glocken, klein und schmucklos, oder unbedeutende Steinbauten, wie selbst in Wien. Erst der große Reformator unseres Klosterlebens, Bischof Altmann von Passau (1071—1091), begann den Bau steinerner Kirchen, welche mit Gemälden geschmückt und mit gottesdienstlichen Büchern, sowie nach der Äußerung seines Biographen „mit dem wichtigsten, d. h. tugendhaften und gebildeten Priestern“ versehen wurden. Eine bedeutende Kunstthätigkeit entwickelte sich seit dieser Zeit durch die Anlage der großen Benedictiner-, Prämonstratenser- und Cistercienserstifte, deren Kirchen, Kreuzgänge 2c. wahre Perlen der Baukunst sind. Neben denselben erhoben sich auch bald an den Bischofsitzen und in den Residenzstädten der Fürsten, besonders der Babenberger, kirchliche Prachtbauten.

Der älteste Baustil, den wir in unseren Ländern vorfinden, ist der romanische. Doch sind die noch erhaltenen Bauwerke gering an der Zahl, viele von ihnen später auch überbaut, so daß man sie zuerst aus den Zuthaten herauslösen muß, wenn man ein genaues Bild derselben erhalten will, so z. B. die Stiftskirche zu Klosterneuburg, die Domkirche zu St. Pölten, Tuln, die Pfarrkirche zu Wolfsberg, die Hauptkirche zu Maria Wörth, die Stifts-

kirche von St. Paul in Kärnthen, die Kirche von Piber in Steiermark, die Stadtpfarrkirche zu Wels u. a. Zu den bedeutendsten Bauten dieser Epoche gehört Heiligenkreuz, welches die romanischen Formen strenge festhält, die Stiftskirche zu St. Peter in Salzburg, der alte Stefans-Dom zu Wien, zu dem Leopold IV. († 1141) den Grund gelegt haben soll, und der in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts erbaute Dom von Seckau. Die Leitung der Kirchenbauten, besonders der klösterlichen, lag bis zum XII. Jahrhunderte meistens in der Hand kunstverständiger Äbte und Mönche. So wird z. B. als Meister in allen Künsten der Propst Hartmann von Göttweih (1094—1114) gerühmt. Diese Bauten scheinen auch wenigstens bezüglich der Ornamentik maßgebend für eine ganze Reihe von Bauwerken geworden zu sein. Es erhoben sich nämlich seit dem Anfange des XII. Jahrhunderts allerorts größere und kleinere Kirchen, die Veranlassung gaben zum Entstehen kleiner localen Schulen. Die Baukunst machte aber mit dieser reicheren Entfaltung einen Schritt hinaus aus der Klosterzelle und wurde von Laien übernommen, vorzüglich seit die reichen Städte besonders Nieder-Österreichs mit den Stiftern in der Ausschmückung der Gotteshäuser zu wetteifern begannen.

Die regste Bauthätigkeit herrschte in unsern Ländern in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, was im Zusammenhange steht mit der gleichzeitig in Deutschland auftretenden lebhaften Kirchenbauperiode. In diese Zeit, welche zugleich den Übergang aus dem romanischen in den gothischen Baustil bezeichnet, fallen unter andern als bedeutendste Werke: die Domkirche zu Wiener-Neustadt, die Stiftskirche in Lilienfeld und der Dom zu Gurk, dessen Portal eines der schönsten der ganzen romanischen Periode ist, so wie auch seine hundertsäulige Krypta an Größe selbst die zu Speier und Bamberg überragt

Diese Entfaltung der Baukunst gieng aber nicht selbständig vor sich, sondern überall ist der deutsche Einfluß wahrnehmbar, und zwar ist es die mitteldeutsche Pfeilerbasilika, welche bei uns Nachahmung fand; nur Lilienfeld lehnt sich entschieden an die süddeutschen Säulenbasiliken an. Überall verschwinden die flachen Holzbauten, und das Kreuzgewölbe tritt an ihre Stelle, wenn auch hie und da der Wohlfeilheit wegen selbst im XII. Jahrhunderte zu Holzdecken gegriffen wurde, wie z. B. in Kuenring.

Doch entwickelte sich auch eine gewisse locale Eigenthümlichkeit in der Anlage und Ausführung der Kirchenbauten. Zwischen den Thürmen, die nun allgemein wurden, sind in unseren Ländern Emporen, die sich gegen das Schiff zu durch Bogen öffnen, die Technik ist bei Erfüllung constructiver Bedingungen zögernd, man ist ängstlich und verschwendet Material bei Wölbungen, die Säulen werden selten angewendet. Dagegen sieht man, daß die Ausbildung des Handarbeiters groß ist, namentlich in der decorativen Steinarbeit, welche ein Verständniß für die Bedeutung derselben und jenes Geschick für plastische Arbeiten verräth, das dem Alpenbewohner angeboren ist. Die innerösterreichischen Kirchenbauten werden auch durch die einfachere, nur den religiösen Gefühlen entsprechende Haltung charakterisiert, welche dem Umstand entspringt, daß die meisten Bischoffitze nicht in den Mittelpunkten des politischen Lebens jener Zeit, nämlich in großen Städten errichtet wurden und deshalb jenes Schmuckes entbehrten, womit das reiche Bürgerthum z. B. Wiens und Salzburgs seine Kathedrale schmückte. Ein mit dem phantasievollen Gemüthsleben besonders der Älpler zusammenhängendes Moment ist auch die häufiger als anderswo auftretende Verwendung symbolischer Elemente in den Bergländern des österreichisch-bairischen Sprachgebietes. Einen Einfluß Italiens sieht man aus den hie und da vorkommenden Portalvorhallen.

Neben den eigentlichen Kirchen entstanden häufig auf dem Lande die sogenannten Karner, an denen sich der romanische Stil oft in wunderschöner Weise entfaltete. Es waren dies Rotunden, später Polygone mit halbrunder Apsis, die oft als Grabkapellen dienten. Solche sind noch erhalten zu Petronell, Deutsch-Altenburg, Scheiblingkirchen, Jahring, Pöls, Hartberg, St. Lambrecht u. s. w. Eine besondere Kunst wurde auch in den Kreuzgängen der Stifte entwickelt, von der uns die Kreuzgänge in Lilienfeld, Zwetl und besonders Heiligenkreuz die prachtvollsten Muster bieten.

Jedoch nicht bloß kirchliche Bauten, auch weltliche, wenn auch gegenwärtig meist in Trümmern liegend, beweisen uns den hohen Aufschwung, den die Baukunst in dieser Epoche genommen. Die Stadtmauern waren wohl noch roh, jedoch die Burgen des Adels, die sich auf den Hügeln und Bergen durch alle unsere Länder zerstreut finden, sind sprechende Beweise von dem herrschenden Kunstsinne. Die alten rohen Bauten der Karolinger-Zeit waren nämlich durch die Magyaren zerstört worden, oder genügten nicht mehr den Anforderungen des ritterlichen Lebens. Und deshalb entstehen seit dem XI. Jahrhunderte überall neue Burgen. Eines der ältesten romanischen Denkmäler einer solchen Burgwohnung ist die kleine quadratische Halle im Schloß Ranna in Nieder-Österreich. Wie großartig jedoch derartige Festen waren, beweisen die schöne Ruine Starhemberg, das Schloß in Hainburg, besonders aber die Feste Liechtenstein, deren Kapelle zugleich ein Zeugniß liefert, wie viel Sorgfalt man der Ausschmückung der gottesdienstlichen Orte auch im Wohnhause widmete. Daß solche Kapellen selbst in kleineren Burgen vorkamen, beweist die merkwürdige romanische Doppelkapelle in den Ruinen der Kleinfeste zu Stein in Krain.

So hatte der romanische Stil sich innerhalb der deutschen Sprachgrenze unserer Länder der gesammten Bauthätigkeit be-

mächtigt und fand von hier aus auch in die slavischen Theile seinen Weg, ja er erhielt sich bei uns, entsprechend dem conservativen Sinne des deutschen Stammes, noch lange, nachdem er in Deutschland der Gothik hatte weichen müssen. Besonders in Salzburg hielt man die romanischen Formen fest, da hier in dem Knotenpunkte der italienischen Handelsstraßen der Einfluß Ober-Italiens vorzüglich durch viele aus diesem Lande stammende Kleinkünstler (namentlich für Metallguß) mächtig wirkte. Endlich aber siegte nach einer längern Herrschaft des Transitionsstiles seit dem Ende des XIII. Jahrhunderts die reine Gothik auch bei uns und feierte hier ihre Triumphe.

In schönster Entfaltung zeigt die ganz reinen Formen dieses Stiles die Katharinen-Kapelle des 1269 gegründeten Nonnenklosters zu Imbach mit besonders schönem Maßwerk im Rundfenster und symbolischen Gewölbsschlußsteinen. Auch der Chor der Minoritenkirche zu Pettau fällt in die Zeit des ersten Aufblühens der Gothik. Das XIV. Jahrhundert hat dann eine große Anzahl der bedeutendsten Kirchen erstehen sehen. Sehr rege war auch die Bauthätigkeit unter der Regierung Friedrich's des III., dessen Baulust und Kunstsinn trotz der düsteren politischen Verhältnisse, unter denen er regieren mußte, doch großartige Kunstschöpfungen hervorrief; besonders hatten ihm einzelne Orte, die er begünstigte, vor allem Wiener-Neustadt, den schönsten Schmuck zu verdanken. Dazu gesellte sich noch die steigende Wohlhabenheit des Bürgerstandes in diesen beiden Jahrhunderten und die Zerstörung vieler Kirchen theils durch die Hussiten in den nördlich von der Donau gelegenen Orten Nieder- und Ober-Österreichs, theils durch Türken und Magyaren im Nordosten Steiermarks und Kärnthens, welche einen Neubau derselben nothwendig machte. So entstanden in allen unseren Ländern jene prächtigen gothischen Kirchen, die wir noch

heute bewundern, in großer Anzahl (in Steiermark allein 49). Charakteristisch ist für dieselben das Vorwiegen der Hallenform bei den größeren Kirchen, als ob die hohen, freundlich-prächtigen Räume der angebornen Heiterkeit des Österreichers mehr zusagten, als die niedrigeren Seitenschiffe; die meisten Kirchen sind jedoch einschiffig. Unter die bedeutendsten Bauten dieser Epoche zählen in Wien die Augustiner-Kirche, die Kirche des deutschen Ordens, die Minoritenkirche (alle aus dem XIV. Jahrhundert), dann der an den französischen Kathedralstil sich anschließende Chor der Stiftskirche in Zwetl, die Chöre zu Heiligenkreuz, Lilienfeld, die später überbaute Karthäuserkirche zu Gaming, die Stefanskirche zu Eggenburg, die Wallfahrtskirche zu Straßengel, die dreischiffige Stiftskirche zu St. Lambrecht, die Hallenkirche zu Neustift, die Kirche von St. Leonhard im oberen Lavant-Thal, zu Marienthal, Hochfeistritz, Heiligenblut u. s. w., vor allen aber die Stefanskirche zu Wien, deren dreitheiliges Chor 1340 geweiht wurde, während zu dem Schiffe Rudolf IV. 1359 den Grundstein legte; im Laufe des XIV. Jahrhunderts kamen dann einige planmäßige Neubauten hinzu, der eine Thurm wurde jedoch erst 1433 vollendet.

Dieser Bau hat einen entschiedenen Einfluß auf die meisten Bauten der nieder- und oberösterreichischen Länder genommen (als Beispiel einer directen Nachbildung desselben sei die 1443 entstandene Kirche zu Steier erwähnt.) Anschließend an ihn entstand die Wiener Bauhütte als Leiterin der gesammten Architektur unserer Länder; sogar bis nach Siebenbürgen hinein erstreckte sich ihr Einfluß, während sie selbst, untergeordnet der Haupthütte zu Straßburg, in stetem Contact mit der deutschen Kunst blieb, ja dieselbe eigentlich in unseren Ländern vertrat. Daß sich demgemäß unter ihren Mitgliedern auch viele Ausländer vorfanden, ist natürlich. Doch stammten diese aus demselben Grunde

auch alle aus Deutschland. So finden wir in Wien vorerst vorwiegend Meister aus Deutschland, bald übernahmen aber Wiener, überhaupt Einheimische die Führung der Bauten in Wien und auf dem Lande. Von solchen einheimischen Meistern ist bekannt geworden: der Magister Johannes, welcher den Zwetler Chor baute, Hans Huber (ein Werkmeister aus Sigmundskron), von dem die Kirche zu Heiligenblut stammt, der Bau- und Steinmetzmeister Nikolaus Scheibenpökh aus Linz, welcher den ältesten Theil der Rathhauskapelle in Wien baute, die Wiener Baumeister, (Michael Weinwurm, Ulrich Breitenfelder, Konrad Ramperstorfer und Benedikt Kölbl), denen die prachtvoll interessante Kirche Maria am Gestade ihre Entstehung verdankt, Nikolaus von Admont, der Erbauer der interessanten Kirche zu Marein bei Seckau, der Werkmeister Siegmund von Judenburg, der die gothische Kirche bei Obdach aufführte, der spätere Wiener-Neustädter Bürgermeister Niklas Ottenthaler, der Bauleiter bei dem Querschiffe und dem Chore des dortigen Domes u. s. w. Ja, auch in Deutschland erwarben sich bald unsere Meister einen Ruf. Eines der herrlichsten Bauwerke des Mittelalters, den Chor des Münsters zu Freiburg im Breisgau, vollendete ein Steiermärker, Meister Hans Niesenburger aus Graz.

In die Zeit der Gothik fällt auch die Erbauung vieler prachtvollen Klöster und Stifte, wie der Karthäuserklöster Seiz und Gaming, die heutzutage theils in Trümmern liegen, theils bis zur Unkenntlichkeit umgebaut sind, des Dominikanerklosters zu Pettau u. a. m. Je mehr man sich jedoch dem Ende des XV. Jahrhunderts nähert, desto mehr nimmt auch bei uns die sogenannte „Zopf-Gothik“ überhand, ja gerade aus dieser Zeit stammen viele der größten Kirchenbauten (z. B. der Dom zu Graz). Übrigens herrschte der gothische Stil in unseren Ländern länger als in Deutschland, und noch 1535 entstand die gothische Kirche zu Laas in Kärnthen.

Auch die weltlichen Bauten waren bis in das XVI. Jahrhundert von demselben Stile beherrscht; sie zeichnen sich in der Technik und Anlage vor denen der früheren Periode vortheilhaft aus. Die Städtebefestigungen aus dem XV. Jahrhundert zählen zu den besten des Mittelalters, die Burgen gewannen an Ausdehnung und architektonischem Schmuck, zugleich wurden die Vertheidigungswerke immer complicierter. Wahre Prachtexemplare derartiger Burgen bieten jetzt noch die Festen Arnburg, Stein, Thalberg, Krems und die festungähnliche Riegersburg (deren Fortificationen jedoch theilweise aus einer späteren Zeit stammen), die Reste der im XVIII. Jahrhundert in eine Militär-Akademie umgewandelten Fürstenburg zu Wiener-Neustadt u. a. Die Freiheit des Bürgerthums und sein Wohlstand findet Ausdruck in den gothischen Rathhäusern, die jedoch leider in der späteren Zeit, besonders im XVIII. Jahrhundert im Barockstil umgebaut wurden oder Neubauten weichen mußten, so daß man jetzt nur wenige Überreste derselben findet. Dasselbe gilt von den Bürgerhäusern, deren Portale noch hie und da den alten Spitzbogen zeigen. Häufiger sind noch die Lauben auf den Marktplätzen erhalten, unter denen noch heute reges Handelsleben herrscht.

Anlehnend an die christliche Baukunst entwickelten sich auch die anderen Künste in unseren Ländern zuerst in den Klostermauern. Am Ende des XI. Jahrhunderts wurde in Salzburg der Abt und spätere Erzbischof Thiemo als Meister im Erzguß, in der Malerei und Bildnerei gepriesen. Einzelne Künste wurden aber schon in der romanischen Periode von Laien geübt, so vornehmlich die Sculptur; von der reichen Steinmetzarbeit an den romanischen Domen haben wir schon oben gesprochen. Man folgte in der Plastik römischen Mustern, doch ist bei uns eine geringere Entwicklung dieser Kunst zu bemerken als in Deutschland; alle Figuren sind

schwerfällig, die Gesichter ausdruckslos, die Gewänder sackartig den Körper verhüllend. Es gibt aber auch Ausnahmen hievon, so z. B. die Grabplatte eines Bischofs zu Gurk, freilich aus der spätromanischen Zeit, welche eine vortreffliche Arbeit aufweist. Überall findet eine tiefgedachte religiöse Symbolik ihre Anwendung, besonders an den vielen Elfenbeinschnitzereien aus dieser Epoche, die seit dem XI. Jahrhundert an Zierlichkeit und technischer Durchführung immermehr gewinnen. Man schnitzte aus Elfenbein Krummstäbe (z. B. den in Salzburg), Trag-Altärchen, Büchsen, Relieftafeln u. a. Viele der jetzt in den Klöstern sorgsam aufbewahrten Kunstwerke sind freilich fremden Ursprungs, weil die Mönche, vorzüglich die Cistercienser, welche in stetem Verkehr mit Citeaux standen, manche französische Arbeit mit herübergebracht haben; diese Werke fremder Kunst dienten aber den Einheimischen als Muster. Dasselbe war bei den anderen Künsten der Fall; so hören wir von einen Zwetler Mönche, Peter, der ein großes silbernes Reliquienkästchen mit einem Fuß aus übersilberter Bronce soll verfertigt haben.

Die Malerei wurde häufig angewendet als Wandschmuck in den Kirchen und Karnern, wie noch heutzutage hie und da (z. B. im Kloster Nonnsberg in Salzburg, am Petersberge bei Friesach, an einzelnen Karnern in Nieder-Österreich u. s. w.) unter der Tünche zu bemerken ist. Doch ging das meiste zu Grunde, weil nur Tempera- und Leimfarben verwendet wurden, und weil man später die Reste übertünchte. Tafelbilder scheinen aus dem Oriente bei uns eingeführt worden zu sein, jedenfalls folgen sie byzantinischen Vorbildern. Dasselbe ist vielfach der Fall bei den Miniaturen und Handschriften, welche, von Mönchen verfertigt, heute den Schmuck der Bibliotheken aller größeren und älteren Klöster besonders in Nieder-Österreich (z. B. das Psalterium des

heiligen Leopolds in Klosterneuburg, ein Boëthius aus dem XI. Jahrhunderte in Melk, eine Bibel in Göttweih u. s. w.) bilden. Die größte Farbenpracht entwickelte die Glasmalerei (z. B. in den Fenstern des Kreuzganges zu Heiligenkreuz.) Einzelne Emailarbeiten, vor allen der sogenannte Verduner Altar in Klosterneuburg, sind wohl Meisterwerke ihrer Zeit, aber sicherlich nicht in unseren Ländern entstanden.

Zur Zeit der Gothik hat auch die Sculptur bei uns einen großen Aufschwung genommen, obwohl sie hinter der deutschen zurückblieb. Besonders gaben die reichgeschmückten Martersäulen, die Sacramenthäuschen, die sogenannte Lichtsäulen und die Grabmäler Gelegenheit zur Entfaltung prachtvoller decorativer Steinsculpturen. Von den Martersäulen sind die kunstvolle „Spinnerin am Kreuz" bei Wiener-Neustadt und eine andere gleichen Namens am Wiener Berge die interessantesten. Sacramenthäuschen haben sich sehr viele erhalten und zwar von wirklich künstlerischer Bedeutung. Das schönste darunter ist in Heiligenblut; nennenswerth sind auch die von Krems, Aussee, Vordernberg, Trofaiach, Maria-Weitschach bei Gutaring u. s. w. Auch das Lichtsäulchen in Klosterneuburg stammt noch, das einzig erhaltene, aus dem XIV. Jahrhundert; ein sehr schönes aus dem XV. Jahrhundert findet sich in Maria-Saal, ein anderes zu Murau. Hier muß auch das seltene Beispiel eines gothischen Altares mit Steinbaldachin und einer Mensa mit Blendarkaden, der sich bei St. Anna in Murau vorfindet, angeführt werden. — Die Grabmäler gewinnen seit dem XV. Jahrhundert, weil sich die Plastik von der Architektur loszulösen und dem malerischen Gesetze zu folgen beginnt, an künstlerischem Werthe. Die schönsten derartigen Grabmäler, die des Kaisers Friedrich III. in der Stefanskirche zu Wien und seiner Gemahlin Eleonore in der Neuklosterkirche zu Wiener-Neustadt

sind zwar nicht von einem Einheimischen, sondern von Nikolaus Lerch aus Leyden verfertigt, doch geben sehr zahlreiche andere den Beweis, wie vorgeschritten und wie zahlreich die Bildhauer in unseren Ländern waren. Der seelische Ausdruck des Kopfes, die malerische Drapierung der Gewänder wird von nun an für unsere Länder charakteristisch. Mit Vorliebe verlegte man sich in dieser Zeit auf Holzschnitzerei, die man durch Auflegen von Farben und Vergoldungen so prächtig wie möglich zu gestalten trachtete, was freilich ein genaues Studium forderte, wenn nicht durch die Farbenreflexe der gemalten Fenster eine sinnbeleidigende Störung entstehen sollte. Das großartigste Holzschnitzwerk sind die Chorstühle bei St. Stefan in Wien, verfertigt von W. Rollinger und mehreren Anderen am Ende des XV. Jahrhunderts. Am häufigsten schnitzte man freistehende Figuren und den Schmuck der Flügelaltäre. Von ersteren sind die Apostelfiguren in der Domkirche zu Wiener-Neustadt, die zwölf Apostel am Hauptaltare zu Victring, die Figuren in Guttenstein u. a. zu nennen. Bemalte Reliefs finden sich auch am Gurker Dom, sowie in den sogenannten „Ölbergen“, die man häufig an der Außenseite der Kirche dort, wo einst der Friedhof sich befand, antrifft (z. B. an der Michaelerkirche zu Wien, in Melk, Wiener-Neustadt u. a.). Die reichste Erfindungsgabe ward jedoch bei den Dyptychen entfaltet. Das bedeutendste dieser Art ist der jetzt in der Ambraser Sammlung aufbewahrte Flügelaltar von Heiligenblut und der von dem Tiroler Michael Pacher verfertigte Flügelaltar zu St. Wolfgang im Salzkammergute. Ausgezeichnet in seiner Weise ist ein solcher, freilich schon aus dem Jahre 1524 stammender Altar in Martha bei Seckau, nennenswerth ist auch der schöne, aus Buchberg in Obersteiermark herrührende Flügelaltar in Lambrecht, der zu St. Leonhard am Zwicken-

berge in Kärnthen, der jetzt in Laxenburg aufgestellte, früher Zwetl angehörige Altar, die Flügelaltäre zu Wiener-Neustadt, Kiefermarkt, Salzburg, Laach, Reifling, Hallstatt u. a. m.

In Metallarbeiten ragte besonders die einheimische Goldschmiedekunst hervor, wofür die Monstranzen, Kreuze, Kelche, Ringe, Rauchfässer u. s. w. Zeugniß ablegen. Erwähnenswerth ist das Kreuz zu Melk aus dem Jahre 1363, ein Ciborium in Klosterneuburg, die großen, schönen, gothischen Monstranzen zu Villach und zu St. Leonhard, zu Tamsweg und an andern Orten. Neben und mit der Goldschmiedekunst blühte auch die Steinschneidekunst, da seit dem XIV. Jahrhundert das Tragen von Siegelringen mit Gemmen oder Gravierungen beim Bürger und beim Ritter allgemein war. Eine besondere Thätigkeit entwickelten diese beiden Künste unter Friedrich III., der selbst ein feiner Kunstkenner und leidenschaftlicher Liebhaber von derartigen schönen Arbeiten war. Leider ist auch von den Denkmälern dieser Kunst durch die des Geschichtssinns bare Zeit des Barockstils vieles verloren gegangen. So wie man damals alte Meßgewänder verkaufte, von alten Infuln Perlen und Stickereien wegtrennte, so ist es auch bekannt, daß man zur Zeit der großen Silberablieferungen, zu denen 1704 und 1809 die Stifte verhalten wurden, lieber die mittelalterlichen Gefäße ablieferte, um sich nicht von den Schöpfungen der Renaissance- und Rococozeit trennen zu müssen. Häufiger haben sich die Eisenarbeiten erhalten, welche ein sprechendes Zeugniß von der Kunstfertigkeit selbst des heimischen Handwerkes ablegen, so z. B. Eisengitter und Sakramenthäuschen, Schlösser, Thürbeschläge u. s. w.

Die Malerei wurde in unseren Ländern während dieser Epoche von Deutschland und von Italien beeinflußt, entsprechend den Hauptrichtungen des Verkehrs. Von den sonst häufig angewen-

deten Wandmalereien haben sich nur wenige Spuren in Kirchen und Burgen erhalten. Es sind theils Ornamente, theils Darstellungen religiösen Inhalts. Das Bedeutendste aus dem XIV. Jahrhundert bieten die Wandmalereien im Dome zu Gurk, welche Begebenheiten des Alten und des Neuen Testamentes einander gegenüberstellen; auch die Kirche zu Gerlamoos enthält Darstellungen aus dem Leben Christi und des heiligen Georg, sowie ein großes Marienbild als Wandgemälde und so noch mehrere andere Kirchen. Der Name des Malers, welcher die Aposteln und andere Gemälde der Michaelskirche zu Berg verfertigte, hat sich noch erhalten, nämlich Johannes Hauptheller (1428). Das meiste ist jedoch theils dem Vandalismus der späteren Jahrhunderte oder den Witterungseinflüssen erlegen. Dagegen sind uns reichliche Beispiele der Tafelmalerei, besonders an den Flügelaltären erhalten geblieben. Das älteste dieser Art sogar in ganz Deutschland sind die an dem obenerwähnten Verduner Altar angebrachten Malereien aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts, welche entweder die Arbeit eines Klosterneuburger Klosterbruders oder eines Wiener Künstlers sind. Es sind in denselben noch die eckigen, mageren Formen und die scharf gebrochenen Falten zu bemerken, wie sie der Miniaturstil des XIII. Jahrhunderts liebte. In der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts machen sich aber auch andere Schulen bemerkbar, vorzüglich in Nieder-Österreich, wo Wien und die reichen Stifte den Anziehungspunkt für die Künstler bildeten und in Salzburg. Man unterschied zwei Arten von Malern: die Schilter und die geistlichen Maler; die ersteren verfertigten die ritterliche Rüstung und bemalten dieselbe, die letzteren sowie auch die Glasmaler stellten religiöse Gegenstände auf Tafeln oder Glas dar. Nach einer Zunftordnung von 1410 bestand das Meisterwerk eines Schilters in einem Stechsattel,

Brustleder, Roßkopf und einem Stechschild, die er innerhalb sechs Wochen anfertigen und beendigen mußte. Der geistliche Maler mußte auf einer mit Gold polierten, eine Elle langen Tafel in drei Wochen ein Gemälde herstellen, ein Glasmaler ein ebenso-langes Stück Glas bemalen. Es sind nun wohl alle uns seit der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhundertes bekannten Hofmaler der Habsburger (Heinrich Vaschang, Heinrich Sternseher, Hans Sachs, ein anderer Hans, Meister Hans von Zürich) nur „Schilter“ gewesen, welche die Malerei handwerksmäßig betrieben. Das gilt auch von den sonst uns bekanntgewordenen „Malerzechen“, von denen die bedeutendste, die Sct. Lukaszeche in Wien, schon seit dem XIV. Jahrhunderte bestand. Doch findet man häufig auch Talente von wirklich künstlerischer Bedeutung. Vornehmlich die zweite Hälfte des XV. und die erste des XVI. Jahrhunderts ist reich an Denkmälern der Kunst. Es sind in derselben vielerlei fremde Einflüsse zu bemerken, vor allen der rheinischen und flandrischen, der schwäbischen und der Nürnberger Schule. Von ersterer sprechen: die Madonna in St. Stefan, ein großer Altar in Klosterneuburg und die Nachahmungen Schöngauer'scher Stiche, wie z. B. der Altar in Laach und der kleine „Ölberg“ in Wiener-Neustadt. Der bedeutendste Meister dieser Richtung war der Wiener Maler Wolfgang Rueland, dessen Werke gegenwärtig das Stift Klosterneuburg in seiner Gemäldegalerie aufbewahrt. Sein größtes Werk besteht aus zwölf Tafeln, von denen vier die Gründungsgeschichte Klosterneuburgs, vier die Geschichte Johannes des Täufers und vier Scenen aus der Leidensgeschichte Christi darstellen. Der Goldgrund ist bei diesen Gemälden schon verschwunden, und der landschaftliche Hintergrund ist in der Manier der flandrischen Schule dargestellt. Der Eyck'sche Einfluß, der sich bei Rueland zeigt, ist auch an dem bedeutenden

österreichischen Werke, dem Stammbaum der Babenberger (in Klosterneuburg) sichtbar, ebenso in dem Altarbilde der Spitalskirche zu Aussee, an den Werken der Salzburger Künstler u. a. Die rundlichen Formen, blassen Farben und hellen Gewänder der schwäbischen Schule treffen wir vorzugsweise in den Alpengegenden unserer Länder. Von einheimischen Künstlern werden genannt: in Laibach ein Maler Weriand im XIV. Jahrhundert, in Kärnthen Hans Buchegg, von dem die Gemälde in der Spitalskirche zu St. Veit stammen, und mehrere Maler in Salzburg. — Die Nürnberger beeinflußten wieder mehr die Gebiete nördlich von der Donau. Eine specifisch österreichische Schule hat sich nicht entwickelt; wohl sind aber gewisse Charakterzüge den österreichischen Werken eigen u. z. das helle Colorit und die etwas breiten Gesichter. Im XVI. Jahrhundert ist die Herrschaft der Dürer'schen Richtung in allen Zweigen der Malerei unbestritten.

Auch die Miniaturmalerei erfreute sich in den Klöstern einer großen Pflege, wie die noch in allen Gegenden unserer Länder erhaltenen Prachtwerke derselben beweisen, von denen die meisten sicher österreichisches Product sind, so z. B. das 1273 angefangene Stiftungsbuch von Zwetl, welches auf 194 Blättern die Schicksale der Gründer des Klosters und historische Begebenheiten erzählt und mit den schönsten Miniaturmalereien und Zeichnungen verziert ist.

Vorzügliches leistete auch die Glasmalerei. Aus dem XIII. Jahrhunderte sind nur wenige Glasmaler urkundlich bekannt, z. B. Meister Walter, Eberhard von Klosterneuburg und Bruder Herwig zu Kremsmünster; doch gibt es fast gar keinen Dom und kein Kloster, welche nicht Glasgemälde aus dieser Zeit aufzuweisen hätten. Je näher dem XVI. Jahrhunderte, desto mehr nimmt diese Kunst an Farbenpracht und Großartigkeit zu. Begebenheiten aus

dem Leben der Heiligen wechseln in buntester Farbenpracht mit Porträts, die an Ähnlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, und mit geschmackvoller Ornamentik. Hochinteressante Bilder dieser Art enthalten besonders das Chor zu Heiligenkreuz, der Capitelsaal zu Klosterneuburg, das Stift St. Florian (Porträts Albrechts I. und seiner Gemahlin), die Burgkapelle zu Wiener Neustadt (die Familie Maximilians I.), die Stefanskirche, der Dom zu Gurk, die Stiftskirche in Zwetl, deren Glasmalereien von einem daselbst ansässigen Meister Michael angefertigt wurden, die Kirche Maria Buch, die Stiftskirche St. Lambrecht, die Kirche St. Anna in Murau, die Kirche zu Hall u. a. m. Nach urkundlichen Quellen des Mittelalters sind jedoch die gegenwärtig erhaltenen Reste bei weitem nicht der größte Theil des ehemals Vorhandenen, so daß man wohl eine ausgebreitete einheimische Kunst annehmen muß, die alle diese Werke schuf, wovon auch die oben erwähnte Zunftordnung aus 1410 Zeugniß ablegt.

Die Neuzeit.

Die Renaissance hatte, was monumentale Bauten betrifft, in unsern Ländern mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es waren im XV. und in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts so viele Kirchen gebaut werden, daß kein Bedürfniß nach neuen vorhanden war, und der Beginn der Gegenreformation, der 30jährige Krieg sowie die gleichzeitige Abnahme des materiellen Wohlstandes lähmten die Kunstthätigkeit. Es entstanden zwar trotzdem einige Kirchen und Profanbauten, doch war unser Volk an denselben nicht betheiligt; was geschaffen wurde, war ein Werk italienischer Künstler. Das herrlichste Denkmal dieser frühen Renaissance ist der Palast der Fürsten Porzia zu Spital in Kärnthen, nennens-

werth auch die Portale an der Wiener Hofburg und am Zeughause zu Wiener-Neustadt, die älteren Theile des Grazer Landhauses u. a. m. Eine rege Bauthätigkeit entwickelte dagegen die Epoche der Spätrenaissance und der Barocke. Doch lag auch da noch die gesammte Kunst in allen unsern Ländern vorwiegend in den Händen der italienischen Meister. Es hatte mit dem Siege des Katholicismus der Romanismus bei uns auch in dieser Hinsicht den Sieg errungen.

Diesen Ursprung oder wenigstens dominierenden italienischen Einfluß zeigen alle Bauten dieser Zeit. Von Kirchen entstanden die meisten in Wien, bei denen seit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts das Kuppelgewölbe stets mehr Anwendung fand. Der bedeutendste nichtitalienische Architekt, Johann Bernhard Fischer von Erlach, ein Prager, schuf in der Peters- und Karlskirche zu Wien die schönsten derartigen Bauten. Im XVIII. Jahrhunderte entstanden dann auch auf dem Lande neue kleinere Kirchen von einheimischen Baumeistern, die jedoch alle nur eine gänzlich unselbstständige Nachahmung der Italiener oder der französischen Barocke bekunden.

Einen großartigen Aufschwung nahm in dieser Periode der Palast- und Schloßbau. Der Adel verließ seine alten Burgen auf den Höhen und baute sich Sommersitze in der Ebene mit großen Parkanlagen und dem ganzen Comfort, welchen besonders die Zeit Ludwigs XIV. verlangte, oder änderten wenigstens die älteren Burgen derartig ab. Schönbrunn, die prachtvolle Rosenburg, die Schalaburg, Riegersburg, Eggenberg, Hellbrunn, Mirabell und a. m. bieten die schönsten Beispiele derartiger Bauten. Verwandt mit ihnen sind die großartigen Klosterbauten dieser Zeit, wie Melk, Herzogenburg, Göttweih, Klosterneuburg, Kremsmünster, Admont und andere. Wenn nun auch bei dieser Bauthätigkeit die italienischen Meister wieder ausschlaggebend waren, so begegnen

wir doch vielen deutschen Baumeistern, welche freilich ihre Bildung ganz und gar nur den Italienern verdankten. So ist der im Anfange des XVIII. Jahrhunderts lebende Jakob Prandauer von St. Pölten als Erbauer von Melk, Herzogenburg, Stift Dürrenstein und der Kirche auf dem Sonntagsberge rühmend hervorzuheben, ebenso Seb. Grabner, welcher die Rosenburg schuf, der Erbauer des westlichen Theiles der Kirche von Zwetl und der großen Quadraturen daselbst, Johann Mungenast aus St. Pölten u. a. m. — Das Bedeutendste leisteten jedoch die beiden Fischer von Erlach, Vater und Sohn (ersterer in Prag, letzterer in Wien geboren), welche in Verbindung mit Johann Lucas von Hillebrand und Dominik Martinelli Wien unter Karl VI. und Maria Theresia mit jenen Palästen des Hofes und des höheren Adels schmückten, die noch heute eine Zierde der Stadt bilden. Dem Beispiele der Residenzstadt folgten dann bald die Provinzial-Hauptstädte nach; es entstanden in ihnen Paläste der geistlichen und weltlichen Stände und Ständehäuser, von denen besonders das Grazer und Klagenfurter genannt werden muß. Unabhängig von diesem Einflusse entwickelte sich das Kunstleben in Salzburg, gefördert durch die kunstsinnigen Erzbischöfe Wolf, Ditrich, Max Sittich und Graf Paris Lodron, die von 1587—1653 Salzburg mit neuen Bauten (Dom, Capitelhaus, Mirabell, Kapuzinerkirche, Hellbrunn, Umbau des Rathhauses ꝛc.) schmückten. Es wirkten jedoch auch hier durchwegs italienische Künstler. -- Leider besaß diese Zeit kein Verständniß für die alte Kunst. Die schönsten gothischen Bauten wurden durch neue Zuthaten und Umbauten verunstaltet, alte Grabsteine zu Altarstufen verwendet, alte Gemälde übertüncht und a. m.

Die bürgerlichen Bauten dieser Periode sind unbedeutend, weil das Sinken des Wohlstandes und des Selbstbewußtseins des

Bürgers jede Prachtentfaltung an denselben hinderte. Dagegen wurden die großen Kirchen und Palastbauten für unseren Stamm eine Schule, in der sich sein Schönheitssinn bildete, welchen dann das Handwerk auf die zahllosen Werke der Kunstindustrie übertrug, die uns aus dieser Epoche erhalten sind. Bildschnitzer, Tischler, Schlosser, Schmiede, Töpfer und andere, die an der Ausschmückung der großen Bauten betheiligt waren, sind durchaus einheimische Kräfte. Dies war der Fall während der eigentlichen Renaissancezeit, wie zur Zeit der Barocke. Die Wiener Schmuckwerke des XVIII. Jahrhunderts, die Öfen, Schränke, Kästchen, Tische, Rococouhren, Glasgeschirre u. s. w. waren damals weit berühmt und erwecken heute die Sehnsucht der Sammler. Dasselbe wiederholte sich bei dem großartigen Aufschwunge, den die Bauthätigkeit in unserem Jahrhunderte nahm, nur mit dem Unterschiede, daß die Architektur diesesmal von Künstlern unseres Stammes beherrscht wurde.

Nach einer Periode von fast 150 Jahren, nachdem die sogenannten classische Zeit mit ihren Säulenportiken und später die nüchterne schmucklose Bau-Epoche auch bei uns Nachahmung gefunden, erstand nämlich für Österreich wie bekannt jene Periode der Bauthätigkeit, welche speciell in Wien durch die Stadterweiterung geweckt, im ganzen Kaiserthum eine Reihe von monumentalen und privaten Prachtbauten erstehen ließ, die dem Namen der „Wiener Architektur“ einen Weltruf verschaffte. Wenn nun auch von den Meistern, welche diese Ära inaugurierten und theilweise zu ihrer Vollendung brachten, van der Nüll und Siccardsburg, nur der letztere unserem Stamme angehört, so waren es doch wieder heimische Künstler, welche den angeregten Ideen zum Durchbruche verhalfen und dieselben durch alle Gebiete Österreich-Ungarns zur Geltung brachten. Es möge genügen, um die Bedeutung dieser Künstler

für die Kunstentwicklung Österreichs zu zeigen, aus der Reihe der bedeutenden Namen nur drei herauszuheben: den Wiener Ernst Leopold, der den Anfang machte mit dem Ausbaue des St. Stefansdomes, den Freiherrn Karl von Hasenauer, der in den beiden Museen und dem Hofburgtheater sich ein bleibendes Denkmal setzte, und Heinrich Freiherrn v. Ferstel, dem die gothische Votivkirche, die Universität und andere Bauten ihren Ursprung verdanken. Auch die Privatarchitektur erhielt durch sie und ihre Schüler sowie durch andere bedeutende Wiener Künstler vorzüglich in Folge der Anwendung des Renaissancestiles in derselben, einen Anstoß, der jetzt auch außer den Grenzen Österreichs nachwirkt, und die „Wiener Renaissance“ wird, wie sich der geistreiche Kunstschriftsteller Vincenti ausdrückt, einst in der Kunstgeschichte eine ebensolche Rolle spielen, wie die Kölner Gothik. Aber auch der letztgenannte Stil hat in den großen Monumentalbauten Wiens bei uns eine würdige Auferstehung gefeiert; an der Votivkirche, am Wiener Rathhause u. a. entwickelten sich Geschmack und Technik einer großen Reihe von jüngeren Kräften unseres Stammes, welche ihm für die Zukunft die Führerrolle in der Kunstentwicklung Österreichs sichern.

Die Sculptur und die Malerei blieben während der Zeit der Renaissance ebenso in der Nachahmung des Italienischen befangen, wie die Architektur, und auch diese Künste wurden vorwiegend von italienischen Meistern geübt. Das Bedeutendste in der Sculptur der Renaissance sind Monumente, meistentheils aus rothem Marmor, die man überall antrifft. Von hervorragenden deutschen Künstlern sind zu nennen Jakob Bernecker, der die Hof- und die Schallaburg schmückte, der Hofbildhauer Kaspar Gras, von dem das Thonrelief in der Burgkapelle von Wiener-Neustadt stammt, der Hofmaler Jakob Leisenegger u. a. Während der Barock-Epoche verfällt die Plastik, so daß sie nur decorativen Zwecken dient. Auch in Hinsicht

dieser Arbeiten hören wir aber neben den großen italienischen Meistern deutsche Namen nennen. Die meisten erhoben sich jedoch, mit geringen Ausnahmen, kaum über das Handwerksmäßige und arbeiteten nur zunftmäßig. Erst die Gründung der Maler- und Bildhauer-Akademie in Wien durch Leopold I. hat bedeutende einheimische Kräfte herangezogen. Der genialste unter ihnen war Georg Rafael Donner, ein Niederösterreicher, aus Eßlingen im Marchfelde gebürtig, den heutzutage die Kunstgeschichte zu ihren Zierden zählt. Sein kräftiger Natursinn, der ihn vor dem Zopfe seiner Zeit bewahrte, machte ihn hiezu; die Brunnenfiguren am Neuen Markt in Wien, am Rathhausbrunnen ebendaselbst, einzelne Crucifixe und Büsten athmen eine solche Frische und Lebenswahrheit, daß mit vollem Rechte gesagt wurde, er sei seinem Zeitalter um ein Jahrhundert vorausgeeilt. Er war ein Schüler des in Heiligenkreuz verstorbenen Venetianers Giuliani, dem auch der Laienbruder Schrezenmeyer, welcher die Chorstühle der dortigen Stiftskirche schnitzte, seine Ausbildung verdanken mochte. Auch die Verwandten Donner's, Matthäus und Sebastian Donner, haben Tüchtiges besonders als Medailleure geleistet. An dem Losreißen der österreichischen Kunst von dem italienischen Zopfe hat ein jüngerer Zeitgenosse Donner's, Joh. W. Ch. Beyer in Wien, weiter gearbeitet. Gelegenheit hiezu bot vor allem die Ausschmückung Schönbrunns. Zu seinen bessern Schülern zählte der zu Straß in Salzburg geborene Joh. Hagenauer, der den größten Theil seines Lebens in Salzburg verbrachte und die daselbst am Domplatze aufgestellte Denksäule der unbefleckten Empfängniß concipiert hat, welche in vielem auch Donner's Einfluß zeigt. Ebenso soll der bekannte Georg Dorfmeister (aus Wien gebürtig) ein Schüler Donner's gewesen sein, obwohl er bedeutend barock ist. Neben diesen einheimischen Künstlern wirkten in demselben Sinne auf die

österreichische Kunst die in Wien naturalisierten Plastiker: der Tiroler Probst, der Schwabe Messerschmied, die aus Böhmen abstammende Familie Prokop u. a. Außerhalb Österreich wurde berühmt der Zeitgenosse Donners Balthasar Permoser (aus Mondsee) vorzüglich durch kleine Statuen und Basreliefs aus Elfenbein.

Unstreitig durch Donner's Einfluß wurde auch bei uns jenem Classicismus die Bahn geöffnet, welcher seit Ludwig XVI. in Europa herrschend zu werden begann, leider aber bald in eine rein formale Nachahmung der Antike ausartete. Der Tiroler Zauner war es endlich, welcher durch sein Wirken an der Wiener Akademie die österreichische Kunst direct auf den classicistischen Weg führte, und seine Reiterstatue Josefs II. repräsentiert am besten diese Richtung. Auch sie fand in unserem Volksstamme verständnißinnige Nachahmung. Der Wiener Schaller, von dem das Hofer-Denkmal in Innsbruck stammt, und Josef Klieber, welcher die Sculptur besonders als architektonischen Schmuck übte, sind hier in erster Reihe zu nennen.

Die Periode des endlich immer mehr verknöchernden Classicismus wurde durch die halb romantische, halb naturalisierende Manier verdrängt, welche vorzüglich von München aus sich die Herrschaft gewann und welcher bei uns Preleuthner Johann (aus Wien), Hans Gasser (aus Eisentratten in Kärnthen) als Hauptvertreter der einheimischen Kunst angehören. Neben ihnen hat sich in der neuesten Zeit eine tüchtige Schule unserer Landsleute herangebildet, unter denen Pönninger Franz, der Schöpfer des Erzherzog Johann-Denkmals in Graz, Kundmann Karl und Costenobel (alle aus Wien) hervorzuheben sind; freilich lehnt sich auch diese Entwicklung der Plastik an fremde deutsche Meister an, die seit den 40er-Jahren den ersten befruchtenden Samen hiezu streuten, wie: Fernkorn, Zumbusch, Josef Gasser, u. a.

Aber nicht bloß innerhalb der Grenzen Österreichs hat unser Stamm einen hervorragenden Antheil an der Entwickelung der Bildhauerkunst genommen; sondern auch außerhalb derselben griff er mächtig in dieselbe ein. Es genüge diesfalls, auf die oberösterreichische Familie Schwanthaler und ihre Wirksamkeit in München hinzuweisen. Franz Schwanthaler (aus Ried) wurde der der Begründer jener oben genannten, auf der Antike fußenden neuen Richtung der in Verfall gerathenen deutschen Kunst, welche in seinem Neffen Franz Xaver (aus Ried) und dessen berühmtem Sohne Ludwig bei den großartigen Bauten des Königs Ludwig von Baiern ihre Triumphe feierte und bald ganz Deutschland beherrschte. —

Die Medailleurkunst erhielt durch die von Karl VI. nach dem Vorbilde Ludwig XIV. derselben gewidmeten Pflege bald eine hohe Ausbildung. Den ersten Impuls gaben zwar die Schweden Bengt Richter und Daniel Waron sowie der Neapolitaner Gennaro, doch bald bemächtigten sich einheimische Künstler derselben. Matthäus Donner und Anton Mathias Domanöck mögen als Hauptrepräsentanten derselben genannt werden.

Die Malerei folgte denselben Bahnen wie die Plastik. Eine große Bedeutung errang die Wiener Miniaturmalerei, nachdem es in Paris Sitte geworden war, sich en miniature porträtieren zu lassen; doch waren es meist fremde Meister, die sie bei uns ausübten, so der Niederländer Euseb. Joh. Alphen und der Begründer des Rufes der Wiener Arbeiten, Heinrich Friedrich Füger (aus Heilbronn), Jakob Bodemer (aus Karlsruhe), Josef Bassi u. a. Aber auch einheimische Namen wie Joh. G. Bauer, Anton Schaler, Karl von Saar, Moriz Daffinger, Josef Kriehuber u. a. haben einen guten Klang unter den Kunstliebhabern. In neuester Zeit ragt der Wiener Georg Raab in diesem Genre hervor.

Die Geschichtsmalerei knüpfte ebenfalls an die Italiener an, indem das meiste, was geschaffen wurde, entweder Italienern oder in Italien gebildeten Künstlern seinen Ursprung verdankt. Von den ersteren hatten im Anfange des XVIII. Jahrhunderts den größten Einfluß die beiden Altomonte. Später waren es deutsche Künstler, vornehmlich Tiroler, welche als Professoren und Directoren der Maler-Akademie bestimmend auf die Kunst unserer Länder einwirkten, ohne sich jedoch von den italienischen Urbildern zu entfernen. Der Barockstil mit seiner Fröhlichkeit, seiner prachtvollen Lebensfreudigkeit fand aber bald ein verständnißvolles Entgegenkommen in dem heitern, phantasie- und gemüthreichen Naturell unseres Stammes, so daß sich bald auch Einheimische in demselben hervorthaten. Hieher ist der „unerschöpfliche Kirchenmaler“ Joh. Michael Rottmayer von Rosenbrunn zu rechnen, ein Salzburger aus Laufen, von dessen Geschick eine große Anzahl Fresco-Gemälde Zeugniß geben. Die prachtvollen Kuppelgemälde zu St. Peter, in der Karlskirche, im großen Rathsaale zu Wien, in Schönbrunn, Melk, Lanzendorf, Heiligenkreuz, in Innsbruck, Salzburg, Michelbeuern, in Mähren u. a. a. O. haben ihn bei uns zu einem der bekanntesten Maler seiner Zeit gemacht. Vielseitig war auch der hochbegabte Johann Veit Hauck aus Graz, dessen Altarbilder sich zu Neuberg in Steiermark finden. Alle überragte jedoch der Wiener Daniel Gran, den der Fürst Anton Schwarzenberg hatte ausbilden lassen. Sein bedeutendstes Werk, welches zugleich zu dem Besten zählt, was die Malerei überhaupt geschaffen, sind die Fresken in der Hofbibliothek, welche Winkelmann „ein malerisches Heldengedicht, ein erhabenes Werk“ nannte, und die Gewölbe-Ausschmückung der prächtigen Wallfahrtskirche am Sonntagsberge in Nieder-Österreich. Reich an Verdienst, wenn auch nicht so epochemachend wie Gran, ist der Kapuziner

Johann Baumgartner (P. Norbert), ein Wiener, dessen Werke vornehmlich das Ordenshaus schmücken. Obwohl nicht unserer Gruppe angehörend, müssen an dieser Stelle als stammverwandt und einflußreich die beiden Tiroler genannt werden, die in Wien ansässig waren und als Directoren der Akademie einen bedeutenden Einfluß nahmen: Peter Strudel Freiherr von Strudeldorf und Paul Troger. Strudel war der erste Director der Akademie, die sich sogar in seinem Hause befand und schuf fast soviel wie Rottmayer, vorzüglich Altargemälde; dem jungen Meister Paul Troger, der aus einem armen Hirtenbuben sich zum Leiter der Akademie aufschwang, verdanken Tirol, Salzburg und Österreich viele Altarbilder und Fresken (besonders das Stiegenhaus in Göttweih). Unter seinen Schülern wurde bald der Wiener Josef Hauzinger bekannt und in den österreichischen Stiften sowie in Ungarn mit Aufträgen bedacht. Neben diesen schulmäßig gebildeten Malern entsprossen aber dem deutschen Volksstamme unserer Länder auch Autodidacten, welche von der hohen künstlerischen Begabung desselben Zeugniß geben. Der interessanteste unter ihnen ist der Meister Martin Johann Schmidt (ans Grafenwerdt bei Krems), genannt Kremser Schmidt, welcher aus den ärmlichsten Handwerkerverhältnissen nur auf Grund der Kupferstichsammlungen und Altarblätter der in der Nähe seiner Vaterstadt Krems gelegenen Klöster und Kirchen sich zu Leistungen aufschwang, welche sich denen der bessern Künstler seiner Zeit würdig an die Seite stellen.

Je mehr das XVIII. Jahrhundert dem Ende sich zuneigte, desto mehr nahm die trockene schablonenhafte Nachahmung des Antiken vornehmlich in der Darstellung historisch-mythologischer Scenen auch bei uns zu, besonders durch den Einfluß des Schwaben Heinrich Füger. In dieser Richtung bieten unter den einheimischen Künstlern Bedeutendes der Wiener Anton Petter, der

Ober-Österreicher Josef Abel, der Klagenfurter Franz Linderer, der Wiener Johann Ender, der auch als Porträtmaler sich einen hervorragenden Namen erwarb, der Salzburger Josef Bergler, welcher als Director der Akademie in Prag den Kunsteifer in Böhmen weckte u. a. An der Grenze dieser Epoche steht der Hanauer Peter Krafft, welcher für unsere Kunst epochemachend wurde, da er dem volksthümlichen Genre Bahn brach und der erste Stoffe aus modernen Dichtern zu seinen Compositionen wählte, so z. B. Torquato Tasso, Goethe's Hermann und Dorothea, Schiller's Rudolf von Habsburg u. a. Zugleich waren er und der Wiener Karl Ruß diejenigen Maler, welche auf Erzherzog Johann's Initiative eine specielle österreichische Geschichtsmalerei schufen, in der sie die bedeutendsten Momente der habsburgisch-österreichischen Geschichte verewigten. So entstanden von Krafft die berühmten Wandgemälde im Vorsaale des kaiserlichen Audienzzimmers u. a., von Ruß eine Reihe von Gemälden nach der Hormayr'schen Geschichte Wiens, die berühmte Scene, wie Maria Theresia in Preßburg vor dem Reichstage mit ihrem Sohne Josef hilfebittend erscheint, eine Reihe von Bildern aus der Geschichte Tirols, aus der Zeit der Babenberger u. a. m. An diese Richtung schließen sich auch die bedeutenden Gemälde und Entwürfe der Historienmaler Peter Geiger (aus Wien) und Josef August Stark (aus Graz) an.

Gefördert wurde diese Entwickelung der Malerei im XVIII. Jahrhunderte durch die Freigebigkeit und Kunstliebe des hohen Clerus, des Adels und vornemlich des kaiserlichen Hauses. Junge Talente fanden leicht mächtige Gönner, und den Meistern bot sich hinreichende Gelegenheit zu großen Schöpfungen, vorzüglich bei der Ausschmückung der neuen Paläste, sowie eine würdige Entlohnung sowohl durch wahrhaft glänzende Honorare als durch Auszeich-

nungen und Würden. Neben den Sammlungen des kaiserlichen Hauses entstanden werthvolle Bildersammlungen des Adels und der kunstsinnigen Geistlichkeit. Besonders ragten in Wien hervor die von dem hochherzigen Fürsten Adam von Liechtenstein († 1712) gegründete Liechtenstein'sche Gallerie sowie die bedeutenden Sammlungen der Esterházy, Keglevich, Czernin und Schönborn. Aber auch in den Provinzialhauptstädten unserer Länder regte sich derselbe Sinn; so besaß z. B. Graz die Sammlung des Grafen Attems, und seit 1819 die von den Ständen gegründete Landes-Bildergallerie.

Im XIX. Jahrhundert entwickelte sich in unserem Vaterlande wie auf allen Gebieten der Kunst so auch in der Malerei ein reges Leben. In dieses Jahrhundert ragt auch die Thätigkeit der meisten zuletzt genannten Künstler hinein. Der Mittelpunkt aller künstlerischen Bestrebungen war und blieb Wien, speciell dessen Akademie. Es ist nicht unsere Aufgabe, diese Entwicklung zu schildern, und wir würden die gesteckten Grenzen weit überschreiten, wollten wir alle Künstler nennen, welche, dem deutschen Stamme unserer Ländergruppe angehörend, sich hervorthaten; wir müssen uns begnügen, nur jene hervorzuheben, welche wesentlichen Antheil an der Förderung der Kunst nahmen oder neue Bahnen einschlugen. Es sind jedoch diese Namen bedeutend genug, um vor der künstlerischen Arbeit des Volksstammes Achtung zu erwecken. In Wien und hiemit in Österreich bezeichnen Johann von Führich und Karl Rahl den Wiederaufschwung der Kunst. Der erste (ein Deutschböhme) fand in seiner Richtung als „Nazarener" an dem Wiener Wurzinger einen trefflichen Schüler. Auch der in Österreich wie im Auslande berühmte Leopold Kupelwieser (aus Piesting in Nieder-Österreich), dem die bei uns ganz in Vergessenheit gerathene Frescomalerei ihre Wiederbelebung verdankt,

gehörte dieser Richtung an. Karl Rahl, der tiefe und gemüthreiche Schüler Overbecks, ist echtes Wienerblut; ebenso groß als Maler wie als Lehrer, schuf er eine Schule, welche auf die gesammte deutsche Kunst von Einfluß wurde, und die bedeutendsten Wiener Maler der Gegenwart, Griepenkerl, Eisenmenger, Gustav Gaul, theilweise auch Canon und Aigner zählen zu seinen Schülern. Als Gegensatz zu seiner classischen Richtung repräsentiert uns der Wiener Moriz von Schwind die volksthümlich romantische; die Fresken in der Wartburg, im Ständesaal und in der Akademie zu Karlsruhe, ihm Münchener Residenzschlosse, im Foyer des Opernhauses zu Wien u. s. w. sowie seine Märchen (von der schönen Melusine, den sieben Raben u. s. w.), welche die ganze Waldesfrische dieser originellsten Volkspoesie athmen, haben ihm einen der ersten Plätze unter den Malern unserer Zeit erworben. Neben ihm steht gleichwerthig Eduard Steinle (aus Wien), Professor zu Frankfurt, durch seine Fresken im Kölner Dome, im Münster zu Straßburg, im Dome zu Aachen &c. Der naturkräftige Realismus der modernen Zeit findet wiederum an dem Salzburger Hans Makart einen seiner Hauptvertreter, der mit seinen farbenberauschenden Schöpfungen (Abundantia, Katharina Cornaro, die Nilfahrt der Cleopatra, Einzug Karls V. in Brüssel u. s. w.) geradezu bestrickend auf die Zeitgenossen wirkt.

Eben solche Erfolge haben unsere Künstler in der Genremalerei aufzuweisen. In dieser hatte sich schon zu Ende des XVII. und am Anfange des XVIII. Jahrhunderts ein Wiener ausgezeichnet, Franz de Paula Ferg, der leider trotz seiner Kunst nach einem langen Aufenthalte in Dresden und Braunschweig zu London in Armuth starb. Noch heute sind seine reizenden Bilder voll Lebenswahrheit, Fröhlichkeit und naiver Sinnlichkeit ein Schmuck der

Dresdner und der Liechtenstein'schen Galerie. Auch der Grazer Franz Christof Janneck, der sich auch in religiöser Malerei und in Landschaften einen Namen machte, wurde als anmuthiger Darsteller des sinnlich-frohen Lebens der Rococo-Periode weithin bekannt. Einen specifisch österreichischen Charakter erhielt jedoch die bisher von französischem und niederländischem Einflusse beherrschte Genremalerei durch den Wiener Christian Johann Brand welcher köstliche Typen aus dem Wiener Volksleben schuf, die er unter dem Titel „Zeichnungen nach dem gemeinen Volke" als Kupferstiche verbreitete. Auch der große Meister Moriz von Schwind schuf einige solche Scenen aus dem Volksleben. Bald griff die Kunst im Zusammenhange mit der Entfaltung des Nationalsinnes, der sowohl in historischen und topographischen Forschungen, als in der Poesie sich immer kräftiger regte und auf die Eigenthümlichkeiten unseres Stammes hinwies, auch über den Bereich der Stadt hinaus in das Leben des Landvolkes, welches ja nach Grillparzer's Ausspruch: „halbe Poesie" war, in das Soldatenleben mit allen seinen tragischen und komischen Seiten und in das bürgerliche Familienleben, die sie alle unserem Gemüthe mit Lebensfrische und Wahrheit näherrückte. Die Hauptvertreter dieser Richtung sind Wiener und zwar Peter Fendi, Josef Danhauser und Ferdinand Georg von Waldmüller. Ihre Werke, wie z. B. das Gewitter, die Pfändung von Fendi, die Testamentseröffnung, der Prasser, der Augenarzt von Danhauser, die Klostersuppe, die Betheilung armer Schulkinder von Waldmüller u. a. sind noch heutzutage als Kupferstiche ein häufig angetroffener Wandschmuck unserer Bürgerhäuser. Während diese Künstler das deutsche Land- und Familienleben schildern, hat August Pettenkofer, nachdem er sich zuerst mit Vorliebe im österreichischen Soldatenleben bewegt hatte, durch seine meister-

haften Darstellungen die Aufmerksamkeit des Publikums auf die ungarische Landschaft und ihr Volksleben gerichtet.

Sowie die Genremalerei so hat auch die Landschafts- und Thiermalerei erst in unserem Jahrhundert sich freier entfaltet und den herkömmlichen Wust der Barocke abgestreift. Man verfuhr früher nur eklektisch, auf den berühmten niederländischen und französischen Mustern fußend, oder verfolgte einen decorativen Zweck, bis man sich endlich zu einer naturwahren Wiedergabe der Landschaft erhob. — Im Anfange des XVII. Jahrhunderts waren es wohl Deutsche, doch nicht aus unserer Ländergruppe, welche die Landschaftsmalerei als selbständige Kunst betrieben, vornehmlich die beiden Tiroler Feistenberger. Doch schon der oben erwähnte Franz Ferg zeichnete sich durch seine Canal-Landschaften aus. Im XVIII. Jahrhundert übte die aus Frankfurt eingewanderte Familie Brand den größten Einfluß aus; Johann Christian Brand, der in Wien geboren wurde und hier seine Bildung erhielt, darf wohl zu den einheimischen Künstlern gezählt werden. Er war der Nachfolger des Tirolers Franz Weirotter in der Professur an der Akademie, und sie beide haben eine bedeutende Schule geschaffen, in der wir hervorragende einheimische Talente vorfinden.*) Doch hielt man sich stets noch an gewisse Vorbilder, ohne die wirkliche Natur zu schildern. Die idealisierende Landschaftsmalerei ging endlich so wie die früheren heroischen Landschaften allmählich zu Grabe und die Thätigkeit des Wieners Mößmer als Professor an der Akademie bezeichnet das Ende der Herrschaft des barocken Stiles. Die Erlösung von dem Banne der althergebrachten Manier erfolgte bei uns wiederum durch zwei Wiener, Franz

*) So z. B. Joh. Dorfmeister, Joh. Fischer, Martin Molitor, Rechberger (alle aus Wien), Wutky (aus Krems), Schönberger (aus Vöslau), Schindler (aus Sct. Pölten), der geniale Josef Rebell (aus Wien) u. a.

Steinfeld und Thomas Ender, welche eine bedeutende Anzahl von Schülern, deren Namen heute allgemein bekannt sind, heranbildeten. Es prävalieren unter ihnen Angehörige unseres Stammes über die anderen.

Die reizenden Waldlandschaften von Josef Feid (aus Wien), die stimmungsvollen Gewitter- und Abendlandschaften von Ignaz Raffalt (aus Weißkirchen in Ober-Österreich) die Gebirgsscenerien, besonders aus Salzburg von Johann Fischbach (aus Grafenegg in Nieder-Österreich), die Vedutten von Anton Schiffer (aus Graz) und von Marcus Pernhard (aus Untermieger in Kärnthen) u. a. m. zeugen von der wiedergewonnenen Lebenswahrheit der Kunst. Die bedeutendsten Maler dieser realistischen Richtung waren jedoch u. z. nicht bloß unter den Künstlern unseres Stammes, sondern unter den österreichischen Meistern überhaupt, die vier Wiener: Josef Höger, Anton Hansch, Josef Holzer und vor allen Ferdinand Waldmüller, die auch dem Hauptthema ihrer Werke nach an diese Stelle gehören, da in ihren Gemälden die Schönheit unserer Alpenwelt beredte Interpreten fand. Auch der berühmte Sohn des berühmten Vaters, Rudolf Alt, darf wohl hier genannt werden, da er durch Geburt und Ausbildung ein Wiener wurde und durch seinen Pinsel die schönsten Partien der Kaiserstadt und unseres Vaterlandes überhaupt festgehalten hat. Nennenswerthes leisteten in der Gegenwart auch Lichtenfels, Schäffer, Obermüller, der besonders durch seine Gletscher- und Polarbilder berühmt wurde u. a. m.

In der Thiermalerei waren wie in den andern schon erwähnten Zweigen Fremde die Lehrmeister unseres Stammes, besonders die Niederländer Hamilton. Ihnen folgten auch die einheimischen Maler des XVIII. Jahrhundertes und bis ins XIX. Jahr-

hundert erstreckt sich ihr Einfluß.*) Unter den einheimischen Künstlern muß besonders Johann Rauch (aus Wien) hervorgehoben werden, bei dem schon die Verbindung der Thierstücke mit einer charakteristischen Landschaft sich vorfindet, eine Manier, welche in dem genialen Friedrich Gauermann (geboren zu Miesenbach in Nieder-Österreich,) ihre höchste Vollendung erreichte. — Auch die Blumenmalerei fand bald bei uns eine fleißige Pflege. Von früheren Malern seien erwähnt der berühmte Moritz Daffinger (aus Wien), dessen großes Werk von 415 Tafeln, Österreichs Wald- und Wiesenflora darstellend, einzig in seiner Art ist, und der auch als Botaniker bekannte Ferd. Lukas Bauer (aus Feldsberg in Nieder-Österreich). Der Letztgenannte, welcher im Hause des berühmten Jacquin lebte, lieferte die Illustrationen zu dessen Werken sowie zu den Werken der englischen Botaniker Lambert Silthorp, Lindley u. a. Als Theilnehmer an der Weltumseglung des Capitän Flinders, legte er die berühmte Sammlung Neuholländischer Pflanzen und Abbildungen derselben an, welche nach seinem Tode das k. k. naturhistorische Museum erwarb. In späterer Zeit ragten Vater und Sohn Petter (aus Wien) hervor, von denen letzterer, Theodor, jene Alpenblumenmalerei erfand, welche die Blumen nicht in Körben, sondern in ihrer natürlichen Umgebung darstellt, als ein Analogon zu Gauermanns Thierbildern.

Unter den Porträtmalern haben die Angehörigen unseres Stammes stets eine ehrenvolle Stellung eingenommen. Wir haben schon früher Moritz Daffinger und Josef Kriehuber genannt. Letzterer bildete besonders in Lithographien eine Spezialität und

*) Z. B. die Wiener: Anton Grafenstein, Johann Lauterer, Josef Rosa (aus dem XVIII. Jahrhundert), die Brüder Johann und Alexander Dallinger von Dalling (aus Wien) u. s. w.

schuf während einer vierzigjährigen Thätigkeit mehrere Tausend der besten Porträts. In der neueren Zeit ist der Name Friedrich Amerling (aus Wien) weit über die Grenzen Österreich's bekannt geworden. Ihm verdankt eigentlich diese Kunstgattung ihren Aufschwung in Wien; ebenso wurden seine jüngeren Rivalen Schrotzberg als Frauen-Porträtist, Neugebauer als Darsteller von Kinderbildnissen, Gustav Gaul u. a. berühmt.

Haud in Hand mit der Entwicklung der Malerei gieng bei uns die der graphischen Künste, vorzüglich seitdem 1727 die Kupferstecherschule in Wien gegründet worden. Gustav Adolf Müller, ein Wiener, dessen Arbeiten an die niederländischen Classiker erinnern, war der erste Lehrer an dieser Schule. In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhundertes überragte Jakob Mathias Schmutzer (geb in Wien), alle seine österreichischen Zeitgenossen. Auf seine Anregung wurde durch den Fürsten Kaunitz die obenerwähnte Schule in eine k. k. Kupferstecher-Akademie verwandelt und 1772 mit der alten Maler- und Bildhauer-Akademie vereinigt. Nebst diesen genannten Österreichern haben aber auch die meisten der früher erwähnten Koryphäen sich mit dieser Kunst befaßt und Bedeutendes geschaffen. In der Lithographie errang sich wie schon oben gesagt wurde, Kriehuber einen europäischen Ruf.

Musik.

Die nationellste Kunst, welche aus dem Gemüthe des Volkes und seiner speciellen Begabung stammend, auch die weitesten Kreise im Volke zog, ist die Musik. So wie heutzutage Gesang auf allen Höhen und in allen Thälern unseres Gebietes schallt, fröhliche „Vierzeilige“ zur Zither oder zur Sackpfeife beim Tanz und bei jeder andern Gelegenheit ertönen, so war es schon in den ältesten Zeiten. Kein Fest vergieng ohne Musik und Tanz: da gab es die „stampenîe“, das „radewanzen“, den allgemein in Deutschland gebräuchlichen Reigen und andere Tänze, welche von hoch und niedrig geübt und mit Gesang begleitet wurden.

Die zahlreichen Feste, welche vom Landvolke, in den Städten und in den Burgen der vornehmen Adelsgeschlechter gehalten wurden, boten auch den herumziehenden „Spielleuten“, deren Schwänke wir uns ohne Musik nicht denken können, erwünschte Veranlassung, ihre Kunst zu entfalten, der man trotz des Verbotes der Kirche freudig zuhörte. Die ritterliche Gesellschaft ergötzte sich auch an den Gesängen der Minnesänger; Österreich war ja im XII. Jahrhundert das sangesfreudigste Land Deutschlands und der Sammelpunkt der bedeutendsten Lyriker, welche nach der hergebrachten Sitte auch Compositeure und Sänger waren und ihre Lieder meist mit Begleitung der „Fidel“ selbst vortrugen.

Die erste kunstmäßige Ausbildung erhielt die Musik auch bei uns in den Klöstern, welche Sängerknaben zur Verherrlichung des Gottesdienstes erzogen. Anfangs wurde nur Gesang und Orgelspiel gepflegt, später kamen jedoch auch andere Instrumente hinzu, wie Trompete, Geigen und Flöten. Dasselbe war auch in den bischöflichen und Hofkirchen der Fall. So war schon 1234 bei St. Stefan eine Orgel mit Trittblasbälgen in Gebrauch, und berühmte Organisten und Orgelmacher werden schon seit dem XIV. Jahrhundert in Wien und in einzelnen Klöstern genannt.

Von dieser Entfaltung der Kirchenmusik bekam dann auch die weltliche Anregung; bald wurde die Anzahl der Instrumente auch bei den Tanzfesten, welche sich früher meist auf die Sackpfeife, Pauken und Trompeten beschränkt hatten, vermehrt, und die Musik überhaupt kunstfertiger. Am Ende des XV. und im Anfange des XVI. Jahrhunderts erreichte die Kunst bei uns schon eine hohe Stufe, gefördert durch kunstsinnige Prälaten, durch den Hof, besonders unter Maximilian I., und durch die gelehrte „Donaugesellschaft", welche im Anschlusse an die Universität und das an demselben beginnende Wirken der Humanisten von Conrad Celtes gestiftet wurde und auch die Pflege der Musik in den Bereich ihrer Wirksamkeit zog. Aus ihrer Mitte gieng der erste deutsche Notendruck mit beweglichen Metalltypen im Jahre 1507 hervor, und die vielen nachfolgenden Notendrucke der Wiener Buchdrucker und Formschneider (Winterburger, Victor, Singreiner) beweisen, welche Ausbreitung diese Kunst noch im XVI. Jahrhunderte gewann. An der Universität selbst wurde Musik theoretisch und praktisch (Gesang und Instrumentalmusik) gelehrt. Auch werden in dieser Zeit schon zwei tüchtige einheimische Compositeure genannt: Magister Wolfgang Greffinger (aus Krems) und Jacob Diamond, von dem 1515 bei dem Fürstencongresse in Wien ein

Singspiel aufgeführt wurde. Maximilian I. war ebenfalls ein Freund der Musik und interessierte sich besonders für die Erfindung neuer Instrumente, die man 1515 in Wien beim Hochamte producierte. Unter seinen vier Kapellmeistern waren zwei Laibacher, denen die Tonkunst sehr viel verdankte, nämlich die Brüder Heinrich Isaak und Georg Slatkonia, von denen letzterer Bischof von Wien wurde.

Seit dem XVII. Jahrhunderte siegte bei uns, wie in den andern Künsten, so auch auf dem Gebiete der Musik der italienische Geschmack. In den Kirchen, in den seit dem XVII. Jahrhunderte eingeführten Opern und bei den Hofmusikkapellen findet man fast ausschließlich italienische Kapellmeister, Sänger und Sängerinnen. Den Mittelpunkt dieses regen musikalischen, dem Volksgeiste aber fremden Lebens bildete Wien und Salzburg. In Wien waren die Herrscher Ferdinand III. und Leopold I. selbst keineswegs gewöhnliche Compositeure, und oft betheiligte sich die kaiserliche Familie an den musikalischen Aufführungen. In Salzburg pflegten die kunstsinnigen Erzbischöfe die Musik. Doch verfiel sie hier im XVIII. Jahrhunderte vorzüglich unter dem Erzbischof Colloredo, und wie wenig Verständniß man für den wahren Genius der Kunst daselbst besaß, beweist die unwürdige Behandlung, welche W. Mozart vom Erzbischof und seinen Dienern zu erleiden hatte.

Dagegen ist der Beginn einer nationalen Richtung der Musik in Wien zu suchen. Hier hatten schon seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts musikalische Akademien begonnen, an denen auch das große Publikum theilnehmen konnte, und 1771 gründete der Hofkapellmeister F. Gaßmann die Wiener Tonkünstler-Societät, welche das eigentliche Concertwesen in Aufschwung brachte. Dieses war dadurch möglich geworden, daß sowohl der Hof als auch einzelne kunstsinnige Adelige, wie der Prinz von

Sachsen-Hildburghausen, die Fürsten Schwarzenberg, Liechtenstein, Lobkowitz und vor allem die Fürsten Esterhazy (in dem nahen Eisenstadt) Kapellen hielten, welche der Sammelpunkt der tüchtigsten, damals schon auch deutschen Musiker wurden. Dieses Eindringen der kunstmäßigen Musik in das Volk machte es auch möglich, daß Ritter von Gluck in Wien die deutsche Oper begründen konnte, welche durch die Neuheit der Form eine Umwälzung im gesammten Opernwesen verursachte. Auch die Werke Händels und Bachs fanden hier unter den Musikern verständnißvolle Aufnahme, und so treten nun nach einander in Wien jene Männer unseres Stammes auf, die der deutschen Musik ein neues Gepräge gaben und deren europäischen Ruf begründeten. Der erste war der aus Klosterneuburg stammende Johann Georg Albrechtsberger, der als Orgelspieler, Compositeur und Lehrer die Schule Bachs bei uns vertrat. Weit über die Grenzen Österreichs, besonders nach Deutschland und England, wo kein früherer Musiker, nicht einmal Händel Triumphe ähnlicher Art gefeiert, trug die österreichische Musik „Vater“ Haydn (geboren zu Rohrau in Nieder-Österreich), der Schöpfer der Sonate und des Streichquartettes, als eigener Kunstgattung. Alle seine Werke von der kleinen Sonate bis zur großen Messe und den zwei genialen Oratorien „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten“ kennzeichnen ihn als echten Österreicher im engeren Sinne des Wortes. Der kindlich naive, schalkhafte und dabei fromme Sinn des Volkes spricht aus jedem Tacte derselben, und es ist nicht zufällig, daß gerade sein „Kaiserlied“, abgesehen von seiner officiellen Bedeutung als Nationalhymne, das Lieblingslied unseres Stammes wurde. Es findet sich das Volk in demselben wieder. — An Haydn schloß sich der von seinem Fürsten so schnöde mißhandelte W. A. Mozart an, ein Salzburger Kind, der auch rücksichtlich der Abstammung seiner Eltern dem österreichisch-bairischen Stamme

angehört. Seine ersten Triumphe als Kind und als 12jähriger Knabe hatte er in Wien gefeiert, und hier fand er auch den Boden für die Kunst seiner Mannesjahre, welche der deutschen Oper den Sieg über die welsche verschaffte. An die großen Koryphäen, welche das XVIII. Jahrhundert der österreichischen Musik zur Glanz-Epoche derselben gestalteten, reiht sich Ludwig van Beethoven (geboren zu Bonn), ein Deutscher zwar, aber nicht aus Wien stammend. Er war jedoch der Schüler Albrechtsbergers und Haydns, er hat in Wien und für Wien geschrieben, er hat hier seine Mäcenaten und seine letzte Ruhestätte gefunden, so daß wir ihn zu den unsern rechnen dürfen. Seine Symphonien, in denen er, vorzüglich in der neunten, den Grundstein legte zu der Entwicklung der heutigen deutschen Musik, sind ebenso österreichische Werke wie die Haydns. Und endlich stieg aus unserem Volke selbst jener Mann hervor, der dem Liede desselben zur Geltung verhalf — Franz Schubert (geboren zu Wien). Wen umweht es nicht wie Waldesduft und süßes Liebessehnen, wenn er diesen Namen nennen hört. Wenn je ein Stamm stolz sein durfte auf seine Sänger, so darf es der Österreicher auf diesen Genius sein, welcher ihm selbst als eine Revelation der tiefsten und herrlichsten Gefühle seines Volkes entgegentrat. Neben diesen Koryphäen besaßen aber auch sehr viele andere einheimische Künstler einen guten Namen unter den Musikern so z. B. Eberl Anton (aus Wien), Ignaz Pleyel (aus Nieder-Österreich), Max Stadler (aus Melk) u. a.

Es ist nicht zu wundern, wenn diese Geister die angeborene Musikliebe ihrer Stammesgenossen zu heller Flamme anfachten. Wie rege der Musiksinn und die Liebe zu dieser Kunst unter der Bevölkerung war, beweist die Gründung der Gesellschaft der Musikfreunde (1812), deren Zweck in der Errichtung eines Conserva-

toriums und der Aufführung classischer Compositionen bestand, und welche schon wenige Wochen nach ihrer Gründung das Alexander-fest von Händel von mehr als 600 Individuen zur Aufführung bringen konnte. Aber auch in die Provinz drang von Wien aus dieser musikalische Geist und fand überall unter der deutschen Bevölkerung freudige Aufnahme. Schon 1794 lebte die Philharmonische Gesellschaft in Laibach (durch die Bemühungen des Karl Moor und Dr. Kogel) auf und bewies durch die Ernennung Haydns zum Ehrenmitgliede, woher sie die Anregung bekommen. In Graz rief 1817 der Virtuos und Componist Franz Hysel (aus Hengsberg gebürtig) unter dem Protectorate des Erzherzogs Johann den steiermärkschen Musikverein ins Leben; ebenso entstanden in Klagenfurt (1803) und Linz (1821) Musikvereine. Diese Vereine wurden dann die Mittelpunkte, von denen aus der Sinn für Musik und die Ausübung derselben stets weitere Kreise zog und zur Gründung ähnlicher Vereine beitrug; so entstand in Salzburg der Dom-Musikverein, und schon 1842 trug die Stadt eine Ehrenschuld an ihren großen Landsmann durch Errichtung des Mozart-Standbildes ab und durch die Gründung des Mozarteums, einer Stiftung zur Ausbildung junger Musiker. Größere Kirchenmusikvereine bildeten sich dann auch an anderen Orten.

Jedoch nicht bloß in der ernsten Kunst machte sich das Musiktalent des Volkes geltend, es machte auch dessen eigenste, nationalste Musik, den Nationaltanz, salonfähig. Lanner und Strauß — wer traf besser die Naturlaute des Herzens unseres Volkes als sie? Die „Ländler“, diese uralten Volksmelodien, tönten, von Lanners Muse gehoben, wie eine liebliche Idylle in den gefüllten Tanzsaal, und die Walzer, welche derselbe Ur-Wiener im Wettstreit mit seinem Landsmanne Strauß schuf, sie sind zwar als Tanzweise nicht österreichischen Ursprungs, aber ihre

süßen Melodien waren und bleiben es; und endlich: man tanzt wohl den Walzer überall, aber nirgends so schön wie in Österreich, speciell in Wien.

Als dann die Wogen der freiheitlichen Bewegung stets höher stiegen und endlich für unsere Länder die constitutionelle Aera hereinbrach, da fand der Nationalsinn und die Freiheitsliebe ihren Ausdruck im Gesange, der in den Männer-Gesangsvereinen gepflegt, sie zugleich zu den Mittelpunkten der Begeisterung für diese zwei hohen Ideen machte. Heutzutage besitzt fast jeder größere Ort einen derartigen Verein. Im Jahre 1877 zählte Nieder-Österreich 165, Ober-Österreich 32, Salzburg 5, Steiermark 45, Kärnthen 14, Krain 2 deutsche Gesangsvereine.

Nationale Poesie.

Der großartigen Entwickelung der bildenden Künste und der Musik steht würdig zur Seite die der nationalen Poesie unseres Stammes. Es sind vornehmlich zwei Perioden, in denen sie, aus dem Volke stammend, dasselbe durchdringt und wirklich den Ausdruck des Volksgeistes bildet: das Mittelalter nämlich und die neuere Zeit seit der Mitte des XVIII. Jahrhundertes. Doch unterscheiden sich diese zwei Epochen von einander in Beziehung auf das Verhältniß unserer Poesie zu der Deutschlands. Im Mittelalter waren unsere Länder die Quellen einer reichen nationalen Poesie, und Deutschland empfieng vielfache Anregung von ihnen; in der neueren Zeit hat der von Deutschland ausgehende Anstoß das Nationalbewußtsein und die nationale Dichtkunst bei uns erst geweckt.

Der größte Schatz, den das deutsche Mittelalter besitzt, die beiden großen Volksepen, das Nibelungenlied und die Kudrun, sind unserem Volksstamme entsprossen. Das sangesfreudige Volk, dem auch heute jedes Ereigniß des Lebens zum Liede wird, hatte die alten Sagen von den Hunnen, dem Könige Dietrich, dem Burgunder-Herrscher Gunther u. a. dankbar im Liede festgehalten und mit ihnen die Erinnerung an die alten heimischen Götter verwoben, welche freilich durch den Jahrhunderte langen

Einfluß des Christenthums verblaßt und zu menschlichen Helden-
gestalten herabgesunken waren. Ein Dichter der späteren Zeit, der
jedenfalls unserer Ländergruppe angehörte (wenn es vielleicht auch
nicht der Ober-Österreicher Kürnberger war) vereinigte diese zer-
streuten Erzeugnisse des Volksgeistes zu einem großartigen Gemälde
deutscher Treue und Tapferkeit; so entstand im XII. Jahr-
hunderte das Nibelungenlied und in derselben Weise auch die
„Klage". Aus ähnlichen Sagen und Liedern, die erwiesenermaßen
im XI. Jahrhunderte bei uns allgemein bekannt waren, bildete
ein anderer Dichter am Ende des XII. oder am Anfange des
XIII. Jahrhunderts, vielleicht in Steiermark, jedenfalls in den
Alpenländern, das Lied von der Kudrun, jene Verherrlichung der
deutschen Frau, wie sie kein zweites Volk aufzuweisen vermag.
Interessant ist, daß noch heute in der südöstlichsten Sprachinsel
unserer Ländergruppe, in der Gotschee, die Sagen von der Kudrun
im Volksliede nachklingen. Welche Bedeutung diese beiden Epen
für das ganze deutsche Volk haben, ist bekannt. Im Mittelalter
wurden sie allgemein gelesen und „gesagt", was die zahlreichen
Handschriften des Nibelungenliedes, die häufigen Beziehungen
anderer Dichter auf beide Epen und die überall wiederkehrenden
Namen der Hauptdelden als Vornamen der Ritter beweisen. In
der neuen Zeit ist an ihnen das Nationalbewußtsein des Volkes
erstarkt, haben sie den Anstoß zu einer liebevollen Behandlung
des deutschen Alterthums gegeben und haben auch jedweder Kunst
Stoff zu geistvollen Schöpfungen geboten. Deshalb sind sie auch
heutzutage gemeinsames Eigenthum aller Gebildeten der Nation.
Sie sind auch ein Beweis für den kräftigen Nationalsinn ihrer
Entstehungszeit, da sie davon zeugen, wie das volksthümliche
Element auch in jenen Schichten sich behauptete, welche dem
Einfluß der französischen Ritterpoesie am meisten ausgesetzt waren.

Es waren aber diese Sagen nicht die einzigen, die in unserm Stamme lebten. Ein großer Kreis derselben, der sich an die Helden Biterolf, Ditleib, den Zwerg Laurin u. a. anschloß, stand sogar inhaltlich mit demselben in Berührung, speciell wird Biterolf als Herr der Steiermark genannt. Aus diesen Volkssagen heraus bildeten die späteren Dichter die Sagen-Epen, von denen „Biterolf“ auf unserem Boden entstanden sein mag.

Neben dieser volksthümlichen Sagenpoesie entwickelten sich in unserem Stamm auch alle anderen Richtungen der Kunstpoesie, welche das deutsche Mittelalter charakterisieren. Zuerst regte sich dieselbe natürlich in den Mittelpunkten jedweder Bildung, den Klöstern, u. z. als geistliche Dichtung und nahm schon gegen das Ende des XI. Jahrhundertes einen lebhaften Aufschwung. In Kärnthen entstand eine freie, naive Bearbeitung einzelner biblischer Geschichten aus den Büchern Moses. Das „Marienleben“ des Karthäusers Philipp von Seitz fand eine sehr weite Verbreitung in Mittel- und Norddeutschland, Gundacker von Judenburg dichtete die „Auferstehung Christi“, Konrad von Fussesbrunnen, welchen Rudolf von Ems weit über sich stellte „die Kindheit Jesu“ u. a. m. Am zahlreichsten sind jedoch die Reste dieser Dichtkunst in Nieder-Österreich. Hier sang im XII. Jahrhundert eine Frau Ava, die als Witwe nach der häufig vorkommenden Sitte jener Zeit sich in dem Kloster von Göttweih als Klausnerin hatte abschließen lassen, geistliche Dichtungen. Von ihren zwei Söhnen unterstützt, verfaßte sie ein Leben Jesu in Reimen, welches mit der Schilderung des Antichrist und des jüngsten Gerichtes schließt. Vielleicht ist der unter dem Namen „der arme Hartmann“ bekannte Dichter einer Paraphrase der Glaubensartikel ihr Sohn. Vor allen Zeitgenossen ragt aber Heinreich „der Laie“ hervor, den man auch für einen Sohn der Ava hielt. Sein Gedicht „von des tôdes

gehügede" (Erinnerung an den Tod) ist eines der vorzüglichsten Werke didaktischer Poesie jener Zeit. Von der wahrhaft hohen dichterischen Begabung des Verfassers spricht nicht bloß der Inhalt, sondern auch die großartig einfache, würdevolle Form, in welche er oft erhabene Gedanken kleidet. Der erste Theil des Gedichtes unter dem Titel „Lied vom gemeinen Leben" sowie ein anderes ihm zugeschriebenes Gedicht „vom Pfaffenleben", in denen er die Lebensverhältnisse aller Stände seiner Zeit meisterhaft schildert und geißelt, kennzeichnen wiederum seine scharfe Beobachtungsgabe und den volksthümlichen Witz.

Einen im Volksgeiste und der musikalischen Begabung des Volkes vorbereiteten fruchtbaren Boden fand bei uns die lyrische Poesie. Deshalb klingen auch in den ersten ritterlichen Meistersängern noch die Töne des heimischen Volksliedes nach, so bei den Ober-Österreichern: dem Kürnberger (dem Erfinder der im Nibelungenliede angewendeten Strophe) und Dietmar von Aist. Begünstigt wurde diese Richtung durch die kunstsinnigen und ritterlichen Babenberger, von denen einige, wie Heinrich von Mödling, Leopold der Glorreiche und Friedrich der Streitbare, selbst die Sangeskunst übten, so daß Wien der Sammelpunkt der Meister des Gesanges wurde, die hier an den Fürsten freigebige Gönner und an dem Adel sinnesverwandten Umgang fanden. Reimar der Alte „die Nachtigall von Hagenau", Reimar von Zweter, Conrad Marner, Bruder Wernher, Steinmar, Hadlaub u. a. m. nahmen in Wien längeren oder kürzeren Aufenthalt, vor allem aber ist der Name des Tirolers, Walthers von der Vogelweide unlöslich an Wien geknüpft. Hier lernte er „singen und sagen", hier sang er die schönsten Lieder und verlebte die schönsten Tage seines Lebens. Die Fürsten von Österreich waren so berühmt, daß die Sage den sogenannten Sängerkrieg auf der Wartburg

um die Frage sich drehen läßt, ob die Österreicher oder die Landgrafen von Thüringen, deren Hof in Dentschland als der Hort des Sängerthums angesehen wurde, den Vorzug verdienen. Bezeichnend für unseren Stamm ist es aber, daß gerade von Wien aus der neue Ton der „höfischen Dorfpoesie" durch den in Österreich ansässigen Baier Neidhart von Reuenthal erklang. Der reiche, freie Bauer Österreichs, der sich auch im Äußeren dem Ritter gleichstellen wollte, reizte zum Spotte, aber auch zur Theilnahme an seinen Festen, den althergebrachten volksthümlichen Belustigungen, welche der Adel vielfach den ihm eigentlich fremdartigen französisch-ritterlichen Spielen und der „höfischen Zucht" vorzog. Übrigens glaube ich, daß der Dichter seine Beliebtheit nicht bloß seinen die bäuerische Tölpelhaftigkeit verspottenden übermüthigen Gedichten, sondern auch jenen schönen Frühlings- und Sommerliedern zu danken hatte, welche so recht die Naturfreude des Österreichers, wie sie sich ja in seinem Volksliede ausspricht, zum Ausdrucke brachten.

Dieses reiche Kunstleben an dem Hofe zu Wien weckte naturgemäß auch die heimischen Talente. So sind bekannt die Nieder-Österreicher: Geltar, Dietmar der Sezzer (aus Soos bei Baden), Kol von Neunzen (aus Neitzen bei Zwetl) und der Litschauer (aus Litschau); aus Ober-Österreich stammen: der von Sachsendorf, Hartwig von Rauten; der Steiermark entsproßten Herrand von Wildonie, Konrad von Sonneck, Rudolf von Stadecke, der von Obernburg, der von Scharpfenberk und der später noch zu erwähnende Ulrich von Liechtenstein. Aber auch weit über den Bereich der politischen Macht der Babenberger erstreckte sich der Einfluß ihres kunstsinnigen Hofes. Tirol, Istrien, Salzburg, Kärnthen, Böhmen bekamen von ihm Anregung. Speciell Kärnthen und Salzburg gravitierten gänzlich nach Wien. Als Salzburger

sind vielleicht zu betrachten der berühmte Tanhäuser und der Pleier; in Kärnthen sang der Burggraf Heinrich von Lienz, und Zachäus von Himmelbern, der witzige Persiflierer des überspannten Ulrichs von Liechtenstein. Manche von den genannten Sängern versuchten sich auch in epischer Dichtung, so Herrand von Wildonie, die Kärnthner Ulrich und Heinrich von dem Türlin u. a.

Sowie der Anfang und die Blüte der höfischen Poesie, so knüpfen sich auch die letzten Spuren des Verfalls derselben an unsere Länder. Es bezeichnet diese Epoche vorzüglich der obengenannte Ulrich von Liechtensteiu, ein Ober-Steirer, der in den Kämpfen gegen die Mongolen und als Marschall von Steiermark sich auszeichnete, aber wegen seines Widerstandes gegen das gesetzwidrige Auftreten Ottokar's II. von Böhmen sein väterliches Erbe verlor und 1275 starb. Seinen abenteuerlichen Ritterzug von Venedig bis Wiener-Neustadt, wobei er als Frau Venus für den wahren Frauendienst Speere brach, sowie auch seinen späteren Zug als König Artus nebst seinen anderen Liebesabenteuern, die ihm mit Recht den Namen des österreichischen Don Quixote eingetragen, schildert er in seinem „Frauendienst"; in einem anderen Gedichte „Frauenbuch" klagt er über den Verfall der ritterlichen Zucht. Vorzüglich das erste Werk, welches durch Tieck wieder allgemein bekannt wurde, ist eine der werthvollsten Quellen für unsere Kenntniß des damaligen Lebens, während er in dem zweiten den Boden der didaktischen Poesie betritt, welche seit dem Verfalle der höfischen Dichtung auch bei uns stets weiter um sich greift.

Dieser letzteren Richtung gehört auch der österreichische Ritter Seifried Helbling an der in seinen Gedichten vorzüglich den Verfall der alten einheimischen Sitten und Rechte mit tiefem patriotischen Schmerze beklagt. Der österreichische fahrende Sänger Stricker wurde berühmt als Dichter von Fabeln, Rittergedichten, vor

allem aber des „Pfaffen Amis“, welcher Dichtung culturhistorisch interessante Schwänke aus dem Volksmunde zu Grunde liegen. Wernher der Gärtner endlich, dessen „Meister Helmbrecht“ eine an trefflichem Volkshumor und charakteristischen Zügen reiche satyrische Darstellung des reichen österreichischen Bauers und der Ausartungen der bäuerischen Jugend im 13. und 14. Jahrhunderte bietet, schließt sich ebenbürtig den besten Didaktikern seiner Zeit an. Nicht ohne poetischen Werth ist auch das um 1300 durch Heinrich von Neustadt, einen Wiener Arzt, verfaßte Gedicht von „Gottes Ankunft“. Ebenso ragt im XIV. Jahrhundert der durch zahlreiche didaktische Dichtungen bekannte Heinrich der Teichner hervor.

Neben den genannten Dichtungsarten entstand in dem deutsch-österreichischen Stamme auch eine historische Chronikendichtung im Anschlusse an die schon seit frühester Zeit den Klöstern entsprossene lateinische Chronikenschreibung. Wien und Steiermark entstammten die beiden bedeutendsten Chronisten des XIII. Jahrhunderts. Hans Enenkel, ein Wiener Bürger, verfaßte eine Weltchronik und „das Fürstenbuch“ von Steiermark und Steier, welches letztere die Geschichte der beiden Länder bis zum Tode Friedrich des Streitbaren erzählt. Aus Steiermark war jener Ottokar, ein Mann Otto's von Liechtenstein, den man fälschlich Ottokar von Horneck genannt hat, und von dem die „österreichische Chronik“ stammt, eine der wichtigsten Quellen für die in ihr geschilderten Ereignisse des Zeitraumes von 1250—1309. An diese Chronikendichtung reihte sich die sogenannte Wappendichtung, welche bei der heraldischen Schilderung der Wappen, der Turniere u. s. w. auch vielfach schmeichlerisch übertriebene Berichte über die Träger derselben einflocht. In dieser ist der am Ende des XIV. Jahrhunderts lebende Wiener Herold, Peter Suchenwirt, der auch als fahrender Sänger umherzog, ein Muster.

Wenn auch die letztgenannten Dichter wenig Phantasie und Wärme entwickeln, so tritt bei ihnen die scharfe Beobachtung von Menschen und ihren Verhältnissen, ein treffendes Urtheil und besonders bei den Didaktikern ein so kerniger volksthümlicher Witz hervor, daß sie, auch abgesehen von dem historischen Inhalte, einen Werth besitzen. Zugleich beweisen viele von den Dichtungen durch die Anspielungen auf die Hauptwerke deutscher Poesie, wie verbreitet die Kenntniß derselben in unserem Stamme war, was übrigens auch aus der Menge der handschriftlichen Überreste derselben, welche in unsern Ländern gefunden wurden, hervorgeht. Besonders tritt uns bei Ottokar und Heinrich von Neustadt die Vorliebe für Wolfram von Eschenbach entgegen.

Seit dem XIV. Jahrhundert bemächtigte sich bei uns, wie in Deutschland, der Bürgerstand der Dichtkunst; fahrende Sänger, die sie gewerbsmäßig betrieben, durchzogen das Land, einheimische und fremde, unter letzteren der bekannte Dichter des „Buches von den Wienern", Michel Beheim aus Nürnberg, welcher am Hofe Friedrich des IV. lebend, mit ihm in der Wiener Burg von dem unter Holzer's Führung stehenden Volke belagert wurde. Auch der Meistergesang bürgerte sich bald in unsern Ländern ein; Hans Sachs, der große Nürnberger Dichter, sang in den Meisterschulen von Wels und Wien. Daß auch die dramatische Poesie bei unserm Stamme und zwar in der Art der Oster- und Weihnachtsspiele u. ä. lebte, beweisen die vielen noch heute in unsern Alpenländern vorhandenen Reste derselben, und das Interesse, welches solchen Aufführungen noch heute entgegengebracht wird.

Den Abschluß des Mittelalters bezeichnet in der Literatur unserer Länder jene liebenswürdige Kaisergestalt, in welcher noch einmal alle Vorzüge der allmählich ins Grab sinkenden Epoche wie in einem Brennspiegel sich vereinigen — Kaiser Maximilian I.

Sein „Theuerdank“, Weißkunig“ und Freidank's „Turnierbuch“ haben jetzt freilich nur eine culturhistorische Bedeutung, waren aber ihrer Zeit in ganz Deutschland verbreitet.

Der große Kampf der Geister, welcher im XVI. Jahrhunderte einen Murner, Fischart, Hans Sachs, Ulrich von Hutten u. a. auch zum Kampfe in der Poesie anregte und mit Luther das Kirchenlied wieder belebte, blieb zwar bei unserm Stamme, wie oben gezeigt wurde, nicht ohne tiefgehende Wirkung. Man nahm jedoch nur die von außen kommenden Erzeugnisse des Geistes auf, ohne selbst zu schaffen, obwohl gerade auf dem Gebiete des Kirchenliedes die ältesten Versuche auf unserem Boden durch den Mönch Hermann von Salzburg geschehen waren, der im XIV. Jahrhundert eine Verdeutschung der lateinischen Hymnen unternommen hatte. Die Ursache hievon war, daß sowie die Reformation selbst, so auch die Kirchenordnungen bei uns von ausländischen Predigern eingeführt wurden. Ja selbst wenn etwas Einheimisches geschaffen wurde, so gieng es unter dem Drucke der Gegenreformation zu Grunde. Dasselbe war der Fall mit den Erzeugnissen der Volkspoesie, welche jedenfalls bei dem sangeslustigen Volke als satyrische Waffe gegen den Katholicismus ins Treffen geführt wurden. Nur einige „Exulantenlieder“ erhielten sich, welche den Schmerz der aus ihrer Heimat Vertriebenen schildern.

Gleichzeitig mit dem Siege der Gegenreformation feierte bei uns auch die gelehrte Poesie ihren Sieg. Das ganze Volk wurde entnationalisiert. Die Gelehrten schwelgten im classischen Alterthume und verachteten das Deutsche; das Bürgerthum und der Adel wurden allmählich französiert, und so herrschte bei uns dieselbe Öde wie in Deutschland. Die Dichter schrieben lateinisch mit Ausnahme der wenigen Mitglieder einzelner Sprachgesellschaften, wie z. B. des zu Steier gebürtigen Mathias Abele von Lilien-

berg, welcher als der „Entscheidende“ einen bedeutenden Ruf in der fruchtbringenden Gesellschaft genoß, u. a. Doch ihre künstelnden Versuche blieben dem Volke fremd, sowie auch die uns räumlich nahestehende Bewegung der schlesischen Schulen. Das Volk begnügte sich mit dem Evangelienbuch, den Heiligenlegenden, Chroniken und geistlichen Betrachtungen, (wie z. B. P. Cochems „von den letzten Dingen“), höchstens daß später die sogenannten „Hausväter“ dazu kamen, darunter besonders: Thiemens Haus-, Feld- und Kochkunst, Böcklers Haus- und Feldschule, und das „adelige Landleben“ von Hochberg.

Als im XVIII. Jahrhunderte in Deutschland die nationale Poesie die Schwingen zu regen begann, da waren noch die Schranken zwischen dem katholischen Österreich und dem protestantischen Deutschland durch die Censur so streng gezogen, daß der neue Geist nur langsam in das Volk eindrang. Der Anfang der neuen Epoche der österreichischen deutschen Literatur, in welcher sie wieder vom Nationalbewußtsein getragen wurde, fällt erst in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts, und dem Stamme unserer Länder fällt das Verdienst zu, diese Epoche geschaffen und zur Blüte gebracht zu haben. Der siebenjährige Krieg, welcher das österreichische Gefühl so mächtig anregte, rief auch die schlummernden Geister der Poesie wach. In Flugschriften und Flugblättern, in hochdeutschen und Dialectliedern wurde Partei genommen für die Kaiserin, und noch heute hat sich in Steiermark ein Volkslied erhalten, welches die patriotische Bewegung dieser Zeit kennzeichnet. Nachhaltiger jedoch als dieses momentane Aufflackern der Poesie wirkte der Einfluß der großen deutschen Classiker auf unsern Stamm, wenn auch alles, was in der ersten Zeit geschaffen wurde, zumeist nur ein Nachdichten ohne eigentliche Originalität blieb. Den Anstoß zu dieser

Bewegung gab der Wiener Jesuit Michael Denis (geb. zu Schärding in Ober-Österreich), der als Lehrer der „schönen Wissenschaften“ am Theresianum und später als Custos der Hofbibliothek wirkte, als Bibliograph noch heute einen wohlverdienten Ruf genießt. Er lenkte zuerst die Aufmerksamkeit Wiens auf die Poesieen Gellerts, Hallers und vor allem Klopstocks, dem er selbst nachstrebte. Wohl blieb er hiebei weit hinter seinem Vorbilde zurück, und die „Lieder Sineds, des Barden von der Donau“, können sich mit den Oden Klopstocks bei weitem nicht messen, umsomehr als er selbst Fehler der Klopstock'schen Form nachahmt; doch haben sie befruchtend auf unsern Stamm gewirkt und Nachahmer gefunden, so an dem Jesuiten Carl Mastalier (geb. zu Wien), an dem Grazer Xaver von Unruhe, an dem hochbegabten Johann Ritter von Kalchberg (geb. zu Pichl in Ober-Steiermark), u. a. Auch in fast allen lyrischen Dichtungen der später erscheinenden literarischen Zeitschriften sieht man den Einfluß Klopstocks. Interessant ist es hiebei, zu beobachten, wie der retrospective Patriotismus dieses Dichters in unserem Stamme Beziehung auf die Gegenwart gewinnt und in der Verherrlichung Maria Theresias und ihres großen Sohnes aufgeht. Die Natur der Poesie Klopstocks brachte es jedoch mit sich, daß sie nur auf kleine Kreise beschränkt blieb; in das Volk drang sie nicht ein. Dagegen ergötzte sich der Bürger an Gellerts Fabeln; wie beliebt dieser Dichter war, beweisen die vielen Trauergedichte, welche sein Tod bei uns hervorrief. Als eine begabte Fabeldichterin in seiner Art wurde die Grazerin Hedwig Louise de Pernet, geb. Kemmeter, bekannt. In den von französischem Geschmacke beherrschten Kreisen fand wiederum Wieland und seine Richtung, deren Humor ohnehin unserem Volkssinne verwandt war, rasche Aufnahme. Bald wurde er auch von heimischen Dichtern glücklich nachgeahmt. Seine Lyrik

fand an dem Wiener Exjesuiten Blumauer, der auch in seiner travestierten Äneide sich als Schüler Wielands zeigt, und dem Steirer Josef Edlen von Höger, das romantische Epos an Alxinger und der Roman an dem Grazer Wenzel Hann begabte Nachfolger; besonders letzterer traf den Ton Wielands mit seiner den damaligen Sitten oder eigentlich Unsitten der gebildeten Gesellschaft entsprechenden, etwas leichtfertigen „Philosophie der Erotik“ vollkommen.

Vornehmlich seit der Josefinischen Zeit drang die Kenntnis der deutschen Dichter immer tiefer in das Volk, weil die Verbreitung der Haupterscheinungen der auswärtigen deutschen Literatur durch den gesetzlich erlaubten Nachdruck der literarischen Erzeugnisse des Auslands gefördert wurde; Büsching, Wieland, Klopstock, Mendelssohn, Buffon, die Weltgeschichte von Guthrie und Gray, Geßners Idyllen u. a. wurden in Wien nachgedruckt und in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Die unter Josef II. durch Aufhebung der Censur entfesselte Schreibseligkeit rief zwar auch einen Schwall von Broschüren ins Leben, doch waren es meistens nur nichtssagende Polemiken und Besprechungen der Zeitfragen. Ein Gutes hatten sie aber doch, daß sie nämlich das Interesse des Publikums an literarischen Erzeugnissen weckten und nährten.

Dieses Interesse wurde auch noch gefördert durch die damals neuentstandene Zeitschriften-Literatur. Den ersten Rang als bedeutungsvollster Mittelpunkt aller poetischen Bestrebungen nahmen die Wiener Musen-Almanache ein. Nach dem Muster des Göttinger Musen-Almanachs und der französischen Almanaches des Muses begründete der geistreiche Günstling Sonnenfels' und Josefs II., Josef Franz Ratschky (ein Wiener), im Jahre 1777 dieses Jahrbuch, welches von da an bis in den Anfang unseres Jahrhunderts unter verschiedenen Redacteuren, unter

denen auch Blumauer erscheint, alle aufstrebenden Geister, vorzüglich Wiens, als Mitarbeiter vereinigte. Ratschky selbst, der als Lyriker und Epiker („Melchior Striegel“ ein heroisches Epos) eine besondere Formgewandtheit zeigte, der zu Wien geborene Gottlieb Leon, dessen Liebeslieder unverdienterweise vergessen sind, der freisinnige Kenner der englischen und französischen Literatur, besonders Voltaire's, Josef Freiherr von Retzer (aus Krems gebürtig), Lorenz Leopold Haschka, der Dichter der österreichischen Volkshymne, Blumauer, Denis, Alxinger und andere sind in den ersten Jahrgängen des Musen-Almanachs durch Beiträge vertreten. Viele dieser Männer standen auch mit den literarischen Kreisen Deutschlands in fortwährender Berührung und genossen unter den Dichtern und Gelehrten Deutschlands eine große Achtung, so besonders Denis, Retzer und Alxinger.

Die Anregung, welche der Wiener Musen-Almanach gegeben, pflanzte sich auch in die anderen Länder unserer Gruppe fort und gab Veranlassung zu ähnlichen literarischen Unternehmungen. Johann Ritter von Kalchberg sammelte auf diese Weise eine Reihe nennenswerther steirischer Talente um sich in dem Jahrbuch „Früchte vaterländischer Musen“; in Salzburg gab Lorenz Hübner 1788 den „Salzburger Musen-Almanach“ heraus und in Laibach 1781 A. Th. Linhard die „Blumen aus Krain“. In Wien selbst erschienen neben dem Musen-Almanach eine Menge von „Taschenbüchern“ ähnlicher Tendenz.

Auch eigentliche Zeitschriften entstanden in dieser Zeit. Einige von ihnen waren Vorläufer der Musen-Almanache. Auch sie lehnten sich in ihrer Tendenz an die Hauptströmungen der deutschen Literatur an. Klemm gab in den 60er-Jahren zu Wien „die Welt“ heraus, in welcher er gegen die blinde Nachahmung des französischen Geschmackes und gegen die Verachtung der Mutter-

sprache ankämpfte; der „Österreichische Patriot“ desselben Herausgebers brachte in der Weise des „Spectators“ lebenswahre Schilderungen aus der Wiener Gesellschaft, und seine „Briefe über die neuere österreichische Literatur“ vereinigten schon in den Jahren 1769 und 1770 die bedeutendsten literarischen Kräfte Wiens. Die Zahl derartiger Erscheinungen wuchs seit den 70er-Jahren ganz bedeutend, vorzüglich seit man für die Ideen der Aufklärungsperiode zu wirken begann und durch die Journale auch die Verbreitung positiver Kenntnisse unter dem Volke anstrebte. Es entstanden Monatsschriften, Wochenschriften, und auch die politischen Journale brachten literarische Recensionen und belletristische Beiträge. In den rein literarischen Zeitschriften wurden die gleichartigen Erzeugnisse Deutschlands, z. B. Wielands „Mercur“, das „Deutsche Museum“, später die „Thalia“ und die „Horen“ nachgeahmt. Das bedeutendste Blatt dieser Zeit war „Der Mann ohne Vorurtheile“, den der Vorkämpfer der Aufklärung in unseren Ländern, Sonnenfels, herausgab, und in dem er die Schäden unseres Staates und der Gesellschaft mit einem solchen Freimuthe besprach, daß er selbst Lessing Bewunderung abnöthigte. Literarisch und belehrend waren in Wien thätig: „die Realzeitung“, „Zum Vergnügen und Unterricht“ und einige andere. Der Mittelpunkt der literarischen Thätigkeit Inner-Österreichs war Graz. Hier erschien schon 1775 ein Wochenblatt für die inneröfterreichischen Staaten mit dem Zwecke, „um Talente unserer Gegend zur Arbeit für die Ehre des Vaterlandes zu befeuern und die herrlichsten Werke Deutschlands bekannt zu machen“; wirklich zählte es auch die bedeutendsten Namen Inner- und Nieder-Österreichs als seine Mitarbeiter. Eine merkwürdige Erscheinung war auch die in Graz 1792 entstandene „Zeitung für Damen und andere Frauenzimmer“, welche seit 1794 sogar von Damen redigiert wurde. Von den politischen Zeit-

schriften, welche literarische Anzeigen, belletristische und belehrende Aufsätze aus der vaterländischen Geschichte, aus der Naturkunde u. s. w. brachten, sind hervorzuheben: das „Wiener Diarium", die „Gratzer Zeitung" und das ebenfalls in Graz erscheinende „Allgemeine Zeitungsblatt für Inner-Österreich".

Aber nicht bloß das gedruckte, auch das lebendige Wort weckte in unseren Ländern die Liebe zur Poesie.

Das Theater war hier sowie überall in Deutschland am Anfange des XVIII. Jahrhunderts arg gesunken. Die gelehrte Dramatik der früheren Zeit und die Jesuitencomödie waren dem Volke fremd geblieben, und so bildeten sich auch bei uns jene herumziehenden Comödianten-Truppen, welche aus dem ärgsten Gesindel sich zusammensetzend, und von jedermann verachtet, durch Zoten und Gemeinheiten die ungebildete Menge unterhielten. Die Hauptrolle auf jeder Bühne spielte der Hanswurst, und das Extemporieren wurde soweit getrieben, daß manchmal das Theaterstück überhaupt nicht aufgeschrieben wurde, sondern die Schauspieler die ihnen vom „Principal" gegebene Reihenfolge von Scenen aus Eigenem ausfüllen mußten. Als in Deutschland Gottsched seinen Kampf gegen den Hanswurst begann, fanden seine Ideen auch bei uns willige Aufnahme, ja die bekannte Karoline Neuber wurde selbst nach Wien gerufen, um dem Publikum Geschmack an den „gereinigten Stücken" beizubringen. Doch nützten alle diese Versuche nichts. Erst dem gewaltigen Geiste Sonnenfels' gelang es mit Hilfe des hochherzigen Kaisers Josefs II., die Bühne zu einer wahrhaften Bildungsanstalt für das Volk zu machen; durch seine „Briefe über die Wienerische Schaubühne" wußte er seine Ideen dem gebildeten Publikum, welches sich bisher von dem deutschen Theater ferngehalten und nur das französische und italienische besucht hatte, nahezulegen, und als endlich Kaiser

Josef das gegenwärtige Burgtheater als „deutsches National-theater" auf Kosten des kaiserlichen Hofhaltes übernahm, da wurde unter Sonnenfels' Leitung der dramatischen Kunst bei uns ein Zufluchtsort geschaffen, welcher dreißig Jahre später schon als die Musterbühne Deutschlands galt.

Dem Beispiele der Hauptstadt folgten bald die Provinzialstädte unserer Ländergruppe, wo die Stände auf den schon seit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts überall erbauten oder jetzt neuerrichteten (z. B. in Graz) stehenden Bühnen dem neuen deutschen Schauspiel Eingang verschafften, obwohl mit demselben auch abwechselnd die italienische Oper gepflegt wurde, bis endlich auch diese durch Mozart's Einfluß der deutschen weichen mußte. Von diesen Bühnen herab wurde das Publikum mit den besten Dramen der deutschen Dichter bekannt. Die Schiller'schen Dramen wurden auf diese Weise bei uns bald nach ihrem Erscheinen aufgeführt; vorzüglich war Graz in dieser Hinsicht begünstigt. Aber auch Goethe und Shakespeare fanden bald Eingang, letzterer mit seinen Hauptdramen schon am Schluß der 80er-Jahre. Freilich wurde hiebei auch oft bloß auf die Neugierde und Schaulust des Publikums speculiert; so wurde Macbeth „mit Geistern" in Graz regelmäßig am Allerseelentage angekündigt, und in Linz tanzte man den „Werther" als Ballet. Die Hauptanziehungskraft übten aber Iffland und Kotzebue. Jener spielte selbst als Gast auf der Grazer Bühne, und jener führte eine zeitlang die Leitung des Wiener Burgtheaters. Die Begeisterung, welche die dramatische Kunst bei uns erweckte, zeigte sich am besten in den vielen Dilettantenvorstellungen, die schon in den 80er- und 90er-Jahren überall veranstaltet wurden, wo es ein besonderes Fest zu feiern oder einen wohlthätigen Zweck zu erreichen gab. Daß es sich hiebei nicht immer um kunstlose Spielereien handelte, beweist die

Aufführung des Kotzebue'schen „Menschenhaß und Reue“ in Laibach, welche vor Kaiser Leopold II. stattfand.

Daß dieses Interesse am Theater auch einheimische Dramatiker zur Nachahmung der Muster anspornte, ist selbstverständlich. Ganz in der Manier der „gereinigten Stücke“ schrieb Hermann von Ayrenhoff, ein Wiener, dessen Versuche zwar keinen großen poetischen Werth besitzen, aber als der Anfang einer bessern Richtung unser Interesse verdienen. Dasselbe gilt auch von Heinrich Collin. In Laibach war als Dichter von Dramen bekannt der oben schon erwähnte Anton Linhard (geboren zu Radmannsdorf), der auch für die erste slovenische Dilettantenvorstellung (1789) die Stücke schrieb. Anstatt der Hanswurstspiele entstanden Possen, freilich oft derb komischer Art, und Travestien, ohne jedoch den Hanswurst ganz von der Bühne zu verdrängen, der in den Vorstadttheatern als Kasperl, Staberl u. s. w. sein lustiges Leben noch lange fortführte. Als sein Hauptgegner und ein Dichter von guten Possen erwarb sich in allen unsern Ländern unter den einheimischen Dichtern einen besondern Ruf Haffner, ein Wiener. Die bedeutendste Erscheinung auf dem Felde der dramatischen Literatur jener Zeit war Johann Ritter von Kalchberg (geboren 1765 zu Pichl in Ober-Steiermark), der auch sonst für die Cultur-Entwicklung Inner-Österreichs besonders durch seine hervorragende Theilnahme an der Gründung des Joanneums wichtig wurde. Seine Dramen, welche meistens der steierischen Geschichte entnommen und von edelstem Patriotismus durchglüht sind (z. B. Agnes Gräfin von Habsburg, die Grafen von Cilli, die Ritter-Empörung 2c.) erregten auch die Aufmerksamkeit des Auslandes.

Jedoch nicht bloß auf das Theater erstreckte sich das Interesse des Publikums, man begann sich allmählich in stets weiteren Kreisen mit den Erscheinungen der deutschen Literatur überhaupt

zu beschäftigen. In gebildeten Familien entstanden Lesezirkel und schon mit Anfang des XIX. Jahrhunderts übte man in diesen die bisher bei uns nicht bekannte Kunst der Declamation, wie die Denkwürdigkeiten der schöngeistigen Wienerin Karoline Pichler, die als Romanschriftstellerin einen Namen besaß, beweisen. So nahm auch bei uns das Geistesleben, wenigstens der Gebildeten, Antheil an den Impulsen, welche das XVIII. Jahrhundert der deutschen Literatur gab.

Noch mehr war dies der Fall bezüglich derjenigen Hauptrichtungen der deutschen Literatur, welche während des XIX. Jahrhunderts entstanden. Vor allem fand die romantische und die schwäbische Dichterschule im deutschen Volksstamme unserer Länder eine begeisterte Aufnahme. Auch äußere Umstände trugen dazu bei, den Sinn für die Literatur bei uns zu stärken. Die Begeisterung, welche das Volk im Kampfe gegen die Franzosen ergriffen, besonders seit die Landwehr organisiert wurde, und welche in Collin's Landwehrliedern so wie in Kraft's Landwehrbildern ihren Ausdruck fand, regte alles Gefühl mächtig an. Der Zusammensturz Preußens nach der Schlacht bei Jena und die Franzosen-Herrschaft in Deutschland trieb dann die bedeutendsten Dichter und Vertreter der neuen romantischen Richtung nach Wien, dem letzten Horte gegen Napoleon's Druck und Willkür. So kamen hier schon 1808 zusammen: die beiden Brüder Schlegel, die Begründer dieser Richtung, und der bedeutendste Dichter derselben, Tieck; später wirkte der junge Theodor Körner am Burgtheater als Theaterdichter, Zacharias Werner, der in sich zerfallene Convertit, suchte in einem Kloster Wiens Ruhe, der glühende Franzosenhasser Heinrich Kleist fand hier eine Zufluchtsstätte, der geistreiche Gentz trat in den Dienst der Wiener Diplomatie, und auch der feinfühlige Wilhelm von Humboldt lebte hier längere Zeit als preußischer Gesandter. Von diesen Männern

giengen die Impulse aus, welche in dem Bewußtsein des Volkes bald Widerklang fanden, und an ihren Werken entzündeten sich bedeutende einheimische Talente. So trat 1817 Grillparzer mit seiner „Ahnfrau" hervor, und ihm folgten bald andere nach.

Es sind von da an in den ersten Decennien als Hauptrichtungen bei uns vertreten: der Classicismus Goethe's und Schiller's, die Romantik und die Richtung der schwäbischen Schule. Der Classicismus tritt uns entgegen bei Grillparzer, Halm, Feuchtersleben und anderen. Doch ist er auch bei diesen Dichtern von Romantik durchzogen, wie überhaupt die romantische Schule mehr oder weniger alle Dichter und Schriftsteller dieser Zeit beeinflußte und sogar in das Leben mancher Vereine mittelalterliche Formen brachte. Berühmt wurde der adelige Ritterverein, der zu Sebenstein in seinen Versammlungen das ganze Leben des Mittelalters nachahmte, und als dessen Abbild die Literaten-Gesellschaft „Die grüne Insel" zu Wien, noch heutzutage fortbesteht. Bald jedoch siegte über die unklare Romantik die Richtung Uhland's, für welche wir als Repräsentanten Anastasius Grün nennen. Diese Richtung mit ihrem Phantasie-Reichthum und doch klarem, positivem Fühlen und Denken, entsprach so vollkommen dem Naturell des Volkstammes, daß es nicht zu wundern ist, wenn sie eine zeitlang fast ausschließlich die Literatur desselben beherrschte. Dazu kamen die trüben politischen Verhältnisse Österreichs, der Absolutismus mit seinen Übelständen, der allgemeine Drang des Zeitgeistes nach politischer und religiöser Freiheit, welche die Geister dem Kämpfer für Freiheit und das „alte Recht", dem mannhaften Uhland, zutrieben. Dieser Mann sowie Kerner waren persönliche Freunde unserer bedeutendsten Dichter ja förderten sie sogar materiell, und noch lange nach den Kämpfen der 48er-Jahre wanderten unsere jungen Dichter nach Tübingen und

Weinsberg. So entstanden jene Manifestationen des nach Freiheit sich sehnenden Volksgeistes, wie sie uns aus den lyrischen Gedichten Grillparzer's, aus Lenau's Epen und Liedern, vorzüglich aber aus Anastasius Grün's: „Spaziergänge eines Wiener Poeten" und „Schutt" entgegentönen. Bezeichnend aber ist es hiebei, daß die Dichter, wenn sie auch die Schäden Österreichs einsehen, wenn sie auch das Volk bitten lassen, „es möchte so frei sein, frei zu sein", doch nie an Österreich verzweifeln, ja gerade in dem Schmerze, der sie wegen seiner Unfreiheit ergreift, ihre Liebe zu ihm am besten äußern. Dieser österreichische Patriotismus durchweht die ganze österreichische Literatur jener Zeit, eng verbunden mit dem loyalsten Gefühle der Liebe für das Kaiserhaus. Den schönsten Ausdruck für diese Gefühle fand Grillparzer, der so recht der „österreichische Dichter" genannt zu werden verdient.

Wenn nun auch die wahren und bessern Dichter unseres Stammes den oben erwähnten drei Hauptrichtungen sich anschlossen, so gab es doch namentlich in Wien eine litterarische Gruppe, welche um Saphir, Bäuerle, Castelli u. a. sich schaarend, von allen den großen Ideen, welche die Zeit bewegten, unberührt blieb, und entweder im humorvollen Lebensgenuß, (oft auch in der „Hetz") oder in dem schöngeistigen Genusse allein aufgieng. Der Grund hievon ist in der damaligen Politik Österreichs zu suchen, welche alle freiheitlichen Regungen als staatsgefährlich verfolgte. Deshalb fanden auch diese Schriftsteller in der großen Masse des Volkes einen ausgebreiteten Leserkreis, während die Werke der großen Genien auf eine kleine Schaar Gebildeter beschränkt blieben u. z. umsomehr, als die von freisinniger Tendenz getragenen im Auslande gedruckt und nur heimlich eingeschmuggelt werden durften. In einem Punkte trafen sich jedoch die Geister aller Richtungen, nämlich in dem oben geschilderten, ich möchte sagen, „großöster-

reichischen" Patriotismus, in welchem sie auch mit dem Gefühle des Volkes in Berührung traten.

Neben dieser Liebe für das große Vaterland begann aber im deutschen Stamme unserer Ländergruppe bald die Liebe zu dem eigenen Volksstamm sich zu regen. Der historische Sinn wurde geweckt, die Vorzeit der Vergessenheit entrissen, die Kunst bemächtigte sich derselben, wie oben geschildert wurde, man lernte seinen eigenen Stamm achten und das Volk wieder verstehen, ja selbst seine Sprache fieng man bald an mit Interesse zu studieren. Den bedeutensten Einfluß in dieser Hinsicht übte Freiherr von Hormayer, der in seinem „Archiv" Urkunden zu publicieren begann, und Darstellungen der interessantesten Momente aus der Landesgeschichte brachte. Später dehnte er seine Bemühungen auch auf das Feld der heimischen Sagen aus. Seine Geschichte Wiens war die erste Specialgeschichte einer Stadt unseres Gebietes. Er fand eine große Menge von Nachfolgern, das Interesse an der Specialgeschichte des eigenen Landes und der Kenntniß desselben drang überhaupt stets tiefer in das Volk. Bald entstanden auch Zeitschriften, welche diese Richtung pflegten. Das älteste Wochenblatt dieser Art hat Kärnthen aufzuweisen, wo in Klagenfurt seit 1813 die „Carinthia" bis auf den heutigen Tag erscheint, welche eine wahre Fundgrube für die politische und Culturgeschichte sowie für die Naturkunde Kärnthens bildet. Auch die Kalender machten es sich fast durchwegs zur Aufgabe, die Liebe des Volkes zu seiner Geschichte und seinem Lande zu wecken. Besonders ist darunter der in Wien erscheinende und von Kaltenböck herausgegebene „Austria"-Kalender zu nennen, der auch wissenschaftlich bedeutende Publicationen enthielt. Ebenso schlugen die meisten anderen, schon oben genannten Journale in ihren Feuilletons diese nationale Richtung ein.

Daß die Poesie von dieser Bewegung nicht unberührt bleiben konnte, ist selbstverständlich. Mit Vorliebe wählten die Dichter heimische Sagen und Stoffe aus der Landesgeschichte zum Gegenstande ihrer Darstellung. Anastasius Grün erweckte in dieser Beziehung die Erinnerung an den österreichischen Eulenspiegel, den „Pfaffen vom Kahlenberge", und den berühmten Sänger der Dorfpoesie, Neithart „den Fuchs". Reizende Schilderungen von Land und Leuten, Volksbräuchen und Sitten, vornehmlich der Huldigungsceremonie am Zollfelde sind in die von Freiheitsdrang durchglühte Dichtung eingewoben. Auf die Bühne führte Grillparzer unsere Geschichte ein; „Ottokar's Glück und Ende" ist eine von wahrhafter Begeisterung getragene Verherrlichung der deutschen Culturmission in unseren Ländern. Heimische Sagen wurden fast von allen Lyrikern und Epikern unseres Stammes verarbeitet, so von J. N. Vogel, G. Seidl u. a. Auch gesammelt wurden die Sagen und Märchen des Volkes mit großem Eifer, sowie man den Sitten und Gebräuchen desselben die größte Aufmerksamkeit schenkte.

Bald erklangen auch die schönsten Dichtungen im Dialect. Dieser, welcher bei uns selbst in die Kreise der Gebildeten hinübergreift, hatte zwar schon früher, bevor noch Hebel und Voß in Deutschland den Anstoß zu einer Dialectdichtung gegeben hatten, bei uns einen Dichter von großer Begabung aufzuweisen, nemlich Maurus Lindemayr (geb. 1723 zu Neukirchen in Ober-Österreich), dessen volksthümliche Lieder und Lustspiele in der Sprache des Traun-Viertels, jetzt noch, wenn sie auch gegenwärtig nicht mehr bestehende Verhältnisse schildern, mit vielem Vergnügen gelesen werden. Es erschienen auch seit 1785 in Wien die „Eipeldauer Briefe" (die Vorgänger des „Hans Jörgels") im niederösterreichischen Dialecte als satyrisches Volksblatt. Eine zweck-

bewußte Pflege fand die Mundart jedoch erst im XIX. Jahrhunderte. Man sammelte Idiotika, Volkslieder rc., und bald erschollen auch die schönsten Dichtungen in der Sprache des Volkes. Die Ober-Österreicher Franz Stelzhammer und Karl Kaltenbrunner können sich mit den besten Dialectdichtern Deutschlands messen. Glücklich traf den Volkston auch der Ober-Österreicher Schoßer Anton, dessen „'s Hoamweh" („Wo i geh' und steh', thut ma's Herz so weh".) zum Volksliede wurde. Die „Vierzeiligen" ahmte G. Seidl in den „Flinserln" nach, den Wiener Dialect benutzten Castelli, Klesheim u. a., und bis in die neueste Zeit erstanden fortwährend neue Talente, welche das Gefühlsleben des Volkes in seiner eigenen Sprache wiedergaben. Höchst beachtenswerth durch seine Begabung und die Art seiner Darstellung war der Wiener Volkssänger Moser, dessen komische Scenen aus dem Wiener Volksleben, weit verschieden von den Gemeinheiten, die heutzutage von den sog. Volkssängern aufgetischt werden, den kernigsten Humor enthalten ohne im mindesten sittlich anstößig zu sein. Künstlicher verarbeitet kamen dann diese Genrebilder aus dem Volksleben auf die Bühne, durch die gemüthsvollen „Volksstücke" Ferdinand Raimund's und die sogenannten „Localpossen" Nestroy's, welche die Runde durch ganz Deutschland machten. Auch die Lustspiele und Possen Friedrich Kaiser's, eines Wieners, sind hieher zu rechnen. In neuester Zeit hat Anzengruber wahrhaft mustergiltige Bilder aus dem Leben des österreichischen Bauers auf die Bühne gebracht. In Form von Erzählungen hat den steirischen Alpen-Bewohner am besten Peter Rosegger geschildert.

Wenn wir nun zum Schlusse einen Überblick über die poetischen Leistungen unseres Stammes im XIX. Jahrhunderte werfen, so müssen wir zugestehen, daß er ebenbürtig neben allen andern

deutschen Stämmen steht. Es würde zuweit führen, wenn man alle Namen aufzählen wollte, die in dieser Beziehung zu erwähnen wären; für unsern Zweck genügt es, nur die hervorragendsten zu nennen. Als Epiker wären diesfalls anzuführen: Anastasius Grün, der Kärnthner Romanschriftsteller Ritter von Tschabuschnigg, der Grazer Carl Ritter von Leitner, Constantin Wurzbach (ein Krainer), der überdies durch sein biographisches Lexikon von Österreich ein monumentales Werk geschaffen, der Novellist Ludwig Bowitsch (aus Döbling in Nieder-Österreich), der auch als Lyriker Nennenswerthes geleistet hat, Eduard Duller, ein Wiener, Ferdinand von Saar, Gabriel Seidl, Johann Vogel u. a. vor allen aber Robert Hammerling (geb. zu Kirchberg am Wald bei Krems), der unstreitig zu den bedeutendsten Epikern der Gegenwart zählt. Eine große Menge von nicht gewöhnlichen Talenten hat auch die Lyrik aufzuweisen. Neben den schon genannten Dichtern: Grillparzer, A. Grün, Lenau und den Dialectdichtern, haben einen bedeutenden Namen der aus Graz stammende Diplomat Anton Ritter von Prokesch-Osten, der auch als Historiker und Reisebeschreiber weithin bekannt ist, Fercher von Steinwand (aus Steinwand in Kärnthen), der auch als Romanschriftsteller hervorzuhebende Johannes Nordmann (aus Landesdorf bei Krems), die Wienerin Betty Paoli u. a. m. Die dramatische Poesie ist ebenfalls von Namen besten Klanges vertreten. Franz Grillparzer, dessen Ruhm als Dramatiker unbestritten feststeht, ist ein Wiener, Friedrich Halm, der durch seine „Griseldis“, den „Fechter von Ravenna“, „Wildfeuer“, den „Sohn der Wildniß“ u. a. ein so großes Aufsehen machte, daß das letztgenannte Schauspiel fast in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde, gehört, wenn auch in Krakau geboren, doch Wien an. Ebenso hat Wien einen der besten Lustspieldichter Deutschlands hervorgebracht, Eduard Bauernfeld. Neben diesen müssen

noch genannt werden der Wiener Deinhardstein, der lange Zeit die Leitung des Burgtheaters führte, Sigmund Schlesinger, der witzige Lustspieldichter, Eduard Mautner, Franz Nißel und Ferdinand von Saar, beide Wiener, von denen ersterer 1878 durch den Schiller-Preis für das beste Drama ausgezeichnet wurde u. a. m. Die für unser Volksthum charakteristischen Volksstücke und ihre Dichter sind schon früher erwähnt worden.

* * *

So hat die natürliche Begabung des deutschen Stammes unserer Ländergruppe auf allen Gebieten der Kunst sich bethätigt. Wir finden aber hiebei rücksichtlich der einzelnen Länder Unterschiede. Am meisten hat zu der geschilderten Kunstblüthe Nieder-Österreich und in demselben Wien beigetragen, wie es bei ersterem aus seinem Reichthume, bei letzterem theils aus seiner Stellung als Welthandelsstadt, theils aus derjenigen als Residenzstadt naturgemäß sich ergibt. Am wenigsten lieferte Ober-Österreich, die übrigen Länder halten sich so ziemlich die Wage. Was das Verhältnis des deutschen und des slavischen Stammes zu dem Kunstleben unserer Länder überhaupt betrifft, so nimmt hinsichtlich der darstellenden Künste das slavische Element bis jetzt nur einen geringen Antheil an demselben. Einen Beleg hiefür liefert auch die Akademie der bildenden Künste in Wien, an welcher sich im Jahre 1879 unter 118 Schülern aus unserer Ländergruppe nur 4 Slovenen befanden.

Wissenschaft.

Es wurde schon im zweiten Abschnitte darauf hingewiesen, wie sich zugleich mit der Einwanderung des deutschen Stammes auch die ersten Keime der Wissenschaft in unserer Ländergruppe zeigen. Die Klosterzelle war es zumeist, welche damals und viele Jahrhunderte darnach diese Keime pflegte, wenn auch unter den Großen des Landes durch die Berührung mit dem gebildeten Karolinger-Hofe schon im VIII. und IX. Jahrhunderte eine gewisse höhere Bildung Platz gegriffen haben mochte. Der Ausgangspunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen war Salzburg, besonders durch Erzbischof Arno, der selbst seine Bildung von dem berühmten Alcuin empfangen hatte und nun eifrig bestrebt war, unter seinem Clerus die Liebe zum Wissen zu fördern. Er legte eine Bibliothek in Salzburg an und ließ für dieselbe mehr als 150 Werke, darunter die Alcuin's, abschreiben. Auf seine Veranlassung entstand auch der Indiculus Arnonis (ein Güterverzeichniß Salzburgs), eine Formelsammlung u. s. w., welche damals wohl nur praktischen Zwecken dienen sollten, für uns aber eine schätzbare historische Quelle bilden. In demselben Sinne wie Arno wirkte hier der gelehrte Schotte Virgil. Wir hören deshalb auch von Priestern, die griechisch verstanden, und daß der Landbischof Madalwin eine Bibliothek von 56 Werken hinterließ — für die

damalige Zeit ein wahrer Schatz. Auch die neugegründeten Klöster durchwehte derselbe Geist. Neben ihnen erstanden Schulen, in denen freilich vorerst nur die für den geistlichen Stand Bestimmten Unterricht genossen; man schrieb die für den Unterricht und die Liturgie nothwendigen Bücher ab, und bald sehen wir auch eine selbständige literarische Thätigkeit beginnen. Schon 872 verfaßte ein Salzburger Geistlicher die Denkschrift über die Bekehrung der Baiern und Kärnthner, während zugleich eine Reihe von historischen und didaktischen Gedichten den Beweis liefert, daß man bereits die römischen Dichter studierte. Diese gesammte geistige Thätigkeit blieb jedoch auf den geistlichen Stand beschränkt.

Die Ungarn-Einfälle vernichteten in unseren Ländern, mit Ausnahme Salzburgs, die ersten Keime der wissenschaftlichen Bestrebungen, so daß uns von den Leistungen der innerösterreichischen Klostergeistlichkeit dieser Zeit keine Reste erhalten blieben. Auch die nächsten Zeiten nach denselben waren der geistigen Thätigkeit nicht günstig; nur in Salzburg wurden die schon früher begonnenen Annalen fortgesetzt. Sonst beschränkte man sich auf das Studium der allernothwendigsten theologischen Schriften. Ein Aufschwung der wissenschaftlichen Bestrebungen begann erst wieder mit der Reform der Klöster im XI. Jahrhunderte durch Altmann, Bischof von Passau, Gebhard, Erzbischof von Salzburg, und Adalbero, Bischof von Würzburg. Vorzüglich waren es die Benedictiner uud die Augustiner, welche mit großem Eifer sich denselben zuwandten; weniger Thätigkeit auf diesem Gebiete entwickelten die Prämonstratenser und Cistercienser, welche durch ihre Ordensregel mehr auf die Handarbeit und Landwirthschaft hingewiesen waren. So bildeten die großen Klosterstiftungen, welche seit dieser Zeit in unseren Ländern entstanden, die Culturcentra unseres Stammes.

Neben jedem Benedictiner- oder Chorherren-Stifte bestanden seit dem XII. Jahrhunderte zwei Arten von Schulen: eine äußere, in welcher die Söhne des Adels und der sonstigen Freien im Lesen, Rechnen, Schreiben und in der Religion unterrichtet wurden, und eine innere für die Novizen, welche sich höhere Ziele steckte (Grammatik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik u. s. w.). Später errichteten auch die anderen Orden derartige Schulen, so daß im XIII. Jahrhundert jedes größere Kloster und jede größere Stadt seine Schule besaß. Diese Schulen wirkten wiederum anregend auf das wissenschaftliche Leben in den Klöstern selbst. Die classische Bildung schlug in ihnen immer tiefere Wurzeln, antike Etymologie und Mythologie, sowie die asketische Theologie wurde mit Eifer betrieben, das Abschreiben der Bücher bekam eine immer größere Ausdehnung, vor allem aber wurde die historische Schriftstellerei mit Vorliebe gepflegt. Freilich waren die Erzeugnisse der letzteren weit von einem wissenschaftlichen Geiste entfernt; Biographien der Stifter der Klöster oder deren Schutzpatrone, voll des naivsten Wunderglaubens, unkritische Annalen, Gründungsgeschichten der Klöster, Saalbücher (Verzeichnisse der Stiftungen), Nekrologien (Verzeichnisse der gestorbenen Ordensbrüder), Abtkataloge u. ä. sind die einzigen Zeichen eines erwachenden historischen Sinnes. In dieser Hinsicht ragen besonders hervor die Klöster: Sct. Peter in Salzburg, Garsten, Admont, Vorau, Melk, Göttweih, Kremsmünster, Lambach, Klosterneuburg, Zwetl, Heiligenkreuz, Seitenstätten u. a. Vornehmlich war im XII. und XIII. Jahrhundert Admont wegen der Gelehrsamkeit seiner Mönche und Nonnen berühmt. Die Äbte Gottfried, Irimbert, Isenrik, Engelbert genossen verdienterweise den Ruf der gelehrtesten Männer ihrer Zeit, wie ihre theologischen Schriften beweisen; die Mönche schrieben nebst Bibeln und canonischen Schriften der h. Väter auch Cicero,



Livius, Vergil, Horaz, Ovid, Lucian, Seneca, Aristoteles, Plutarch, Euclid ab und standen schon im XII. Jahrhundert in solchem Ansehen, daß unter dem Abte Gottfried (1137—1165) dreizehn Brüder als Äbte in andere Klöster berufen wurden; ebenso rühmte man die Nonnen, unter ihnen besonders Irmengard und Regilinde wegen ihrer Gelehrsamkeit. Aber auch außerhalb der Klostermauern, beim Säcularclerus, regte sich der wissenschaftliche Geist, und schon im XII. Jahrhundert wurde es Sitte, daß die vornehmen jungen Cleriker nach Paris studieren giengen.

Die bedeutendste Erscheinung, welche unser Stamm in dieser Zeit hervorbrachte, ist der als Staatsmann und als Gelehrter berühmte Otto, Bischof von Freising (1111?—1158), ein Sohn des Markgrafen Leopold des Heiligen von Österreich. Er war einer der ersten Männer, welche die aristotelische Philosophie in Deutschland lehrten, und auch formell zählt er unter die besten Schriftsteller des Mittelalters. Sein philosophisch-historisches Werk „de duabus civitatibus" (von den zwei Reichen), auch seine „Chronik" genannt, „unterscheidet sich von allen gleichzeitigen Werken durch die vollständige Beherrschung des Stoffes und die Verarbeitung desselben nach bestimmten Gesichtspunkten", ist auch nicht ohne historische Kritik geschrieben, wie die sonstigen Chroniken, und beweist eine umfassende gelehrte Bildung. Eine „Historia Austriaca" (Geschichte Österreichs) ist leider seit dem XVI. Jahrhunderte verloren gegangen; was wir an ihr einbüßten, zeigt das noch erhaltene Geschichtswerk Otto's: „Gesta Friderici imperatoris" (Thaten des Kaisers Friedrich I.), welches als Quelle unschätzbar, auch rücksichtlich der kunstvollen Form das bedeutendste Denkmal des Einflusses des römischen Classicismus in Deutschland bildet. Dasselbe zeigt sich auch in dem Fortsetzer der „Thaten Friedrich's", dem Österreicher Ragewin, welcher in seine Schrift

Stellen aus Sallust und anderen römischen Schriftstellern, nach den geschilderten Verhältnissen umgestaltet, einflicht.

Doch dürfen wir eine größere Gelehrsamkeit nur bei einzelnen Geistlichen suchen. Die große Menge derselben beschränkte sich auf das für ihren Beruf nothwendige Wissen. Auch der Adel und die Bürgerschaft stand dem wissenschaftlichen Leben ferne. Erst seit dem XIII. Jahrhundert zeigte sich in der Errichtung der „Bürgerschulen" (einer Art höherer Schulen) der Sinn für das gelehrte Wissen auch beim Bürger. Die erste und bedeutendste dieser Schulen war die von der Stadt Wien errichtete und erhaltene „Bürgerschule bei Sct. Stefan", welche wahrscheinlich schon vor 1237, in welchem Jahre Friedrich II. ihre Privilegien bestätigte, gegründet wurde und bald einen bedeutenden Ruf genoß. In den anderen größeren Städten unserer Gruppe bestanden die Schulen als Pfarr- oder Klosterschulen; so findet sich in Laibach schon 1262 ein Scholasticus im Pfarrhause vor, desgleichen in Klagenfurt und Graz. Sehr angesehen als höhere Schule war unter diesen Anstalten die „freie Schule" des deutschen Ritterordens an der Leechkirche in Graz, welche 1278 von Rudolf von Habsburg in des Reiches Schutz genommen wurde und bis 1480 blühte, in welchem Jahre sie in Folge des Türkeneinfalles eingieng. Jedoch wird der Einfluß aller dieser Schulen vorerst nur auf einige wenige erlesene Geister sich erstreckt haben. Interessant in dieser Beziehung ist es, daß bei uns schon seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts, als die annalistische Wirksamkeit der Klöster abzunehmen beginnt, von Laien geschriebene Chroniken auftauchen. In erster Linie sind die schon früher erwähnte steirische gereimte Chronik Ottokar's (Ende des XIII. Jahrhunderts) und des Jans Enenkel (1227—1300), eines Wiener Bürgers, „Weltchronik" und „Fürstenbuch von Österreich und Steier" zu nennen. Neben

ihnen schrieben in Prosa der Wiener Bürger Paltram Vazzo, dessen lateinische Chronik von Christi Geburt bis 1300 reicht und von dem Heiligenkreuzer Mönche Nikolaus Vischel bis zum Jahre 1310 fortgeführt wurde, Gregor Hagen, ein Wiener Bürger, welcher zur Zeit Albrechts III. seine Landeschronik verfaßte, der Schreiber der sogenannten kleinen Klosterneuburger Chronik u. a. Unter den Erscheinungen der klösterlichen Literatur ragt im XIV. Jahrhundert hervor die Chronik Kärnthens vom Abte Johann von Viktring (1315—1348), welche, kunstreich angelegt, nicht nur die Geschichte der Herzoge von Österreich, Steiermark und Kärnthen behandelt, sondern auch weitere Perspectiven in die Geschichte der Kaiser und Päpste vom Jahre 1220 bis 1340 eröffnet. Sie ist auch nach dem Urtheile des O. Lorenz eine der besten Arbeiten des späteren Mittelalters und bekundet auf jedem Blatte Kenntniß der römischen Classiker, besonders der Dichter.

So beschränkte sich bis um die Mitte des XIV. Jahrhunderts die wissenschaftliche Thätigkeit meist nur auf die Theologie, Geschichte und die Lecture der römischen Classiker. Doch fanden auch die Naturwissenschaften, Mathematik und Astronomie, so weit es eben an der Hand der damals bekannten griechischen Schriftsteller möglich war, einige Beachtung. Der erste Vertreter der Astronomie im österreichischen Kaiserstaate entstammt unserer Ländergruppe, nämlich Leopoldus ducatus Austriae filius, wie er sich nennt, der jedenfalls vor 1332 lebte und dessen Werk „de astrorum scientia“ (Über Sternkunde) noch 1489 als Incunabel gedruckt wurde.

Einen epochemachenden Abschnitt in dieser Entwicklung unseres Stammes bezeichnet die Errichtung der Wiener Universität (1365) durch Rudolf den Stifter und die Berufung berühmter auslän-

discher Professoren, besonders des Hessen Heinrich von Langenstein, des Friesländers Heinrich von Aoyta, des Schwaben Nikolaus von Dinkelspühl („lux Sueviae“) und anderer an dieselbe. Im Anschlusse an sie erstand bald eine Reihe von berühmten Gelehrten unseres Stammes, die in allen Disciplinen des damaligen Universitätsstudiums eine reiche literarische Thätigkeit entfalteten. Doch gehörten dieselben jetzt schon meist dem Säcularclerus an; in den Klöstern verfiel das wissenschaftliche Leben nach einem kurzen Aufschwunge bald wieder in Stagnation. Bald bemächtigte sich unser Stamm der Führerschaft an der Universität, und Einheimische sind es, welche in der Zeit der großen kirchlichen Bewegung des XV. Jahrhunderts die Leitung der einzelnen Facultäten sowie der ganzen Universität in Händen haben: und zwar der Nieder-Österreicher Thomas von Haselbach in der theologischen, sein Landsmann Thomas von Wüllersdorf in der artistischen, der Ober-Österreicher Konrad von Hallstadt in der juridischen Facultät. In erster Linie war es vornehmlich die Theologie, welche man pflegte, doch gewannen ihr bald die anderen Wissenschaften, vornehmlich die Erklärung des Aristoteles, Mathematik und Astronomie den Vorrang ab. Mit Eifer betrieb man auch das Kirchenrecht und die Medicin, ja im Anfange des XV. Jahrhunderts wurden an der Wiener Universität zum erstenmal in Deutschland anatomische Demonstrationen durch den Italiener Galeazzo de St. Sofia vorgenommen, der seine besten Schüler unter den einheimischen Studenten zählte. Das römische Recht fand jedoch erst mit Beginn der Neuzeit bei uns Aufnahme; auch die einheimischen Landrechte hielt man einer wissenschaftlichen Behandlung für unwürdig und für barbarisch, weil sie deutsch verfaßt waren.

Um zu zeigen, wie mächtig damals das geistige Leben in unserem Stamme pulsierte, seien einige der hervorragendsten

Gelehrten genannt, von deren Bedeutung sowohl zahlreiche Manuscripte als auch Druckwerke zeugen. Schon unter die ersten Lehrer an der Universität zählen Johann von Retz († 1402) und der strenge Sittenprediger Franz von Retz († 1421), von denen letzterer mit Heinrich von Langenstein und Heinrich von Aoyta die Statuten der Universität und der theologischen Facultät entwarf und 1409 die Universität am Pisaner Concil vertrat; Johann von Meigen (aus Nieder-Österreich, † 1402) war der erste Rector der vollständigen Wiener Universität und sein Tractatus distinctionum ist das älteste Denkmal der Wiener Buchdruckerkunst (aus dem Jahre 1482); Johann Beutler (nach 1404) war als Jurist berühmt, der thätige Michael Suchenschatz († um 1414), ein Nieder-Österreicher, zählte zu den glänzendsten Kanzelrednern seiner Zeit; Petrus von St. Bernardo (aus Pulkau in Nieder-Österreich, † 1425) genoß wegen seiner polemisch-dogmatischen Schriften großen Ruf und wurde wegen seiner Geschäftskenntniß als Gesandter bei den Concilien von Pisa und Constanz verwendet; Petrus Reicher von Pyrawarth († 1436), Urban von Melk († 1436), Nikolaus von Graz († 1444), Johann von Graz († 1450), Jakob von Wüllersdorf († 1467), Georg Scheuchl von Linz († 1467), Nikolaus von Fürstenfeld u. a. m. hatten unter den Scholastikern bedeutende Namen. In der Medicin zeichneten sich aus Johann Aygel von Klosterneuburg (im Anfange des XV. Jahrhunderts) und Michael Puff von Schrick († 1472), welche als die größten Anatomen Deutschlands in jener Zeit angesehen wurden; Schrick, dessen Name mit dem plötzlichen Tode Albrecht VI. zusammengebracht wird, war auch der renommirteste Arzt in Wien. Sein Werk: „Von den gebrannten Wassern“ wurde 1479—1500 neunmal und im XVI. Jahrhundert noch einigemale gedruckt.

Eine besondere Bedeutung sowohl für die Geschichte seiner Zeit als für die Universität besitzt Thomas Ebendorfer von Haselbach (in Nieder-Österreich; 1387—1464), „der Mund der Wiener Universität“, welcher „als ausgezeichneter Gelehrter, als vorzüglicher Redner, als großer Staatsmann und als politischer Charakter hervorragt“ (Aschbach). Er war Doctor der Theologie und Domherr zu St. Stefan, in allen großen Zeitfragen appellierte man an seinen Rath sowohl von Seite der Universität, als von Kaiser und Papst. Am Concil zu Basel nahmen die versammelten Väter seine Hilfe in Anspruch, als es sich um die Zurückführung der Hussiten in den Schoß der Kirche handelte, Friedrich III. benützte ihn als Gesandten bei vielen Reichstagen, der König Ladislaus machte ihn zu seinem geheimen Rathe und a. m., so daß er eine der bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit wurde. Als Historiker ist er dadurch bemerkenswerth, daß er der erste die Geschichtsschreibung, indem er sie im Geiste der Gelehrsamkeit seiner Zeit behandelte, in den Kreis der Universität zog, so daß sie von nun an auch von den Universitätslehrern gepflegt wurde. Seine historischen Werke: Chronicon Austriacum (Österreichische Chronik), welches nach Voranschickung einer werthlosen Weltgeschichte die zeitgenössische Geschichte behandelt, ein Liber augustalis (Kaisergeschichte), Chronicon Pontificum Romanorum (Chronik der Päpste), Diarium gestorum per legatos concilii Basileensis pro reductione Bohemorum (Tagebuch über die Verhandlungen der Gesandten des Basler Concils rücksichtlich der Bekehrung der Böhmen), Reiseberichte über kirchliche Missionen u. s. w. sind zwar der Form nach nicht mustergiltig, aber sie bilden dort, wo er Selbsterlebtes schildert, eine wichtige Quelle der Geschichte jener Zeit. Nebstdem schrieb er auch viele theologische, im ganzen an 50 große und kleine Schriften.

Obzwar nicht mit der Universität im Zusammenhange stehend, sei hier auch der Kärthner Jacob Unrest (um 1500) erwähnt, dessen hochinteressante Österreichische und Kärnthnische Chronik ihn uns als einen wahrheitsliebenden, naiven und geistreichen Mann kennen lehrt. Vorzüglich ist es die Zeit des Kaisers Friedrich III., welche sich in dem erstgenannten Werke lebhaft widerspiegelt.

Die glänzendsten Sterne jedoch unter allen Angehörigen unseres Stammes, und zugleich auch die größten Leuchten der Wissenschaft des XV. Jahrhunderts in ganz Europa sind die beiden aus Österreich stammenden hochberühmten Mathematiker und Astronomen Johann von Gmunden und Georg von Peuerbach; sie waren es, welche der Wiener Universität im XV. Jahrhundert zur höchsten Blüthe verhalfen und dieselbe zum Sammelpunkte lernbegieriger Studenten aus allen Theilen Europas machten. Johann von Gmunden († 1442) war der Begründer dieses Aufschwunges. Er zog bereits eine große Menge von später berühmten Schülern heran und hat auch durch die Schenkung seiner Bücher und Instrumente an die Universität den Grund zu einer größeren Universitätsbibliothek gelegt. Diese seine Thätigkeit als Lehrer und seine astronomischen Schriften haben ihm den Namen eines „Vaters der mathematischen und astronomischen Wissenschaft in Deutschland“ verschafft. Mit Hilfe von astronomischen Instrumenten, die er selbst verfertigte (z. B. des Astrolabiums), berechnete er den täglichen Lauf der Gestirne für Wien und zwar mit staunenswürdiger Genauigkeit. Die gewonnenen Resultate legte er in seinen astronomischen Tafeln (Tabulae astronomicae und Tabulae de planetarum motibus et luminarium eclipsibus) nieder, sowie in seinen Kalendern, die er zum erstenmale mit den Bestimmungen des täglichen Sonnenlaufes für viele Jahre voraus versah, und welche deshalb nach der Erfindung der Buchdrucker-

kunst durch Druck an allen Universitäten Europas Verbreitung fanden.

Auf diesen Beobachtungen baute nach derselben Methode sein leider nur zu bald in Folge der angestrengten Arbeiten verstorbener großer Schüler Georg von Peuerbach (1423—1461) weiter. Dieser ist der eigentliche Schöpfer des neuen Lebens in der Astronomie. Nach großen Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien, wo er überall an den Universitäten schon als Jüngling durch seine astronomischen Kenntnisse Aufsehen erregte, ließ er sich in Wien nieder und blieb hier als Lehrer an der Universität, allen noch so lockenden Anerbietungen des Auslandes, welches ihn zu gewinnen trachtete, widerstehend. Mit seinem Freunde und ehemaligen Mitschüler, dem berühmten Johann Regiomontanus, der später die gemeinsam unternommenen Forschungen vollendete, arbeitete er hier an einer Übersetzung des Ptolomäischen Almagest aus dem Griechischen ins Lateinische, nachdem er schon früher den bisher gebräuchlichen lateinischen Text desselben, der durch die vielfachen Übersetzungen und die Abschreiber verdorben war, ohne des Griechischen mächtig zu sein, gereinigt und verbessert hatte. Seine eigenen Werke bildeten lange Zeit hindurch die Basis aller astronomischen Forschung. Ohne die in späterer Zeit erfundenen Instrumente der gegenwärtigen Astronomen (z. B. Fernrohr, Pendeluhr, u. s. w.) zu besitzen, stellte er so genaue Beobachtungen an, daß sie lange unübertroffen blieben. Sein auf denselben basierendes „neues Planetensystem“ auf ptolomäischer Grundlage wurde während des XVI. Jahrhunderts immer wieder in Druck gelegt und von den berühmtesten Astronomen in Wien, Paris, Florenz, Ingolstadt, Wittenberg u. s. w. commentiert, blieb auch das ganze Jahrhundert hindurch das Hauptlehrbuch über Astronomie. Aus ihm hat Copernicus Anre-

gung und Anleitung zur Aufstellung seines, jetzt allgemein geltenden Systems geschöpft, welches in den unvollendet gebliebenen Tabulae aequationum motuum planetarum novae von Peuerbach so zu sagen geahnt wurde. Ebenso waren Peuerbachs Tafeln der Mondesfinsternisse sowie seine Bestimmungen der Lage der Fixsterne, welche sich seit der Verfassung des Ptolomäischen Almagest durch die Verrückung der Nachtgleichen verändert hatte, epochemachend für die Astronomie, während die von ihm herausgegebene neue Sinus-Tafel eine Trigonometrie anbahnte. Auch war er der erste, der in Deutschland 1456 die Bahn eines Cometen berechnete und mit Regiomontanus arabische Ziffern bei größeren Rechnungen in Anwendung brachte. Seine und Johann's von Gmunden Ephemeriden (Berechnungen des täglichen Laufs der Gestirne) hatten aber noch eine andere, weltgeschichtliche Bedeutung — nur mit ihrer Hilfe war es nämlich einem Columbus, einem Vasco de Gama und den anderen Seefahrern des XVI. Jahrhunderts möglich, sich auf die hohe unbekannte See zu wagen und so jene großen Entdeckungen zu machen, welche die politischen, wirtschaftlichen, socialen und wissenschaflichen Verhältnisse Europas umgestaltet haben.

Es ist natürlich, daß diese beiden Männer auch auf ihre Stammesgenossen einen großen Einfluß übten. Unter ihren Schülern zeichneten sich aus: Georg Prunner von Rußbach, der als Astrolog durch seine Prognostika bedeutende Christian Molitor aus Klagenfurt, der Oberösterreicher Johann Stabius u. a. Auch eine eigene weithin berühmte Zunft der Mechaniker entstand im XVI. Jahrhunderte zu Wien im Anschlusse an die Erfindungen der beiden großen Astronomen.

Der frische Hauch der Forschung, welcher von diesen beiden Männern ausgieng, konnte auch nicht ohne Einfluß auf die anderen

Wissenschaften blieben, um so mehr als der Geist des Humanismus von den italienischen Universitäten immer stärker in die deutschen Anstalten eindrang, und der wissenschaftliche Verkehr unserer Lande mit Italien so wie mit Deutschland immer lebhafter wurde. Schon am Schlusse des XV. Jahrhunderts machten mehrere Magister, und zwar meist unseres Stammes, Versuche römische Classiker zu lesen und sich dem ertödtenden Banne der Scholastik zu entziehen. So las Bernhard Perger aus Stainz (Steiermark) an der Universität zu Wien die Aeneide, Sallusts Jugurtha, Vergils Bucolica und Horaz und verlangte 1492 als Superintendent der Universität peremptorisch, daß man sich mit Hinweglassung der scholastischen Glossen nur an den reinen Text der Autoren halte; ebenso lasen Wolfgang Hayden und Johann Goldperger (beide aus Wien) über Cicero und Horaz, Briccius Prepost aus Cilli über Cicero, Johann Burger aus Eggenburg über Sallust, Sigmund von Schärding, Paul von Stockerau, Johann Rauch (aus Nieder-Österreich) über Vergil und andere römische Autoren, so daß man wohl sagen darf, daß der Anstoß zu einem geistig regsamen wissenschaftlichen Leben in Österreich überhaupt von unserem Stamme ausgieng.

Daß dieser Geist aber nicht bloß auf die Universität beschränkt blieb, beweist die Unterstützung, welche Maximilian I. bei seinen humanistischen Bestrebungen auch außerhalb der Universität fand und die schon in einem früheren Abschnitte geschilderten Erscheinungen, welche sich bei dem ersten Auftreten der Reformation hier zeigten. Durch Maximilian I. erfolgte nämlich bei uns der Sieg des Humanismus über die Scholastik, welche im XV. Jahrhunderte in Wien ihren Hauptsitz gehabt hatte. Von dem schon oben genannten Bernhard Perger und von seinen Räthen, den Nieder-Österreichern Johann Krackenberger und Johann Fuchs-

magen, unterstützt, reformierte der Kaiser die Universität vornämlich durch Berufung der berühmten Humanisten: Konrad Celtes, Cuspinian, Agricola, Balbi Cospus, Johann Camerus, Stiborius u. a. Insbesondere wurde Conrad Celtes die Seele der Universität und des von Max I. 1501 gegründeten Collegium poëtarum et mathematicorum, sowie der „gelehrten Donaugesellschaft", einer freien Vereinigung von Gelehrten zur Pflege der Wissenschaften. Mit und neben diesen fremden Gelehrten wirkten aber auch einheimische Kräfte an dem großen Reformwerke. Schon um die Berufung des Celtes machten sich verdient der oben genannte Johann Burger, der Wiener Bartholomäus Steber (Scipio), der freisinnige „gekrönte Dichter" Thomas Resch (Velocius) aus Krems, vornehmlich aber Johann Stab (Stabius) aus Steier in Ober-Österreich († 1522). Dieser gehörte überhaupt zu den bedeutendsten Männer in der Umgebung des hochsinnigen Kaisers Maximilian I. und zu den vorzüglichsten Gelehrten der Universität. Er stand an der Spitze der mathematischen Abtheilung des Collegium poëtarum und pflanzte hier die Tradition seines großen Meisters Peuerbach fort. Aber auch als Dichter, natürlich in lateinischer Sprache, erwarb er sich den Dichterkranz, den er aus der Hand seines Freundes Celtes (die erste nicht von einem Kaiser vorgenommene Dichterkrönung) erhielt. Von Max I. in seine Umgebung gezogen, half er diesem bei seinen historischen und genealogischen Arbeiten als kaiserlicher Historiograph, vornehmlich bei der Durchführung jenes für die damalige Zeit großartigen Planes des Kaisers, aus allen Archiven das nöthige Urkunden- und sonstiges Quellen-Material zu einer österreichischen und deutschen Geschichte zusammenzutragen und zu verarbeiten. Diesen seinen Nachforschungen verdanken wir vornehmlich die erste Kenntniß der Chronik Ottos von Freising

sammt der Fortsetzung des Ragewin, die er im Schottenstifte zu Wien auffand und mit Cuspinian um 1515 im Druck herausgab. Auch für das berühmte meist von Dürer hergestellte Holzschnittwerk Maximilians „Triumphbogen oder Ehrenpforte“ lieferte er dem Kaiser das Material und die deutschen gereimten Überschriften. Freilich ist er in seinen genealogischen Aufstellungen unkritisch und seine Ableitung der Habsburger bis von Noah klingt komisch genug. Bedeutenderes als in der Historiographie leistete er jedoch in der Geographie, Mathematik und Astronomie. Er ist der Erfinder der jetzt sogenannten Bone'schen Landkartenprojection und hat speciell für die Kartographie Österreichs und Kärnthens Nennenswerthes geleistet; auch seine Verbesserung der Sonnen- und Monduhren war nicht ohne Bedeutung. Verewigt hat ihn sein Freund A. Dürer in dem Gemälde „Mariens Tod,“ wo Stabius unter den Umstehenden abgebildet erscheint; auch soll sein Kopf das Motiv zu Dürers Karl dem Großen geboten haben.

Die wenn auch nicht kritische historische Thätigkeit des Stabius hatte den großen Vortheil, daß durch sie jener große Sammeleifer angeregt wurde, der später im XVII. und XVIII. Jahrhunderte die ersten Quellen zu einer wirklichen österreichischen Geschichte lieferte und eine bedeutende Schule österreichischer Historiker erzog. Unmittelbar an Stabius schließt sich diesfalls Wolfgang Laz an (geb. zu Wien 1514, gest. daselbst 1565). Dieser größte Vielwisser aller Zeiten, der einst ebenso überschätzt, wie später über die Maßen geschmäht wurde, sammelte, dem von Maximilian, Stabius und anderen Humanisten gegebenen Anstoße folgend, in seinem Hause, dem Lazenhofe zu Wien, Münzen, Alterthümer, Inschriften, Manuskripte u. s. w., die er theils bei Ausgrabungen in Wien, theils in den österreichischen Klöstern gefunden hatte. Unter anderem verdankt man ihm die Entdeckung

der Reimchronik Ottokars, welche in der Bibliothek der Karthause von Gaming vergraben lag, und noch heutzutage bewahrt die Hofbibliothek in Wien werthvolle Manuskripte aus seinem Nachlasse. Für Wien selbst ist er als erster Geschichtsschreiber der Stadt merkwürdig (Rerum Viennensium Commentari 1546), sowie auch die Landeskunde von Österreich in ihm den ersten bedeutenden Bearbeiter fand. Doch enthalten alle diese sowie seine genealogischen und sonstigen historischen Schriften viele Irrthümer, die wohl manchmal bewußterweise aus unverständigem Patriotismus erwuchsen. Dieser Umstand hat auch später seinen Ruf vernichtet.

Während Stabius allgemein anregend wirkte, gab es wieder andere einheimische Gelehrte, die in einzelnen Wissenschaften an der Spitze der geistigen Bewegung standen oder wenigstens mit zu den besten Kräften zählten. Für das damals noch wenig gepflegte Studium der griechischen Sprache ist für unser Land von Bedeutung Georg Ritheimer aus Mariazell († 1549), einer der ersten unter denjenigen Gelehrten Deutschlands, welche eine griechische Grammatik schrieben, und der hauptsächlichste Vertreter des Griechischen an der Universität. Als Juristen hatten einer guten Namen: Martin Siebenbürger (Capinius) aus Wien, der Hauptführer des Aufstandes der Stände nach dem Tode Max I., dessen Aussprüche wie Orakel verehrt wurden, Wolfgang Pachaimer aus Gmunden, Johann Kekman aus Haugsdorf, Victor Gamp aus Wien, der besonders im römischen Rechte sich auszeichnete u. a. Auch die Medicin zählte einzelne hervorragende Gelehrte unter den Einheimischen, so Johann Salius aus Steier, Georg Ladendorf von Wien, den Leibarzt des Kaisers Max I., Wilhelm Puelinger (Polymnius) aus Wirting in Ober-Österreich, vor allen aber Bartholomäus Steber (Scipio) aus Wien († 1506), dessen noch erhaltene Schrift über die Präventivmaßregeln und Heilung der

damals von Frankreich und Italien mit fruchtbarer Vehemenz eindringenden Lustseuche (A Malafranczos morbo Gallorum perseveratio ac cura) sowohl durch seinen Inhalt als auch als einer der ältesten Wiener Drucke interessant ist. Doch treten alle diese Wissenschaften zurück gegen die Beschäftigung mit den Classikern; nur die Mathematik und Astronomie behauptete sich auch zur Zeit der Humanisten in den Epigonen der Schüler Peuerbachs auf ihrer alten Höhe. Unter ihnen nimmt Andreas Perlacher (Perlachius) aus Witschin in Steiermark († 1551) sowohl als Berechner der Ephemeriden als auch als Erfinder neuer astronomischer Instrumente eine hervorragende Stellung ein.

Der durch die Humanisten angebahnte Umschwung blieb aber nicht mehr bloß auf die Universität beschränkt, sondern brach sich auch unter dem Adel Bahn. Ein Beispiel, wie solches schon seit dem Beginne des XVI. Jahrhunderts stattfindet, bietet uns der hochberühmte Staatsmann Sigismund, Freiherr von Herberstein (geb. zu Wippach in Krain 1486, gest. 1566). Nachdem er seine höhere Bildung an der Universität in Wien erlangt und seine ersten Sporen sich im Kampfe gegen die Venetianer geholt hatte, trat er in die Dienste Max I., der ihn zu den wichtigsten Gesandtschaften verwendete. Vor allem wurden seine zwei Reisen nach Rußland für die Wissenschaft wichtig, da er der erste gebildete Westeuropäer war, welcher dieses damals noch orientalisch-barbarische Reich betrat und Nachrichten von dessen geographischen, geschichtlichen und Culturverhältnissen nach Europa brachte. Seine diesbezüglichen Werke blieben deshalb auch durch zwei Jahrhunderte die einzige Quelle der Belehrung über den Osten unseres Erdtheiles.

Im XVI. Jahrhunderte mehrte sich stets die Zahl der Adeligen, welche fremde Universitäten bezogen; besonders seit die Reformation bei uns Eingang gefunden und Ferdinand die

Wiener Universität den Jesuiten übergeben hatte, wurden die deutschen Universitäten, vor allem Tübingen und Wittenberg von denselben sehr häufig besucht. Auch gehörten größere Reisen von nun an zu den wichtigsten Bildungsmitteln des Adels. Ein Beispiel für diese Richtung bietet der gelehrte Hieronymus Beck von Leopoldsdorf aus einem jetzt erloschenen alten niederösterreichischen Adelsgeschlechte. Er bereiste fast ganz Europa und einen großen Theil Asiens. Auf diesen Reisen sammelte er viele seltene Manuskripte, die jetzt die Hofbibliothek besitzt; vornehmlich brachte er aus Constantinopel die Res gestae familiae Ottomanae und Reges Arsacidarum (ersteres eine Geschichte des türkischen, letzteres des persischen Reiches) nach Österreich. Auf dem von ihm erbauten Schlosse Ebreichsdorf entstand so eine kostbare Bibliothek, die ihres gleichen nicht fand. — Noch höher steht als Gelehrter David von Ungnad aus dem alten kärnthnischen Geschlechte von Weißenwolff. Er war ein Lieblingsschüler Melanchthons, studierte Theologie und Linguistik in Wittenberg, wurde sogar Rector dieser Universität, zeichnete sich dann im Kriege aus und leistete endlich, nachdem er weite Reisen in Schweden, England, Frankreich und der Türkei gemacht hatte, im Jahre 1573 dem Kaiser die wichtigsten Dienste als Botschafter bei der Pforte und an anderen Höfen. Von seiner Reise nach Constantinopel brachte er Roßkastanienfrüchte mit nach Wien, welche der Hofbotaniker des Kaisers Max II., Clusius, pflanzte, so daß dieser schöne Baum von Wien aus seine Rundreise durch Europa antrat. — Dem Ungnad steht ebenbürtig zur Seite der an der Universität in Straßburg gebildete Richard, Freiherr von Streun-Schwarzenau (geboren 1537 aus einem alten Geschlechte des nieder-österreichischen Herrenstandes, † 1600), der Führer der Protestanten Nieder-Österreichs in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, der vertraute Freund und

Rathgeber des Kaisers Maximilian II., der Erzherzoge Ernst und Mathias, sowie selbst des Kaisers Rudolf II. Er sammelte auf Wunsch der Stände alle ihre Rechte, Freiheiten, Privilegien und andere Urkunden (6 Bände im Manuskript im nieder-österreichischen Landesarchiv, Reichsarchiv und Archiv des Ministeriums des Inneren) und rettete so unzählige Denkmale der vaterländischen Geschichte vor dem Untergange. In seinen vielen politischen und staatsrechtlichen Abhandlungen erörterte er zum erstenmale die Rechte und Freiheiten der Stände historisch. Von seinem Landsmanne Laz unterscheidet ihn die strenge Kritik und der Scharfsinn, mit welchem er besonders in der Genealogie verfährt, Eigenschaften, welche damals bei Genealogisten selten zu finden waren. — Beschränkte sich Streun auf die Landesgeschichte, so nahm der bekannte Diplomat Christof Graf Khevenhüller (aus einer kärnthnischen Familie, geboren 1588 zu Klagenfurt, † 1650) in seinen geschichtlichen Studien den universalhistorischen Standpunkt ein. Unter der großen Menge der polemischen Geschichtswerke, welche der Kampf des Katholicismus gegen den Protestantismus in Mitteleuropa zu Tage förderte, nehmen seine umfangreichen „Ferdinandeischen Annalen“, in denen er die Habsburger und den Katholicismus gegenüber den Angriffen ihrer Gegner vertheidigt, sowohl rücksichtlich der Fülle als der unparteiische Verarbeitung des mit richtiger Kritik ausgewählten Stoffes unstreitig den ersten Platz ein.

Aber auch der Bürgerstand unseres Stammes weist schon tüchtige Gelehrte auf und schenkt selbst den außerösterreichischen Ländern Lehrer. Diesfalls sind zu nennen: der Krainer Martin Pegius aus Billichgraz († 1596), welcher in Deutschland als Jurist glänzte, so daß eines seiner dreizehn größeren Werke, der liber de servitutibus, bis zum Jahre 1733 sechsmal aufgelegt

und auch ins Deutsche übersetzt wurde; der Niederösterreicher Erasmus Oswald Schreckenfuchs († 1579) aus Merkenstein, ein Schüler und Freund des Sebastian Münster, und einer der damals bekanntesten Kenner des Hebräischen sowie der Mathematik; endlich der Oberösterreicher Mathias Bernegger (geboren 1582 zu Hallstadt), welcher Professor der Geschichte in Straßburg war und durch seine historisch-politischen Schriften sich die vertraute Freundschaft des Schöpfers des Völkerrechtes, Hugo Grotius, erwarb.

Inzwischen hatte die Reformation in unseren Ländern überhand genommen und mit ihr auch das Bestreben gegenüber den katholischen Schulen protestantische Lehranstalten zu errichten; überall entstanden Volksschulen und in den protestantischen Städten vielfach aus den ehemaligen Kloster- und Stiftsschulen protestantische Bürgerschulen. In Innerösterreich sorgten die Stände auch für den höheren Unterricht der protestantischen Jugend durch Errichtung landschaftlicher Lateinschulen oder Gymnasien, welche meistens von auswärtigen deutschen Gelehrten eingerichtet und versehen wurden. So beriefen z. B. die Stände von Krain den bekannten würtembergischen Philologen Nikodemus Frischlin an die 1563 in Laibach errichtete Schule, und die Stände von Steiermark ließen ihre 1570 bis 1573 begründete höhere Schule „die Stiftschule" von dem vielgenannten Dr. Chyträus aus Rostock einrichten; ebenso wurde der berühmte Astronom Johannes Keppler nach Graz, der Historiker Megiser nach Klagenfurt berufen. Doch finden wir neben ihnen auch Einheimische als Lehrer genannt, so den Georg Stadius aus Stein in Nieder-Österreich, Hieronymus Lauterpach aus Wien als Professoren der Mathematik und den Wiener Valentin Carg als Professor der Rechte und der Beredtsamkeit an der Grazer Stiftschule. Unter allen diesen Schulen erfreute sich die Grazer

des besten Rufes im In- und Auslande; aber sie alle erlagen dem Anpralle der Gegenreformation. Die Grazer Stiftschule wurde 1598 aufgehoben, und auch der Plan der Stände, zu Schwannberg im Sulm-Thale eine kleine Schule für die adelige protestantische Jugend zu errichten, scheiterte an dem Widerstande der Regierung. Bei der dann erfolgenden Massen-Auswanderung der Protestanten zog auch so manche wissenschaftliche Kraft mit in das Ausland. Eine interessante Erscheinung unter diesen Emigranten ist der berühmte Topograph Martin Zeiler (geboren zu Ranten in Steiermark, starb als Rektor der gelehrten Schule zu Ulm 1661). Nachdem er Reisen durch ganz Europa gemacht hatte, schrieb er seine Topographien (die „Bädecker" des XVII. Jahrhundertes), welche, mit schönen Merianischen Kupfern geziert, damals sehr geschätzt wurden. Sie umfassen Deutschland, Dänemark und Norwegen, Polen, Schweden und Ungarn.

Den Entgang an wissenschaftlichem Unterricht sollten nun für die katholische Partei die Jesuiten decken. Erzherzog Karl hatte, um den protestantischen Schulen in Graz ein Gegengewicht zu geben, schon im Jahre 1573 ein Jesuiten-Gymnasium in Graz errichtet, und dieser Orden bekam nun die Leitung des gesammten höheren Unterrichtes in unseren Ländern. Im Jahre 1550 war ihm die Wiener Universität übergeben worden, und 1586 erhielt er auch die neugegründete Grazer Universität, welche jedoch nur die theologische und philosophische Fakultät besaß. Von da an bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts ist der Jesuitenorden der geistige Führer in unseren Ländern. Diese ganze Periode bezeichnet einen Stillstand in dem wissenschaftlichen Leben der Laien unseres Stammes. In den Gymnasien wurden wohl Classiker gelesen und Dialektik, Metaphysik, Moralphilosophie, Mathematik, Physik und Archäologie

gelehrt, doch die auf leeren Formalismus und das bloße gedächtnis-mäßige Aneignen des Stoffes hinauslaufende Unterrichtsmethode erstickte jede Selbstthätigkeit und die Fähigkeit zum künftigen wissen-schaftlichen Schaffen. Die Realien wurden hiebei entweder ganz oder größtentheils vernachlässigt, so daß in diesen ein entschiedener Verfall gegenüber den früheren Jahrhunderten zu bemerken ist. Auch außerhalb des Ordens geschah für dieselben nichts; die Berufung des berühmten Karl Clusius durch Maxmilian II. hatte wohl die Anlage eines schönen kaiserlichen Gartens zur Folge, weckte diese Liebhaberei auch bei einzelnen Adeligen, blieb jedoch auf die Wissenschaft in unseren Schulen ohne Einfluß.

Die jedenfalls reiche literarische Thätigkeit, inner-halb des Jesuitenordens zeigt dieselben Merkmale: scho-lastischen Formalismus in der Philosophie und Theologie sowie Ausschluß der Realien. Nur in der Geschichte, Archäologie und Numismatik leistete der Orden Bedeutendes, in der Numis-matik besonders angeregt durch die Sammlungen des kaiserlichen Hofes, welche schon Max I. angelegt und seine Nachfolger mit Eifer bereichert hatten, sowie durch den von Josef I. nach Wien zur Ordnung des Münzen-Kabinets berufenen Schweden Heraeus. Am Ende dieser Periode ging von dem Orden auch der neue Aufschwung der mathematischen und astronomischen Wissenschaft in unseren Ländern aus.

An dieser literarischen Thätigkeit nahmen Männer unseres Stammes einen hervorragenden, ja geradezu maßgebenden Antheil. Der sprachkundige, weitgereiste Missionär Christian Edschlager (ein Wiener, † 1741), der auch als Archäolog speciell für Steier-mark und Kärnthen wichtige Erasmus Fröhlich (aus Graz, † 1750), Khell von Khellburg (aus Linz, † 1772) u. a. zählen zu den ersten Bearbeitern einer wissenschaftlichen Numis-

matik in Österreich und haben zu den epomachemachenden Veränderungen in dieser Wissenschaft, welche in der Maria-Theresianischen Zeit stattfanden, den Grund gelegt. Unter den historischen Schriftstellern aus dem Jesuitenorden ragt hervor Sigmund Calles (ein Wiener, † 1761), dessen Annales Austriae (Jahrbücher Österreichs) und Annales ecclesiastici Germaniae (Kirchliche Jahrbücher Deutschlands) in Folge seiner scharfsinnigen Kritik und Sicherheit im Urtheil mit zu den besten historischen Schöpfungen seiner Zeit zählen. Neben ihm ist Markus Hansiz zu nennen (geboren zu Völkermarkt in Kärnthen, 1683, † 1766); mit unermüdlichem Eifer sammelte er die Materialien zu seiner Germania sacra, welche eine Geschichte aller deutschen Bisthümer werden sollte, aber unvollendet blieb. Dieselbe bildet, wenn auch oft gewagte Schlüsse mit unterlaufen, heute noch eine Fundgrube von werthvollstem historischen Material, ebenso wie seine Analecta zu einer Geschichte Kärnthens. Eine nicht unwichtige Geschichte der Wiener Universität und des Stefansdomes lieferte Friedrich Tilmez (aus Linz) und seine Fortsetzer Sebastian Mitterdorfer (aus Wien), die Geschichte der Grazer Universität fand ihren Bearbeiter an Georg Neumayr (aus Langenlois in Nieder-Österreich), die Kirchengeschichte der Steiermark an Sigmund Pusch (aus Graz), die Geschichte des Jesuitenordens an Mathias Biberer (aus Murau) u. s. w.

Mit diesen Werken stand der Jesuitenorden in einer historischen Bewegung, welche damals ihren Anfang nahm und eine eigentliche österreichische Geschichtsforschung begründete, eine Richtung welche durch Söhne unseres Stammes eingeschlagen und fast ausschließlich verfolgt wurde. Diese Bestrebungen gingen jedoch nicht von dem Jesuitenorden, sondern von dem Benedictinerorden aus. Dieser hatte schon seit 1623 an der damals eröffneten Salzburger

Universität eine für unsere Länder segensreiche wissenschaftliche Thätigkeit entwickelt und war auch durch den Einfluß bedeutender Männer wie z. B. des Göttweiger Abtes Bessel von Göttweig von einem regen literarischen Eifer durchweht. Zudem wirkte der Anstoß, den die Mauriner in Frankreich, die Benediktiner von St. Blasien im Schwarzwalde u. a. sowie Muratori und der große Philosoph Leibnitz gegeben, auch in den Klöstern unserer Länder nach. So werden von jetzt an die Klosterarchive sorgfältig geordnet, und es entstehen jene Sammlungen und Chroniken, welche noch heute trotz ihrer Mängel die Grundlage der speciell österreichischen Geschichtsforschung bilden. Den Reigen der Einheimischen unter diesen Schriftstellern eröffnet Anselm Schramb (aus St. Pölten † 1720), ein Benediktiner von Melk mit seinem Chronicon Mellicense (Chronik von Melk), welches zwar nicht kritisch ist, jedoch als Materialien-Sammlung beachtenswerth bleibt. An ihn schließt sich an sein Ordensbruder Philibert Hueber (aus Wien), der die Archive von Melk und Göttweig ordnete und auf Wunsch des Abtes die Austria ex archivis Mellicensibus illustrata (das aus den Melker Archiven beleuchtete Österreich) herausgab. Im Mittelpunkt dieser Bewegung standen aber die Brüder Hieronimus und Bernhard Pez (Hieronimus geboren zu Ybs in Nieder-Österreich 1675, † 1762; Bernhard geboren zu Melk 1683, † 1735). Beide waren Benediktiner zu Melk und hatten als solche den Plan gefaßt, die geistigen Kräfte der österreichischen Benediktinerklöster zu einer gemeinschaftlichen archivalisch-historischen Arbeit zu vereinigen, welche für Österreich etwas ähnliches schaffen sollte, wie die der Mauriner für Frankreich. Zwar mißlang ihnen dieses Vorhaben; was jedoch die Arbeitskraft zweier Männer leisten kann, das haben sie selbst geleistet. Mit rastlosem Eifer durchforschten sie die Archive und

Bibliotheken der Klöster ihres Ordens in Österreich, Salzburg, Baiern, Schwaben und Frankreich und veröffentlichten die gefundenen Quellen für die deutsche und besonders die österreichische Geschichte, welche bisher wegen Mangels eines kritisch gesichteten Materials voll Fabeln und Lücken war.*)

Die Anregung, welche sie gaben, weckte allerorts den Patriotismus und den Sammeleifer, der das ganze XVIII. Jahrhundert hindurch andauerte. Im Benediktinerorden selbst setzten ihre Richtung fort: Martin Kropf (aus Leonhard am Forst † 1779), der das Leben und die Schriften der Melker Benediktiner schilderte (Bibliotheca Mellicensis), der Abt von St. Peter in Salzburg Beda Seeauer (aus Hallstadt in Ober-Österreich), der das Archiv ordnete und nach den Quellen desselben die Chronik von St. Peter schrieb, u. a. m. vor allen aber der Abt von Göttweig Magnus Klein (geboren zu Wasserhofen in Kärnthen 1717, † 1783). Schon als Sekretär des Abtes Bessel nahm er thätigen Antheil an den Sammlungen für das Chronicon Gotwicense; seine eigene großartig angelegte leider unvollendete Notitia Austriae antiquae et mediae (Nachrichten über Österreich im Alterthume und im Mittelalter) wurde für die Topographie der Urzeit Österreichs epochemachend. Auch die noch im Manuskripte vorhandenen riesigen Materialiensammlungen zu einer Kirchen- und Klostergeschichte Deutschlands, sowie zur Topographie und Genealogie Österreichs sind ein beredtes Denkmal von dem wissenschaftlichen Eifer und staunenswerthen Fleiße dieses Mannes.

---

*) Die Hauptwerke Bernhards sind: Thesaurus anecdotorum noviss. seu veter. ex Germanis Bibliothecis. 6 Bände. 1722—1729; Bibliotheca Benedictinorum (unvollendet); Bibliotheca ascetica. 13 Theile. 1723—1733. Hieronimus gab heraus die Scriptores rerum Austriacarum veteres et genuini. 6 Bände. 1720—1745, Acta S. Colomani 1713, Historia S. Leopoldi 1747.

Aber nicht nur in dem Benediktinerorden, auch bei den anderen Orden sowie bei einzelnen Weltgeistlichen und Laien unseres Stammes zeigte sich dieser Sammeleifer. Schon im XVII. Jahrhundert schrieb der gelehrte und scharfsinnige Johann Schönleben, Domdechant in Laibach (geb. zu Laibach 1618, starb 1681), auf Grund eines reichen Urkundenmaterials seine vielen ausführlichen Werke über Genealogie der Häuser Habsburg, Gellenberg, Auersperg, Ursino, seine krainische Chronik, eine Kirchengeschichte Österreichs u. s. w., durch welche er die Bahn brach für eine Geschichte Krains. Für die steiermärkische Geschichte sammelte zahlreiche Quellen vor Allen Aquilinus Julius Cäsar (geb. zu Graz 1720, starb 1792), Chorherr des Stiftes Vorau, welcher für Steiermark das war, was die beiden Pez für Österreich. Seine Annales Ducatus Styriae (Annalen des Herzogthums Steiermark), die Kirchengeschichte, die Topographie von Steiermark &c. lassen freilich den kritischen Blick vermissen, sind aber von größter Wichtigkeit als Quellenwerke. Ebenso verdankt die Kirchen- und Culturgeschichte Salzburgs dem Piaristen Florian Dalham (aus Wien) vorzüglich seiner Sammlung aller in Salzburg gehaltenen Concilien unendlich viel. Einen großen Leserkreis besaßen die freilich nicht immer kritischen Werke des Paulaner-Mönches Mathias Fuhrmann (aus Wien), nämlich „Alt- und Neu-Wien", „Alt- und Neu-Österreich", „Allgemeine Kirchen- und Weltgeschichte von Österreich". Ihn überragt bei weitem der als Sammler unermüdliche Augustiner Xystus Schier (geb. zu Bruck an der Leitha 1728, gest. 1772), dessen Schriften über die ersten Wiener Buchdrucker, über Steiermarks Gelehrtengeschichte, Mathias Corvinus, ungarische Kirchengeschichte u. s. w. wissenschaftlichen Werth besitzen. — Im Cistercienser-Orden wurde zwar durch den berühmten Zwetler Abt Link in seinen Zwetler Annalen ein

Monumentalwerk geschaffen; er war jedoch aus Schlesien gebürtig, und auch sonst finden wir während dieser Zeit in diesem Orden wenig hervorragende Männer unseres Stammes, wenn nicht der durch seine Fälschungen übelbeleumundete Hanthaler (ein Lilienfelder Chorherr) aus Ober-Österreich gebürtig ist, was man bezweifelt. Einer der letzten dieser eifrigen Sammler war der Piarist Adrian Rauch (ein Wiener), der in den Rerum Austriacarum scriptores (Geschichtsschreiber Österreichs) hochschätzenswerthe Quellen veröffentlichte und durch Herausgabe des Rationarium Austriae (Verzeichniß der Einkünfte des Herzogthums Österreich) und anderer urkundlicher Materialien zum erstenmale den Blick des Geschichtsforschers auf die bisher ganz vernachlässigten volkswirthschaftlichen und Rechtsverhältnisse unserer Länder lenkte.

Aber auch Laien betheiligten sich mit großartigem Erfolge an diesen Arbeiten. Der berühmte Topograph und Historiograph Krains und Kärnthens, der sein ganzes großes Vermögen seinen Studien opferte, so daß er in Dürftigkeit starb, Johann Weikard Freiherr von Valvassor (geb. zu Laibach 1641, starb zu Gurkfeld 1693) gehört in diese Zeit. Seine Werke: „Ehre des Herzogthums Krain“, die Topographie von Kärnthen und Krain u. a. sind noch heute unentbehrliche Quellen der Landesgeschichte, besonders was die Reformationszeit betrifft. — Für die Geschichte Nieder-Österreichs besonders rücksichtlich der Genealogie hat wiederum Johann Wilhelm Graf von Wurmbrand (geb. 1670 zu Graz, † 1780) ein unschätzbares und durchaus verläßliches, heute noch unübertroffen dastehendes Werk in den mit riesigem Fleiße und peinlichster Sorgfalt auf Grund von eingehenden archivalischen Studien gearbeiteten Collectanea genealogico-historica etc. geliefert. Ebenso wichtig ist seine Abhandlung über die Erbämter der österreichischen Provinzen, welche

zum erstenmale Sicherheit und Klarheit in diese Verhältnisse brachte. Seine tiefe Bildung zeigen auch seine Pläne behufs der Einigung der Katholiken und Protestanten und der Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien, über welche er mit Leibnitz lebhaft verhandelte. — Neben diesen beiden Männern steht wenn auch nicht ebenbürtig, doch ehrenvoll der Geschichtschreiber der Stadt Steyer und der Steiermark Valentin Preuenhuber (geb. in Ober-Steiermark gegen Ende des XVII. Jahrhunderts, † um 1750). Seine Annales Styrenses (Jahrbücher der Stadt Steyer) sind die erste derartige, auf urkundlichem Grunde stehende Arbeit; ebenso seine anderen auf die Geschichte der alten Steiermark und ihrer Herzoge, sowie auf die Genealogie steyrischer Familien sich beziehenden Werke.

So sehen wir, wie das Interesse an der Geschichte unserer Länder stets im Steigen begriffen war, und daß der deutsche Stamm die Grundlage zu der wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte seiner Heimatländer legte. Auch auf anderen Gebieten war derselbe jedoch nicht gänzlich steril; freilich suchten die Männer, welche sich den in Österreich vernachlässigten Disciplinen zuwandten, so wie es auch andere Männer thaten, an auswärtigen Universitäten ihre Bildung, fanden auch meistentheils außerhalb ihres Vaterlandes Anerkennung. Unter denselben sind am meisten bekannt geworden die Juristen Thomas Lansius, Franz Woller Ritter von Wollersfeld und Christof Forstner, der Arzt Johann Strobelberger und der Numismatiker Georg von Praun. Lansius (geb. zu Bergen in Ober-Österreich 1577, gest. 1657) studierte in Tübingen und wurde daselbst Professor der Rechtswissenschaft. Er war in den Juristenkreisen Mittel-Europa's als eine der ersten Autoritäten seiner Zeit angesehen. — Woller (geb. zu Klagenfurt 1661, gest. 1717) war schon mit 23 Jahren Professor

der Institutionen zu Döllingen, später in Innsbruck und zuletzt in Salzburg, wo er auch (der erste weltliche Rechtslehrer, dem es zu Theil wurde) zum wirklichen geheimen Rathe erhoben wurde. Sein Ruf lockte eine große Menge ausländischer Studenten nach Salzburg, so daß seine Zeit die der höchsten Blüte dieser Universität bildet; ebenso genossen seine Schriften über öffentliches, Lehen- und bürgerliches Recht noch lange nach seinem Tode ein großes Ansehen. — Forstner, ein Schüler des Lansius (geb. zu Birkenstein oder Pyrrenstein im Mühlviertel 1598) konnte als Protestant in Österreich keine Verwendung finden, trotzdem ihn der Bischof Khlesl und Graf Trauttmansdorff, der berühmte österreichische Staatsmann, hoch schätzten. Er trat deshalb in württembergische Dienste mit der Würde eines Mümpelgardischen Kanzlers. In den diplomatischen Unterhandlungen während des dreißigjährigen Krieges vorzüglich zu Münster und Osnabrück spielte er in Folge seines Talentes und seiner Kenntnisse eine hervorragende Rolle, so daß sein Rath von allen Parteien gesucht wurde. Seine politischen Schriften (darunter politische Commentare zu Tacitus' Annalen, Abhandlungen und Briefe über den Reichstag zu Regensburg 1630 und den westfälischen Frieden u. a. m.) fanden ungetheilten Beifall bei den Politikern, ja rücksichtlich der Schrift über den Regensburger Reichstag äußerte sich der berühmte Hugo Grotius, sie gehöre „unter die klügsten Schriften seiner Zeit". — Strobelberger (geb. zu Graz, starb nach 1638) genoß als Arzt und Pharmakolog eines großen Rufes. Er hatte an vielen deutschen Universitäten, dann aber auch an der berühmten medicinischen Schule zu Montpellier studiert und brachte eine Menge neuer Heilmittel nach Deutschland, sowie auch neue Methoden der Heilung einzelner Krankheiten, besonders der Kinderkrankheiten und des Flecktyphus. Als Bade-Arzt in Karlsbad, welche Stelle er zuletzt

einnahm, untersuchte er diese Thermen und begründete eine neue Curmethode, welche dann allgemein bis in das XIX. Jahrhundert maßgebend blieb. Seine diesbezügliche Schrift: Thermologia nova erlebte im Laufe von 100 Jahren acht neue Auflagen und wurde auch ins Deutsche übersetzt. — Praun (geb. zu Wien 1701) war Minister und Präsident des Kriegscollegiums in Wolfenbüttel; seinen Ruf als Numismatiker begründete er durch die Beschreibung sämmtlicher Braunschweiger Münzen, Siegel 2c. („Braunschweiger Münz- und Siegel-Cabinet"), vornehmlich aber durch die „gründliche Nachricht von dem deutschen Münzwesen älterer und neuerer Zeiten", dessen Bedeutung daraus erhellt, daß es von 1738—1784 in drei Auflagen erschien.

Einen Wendepunkt des wissenschaftlichen Lebens in ganz Österreich bezeichnet die Regierung Maria Theresia's. Die Reformen, welche von ihr in dem höheren Unterrichswesen begonnen und von ihren Nachfolgern fortgesetzt wurden, die Berufung ausländischer Capacitäten nach Wien, die Anlage neuer und die richtige Verwerthung bereits vorhandener wissenschaftlicher Institute, sowie die auf politischem und volkswirthschaftlichem Gebiete beginnende Umgestaltung der Rechtsverhältnisse zogen eine Menge strebsamer und bedeutender Geister in den Dienst der Wissenschaft. Wenn auch vorerst in der nun mit Maria Theresia beginnenden und bis zum Jahre 1848 reichenden Epoche die Wissenschaft in den Dienst des praktischen Staatsbedürfnisses gestellt wurde, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß sie auch als solche bedeutende Fortschritte machte. Einen der wichtigsten Förderer fand sie hiebei an Erzherzog Johann, der für die Länder Inner-Österreichs auch in dieser Hinsicht, sowie in Kunst und Volkswirthschaft das belebende Element bildete. Die Universität zu Wien bildete den Angelpunkt, um welchen sich dieses Streben drehte; neben ihr wirkten in unseren

Ländern die bis 1810 bestehende Universität zu Salzburg und die Universität zu Graz. Die letztgenannte Anstalt, welche unter Maria Theresia durch viele medicinische Lehrkanzeln und die juridische Facultät erweitert worden war, wurde zwar 1782 in ein Lyceum verwandelt, doch schon 1827 wieder restauriert. Zu den Universitäten gesellte sich bald das polytechnische Institut in Wien, die seit 1827 organisierte Studienabtheilung des (seit 1811 bestehenden Joanneums) in Graz, welche endlich zu einer vollständigen technischen Lehranstalt heranwuchs, und die vielen neuen, besonders von dem kaiserlichen Hause angelegten und nun der Wissenschaft dienstbar gemachten Sammlungen, Museen ꝛc. Wohl wurde diesen Anstalten erst durch die aus der Fremde hereingerufenen Gelehrten van Swieten, de Haën, Cranz, Jaquin, Mohs, Ettingshausen u. a. m. der wissenschaftliche Geist eingehaucht; doch bemächtigten sich bald Einheimische der Führerschaft, und unter ihnen zählen wieder die Angehörigen unseres Stammes in der Geschichte der Entwicklung der Wissenschaft in Österreich mit zu den bedeutendsten Männern. In einzelnen Zweigen haben sie sogar, bauend auf dem Vorhandenen, ohne fremden Einfluß einen Aufschwung herbeigeführt, welcher sie zu europäischen wissenschaftlichen Größen machte. Einen neuen Abschnitt der Geschichte des geistigen Lebens in Österreich bezeichnet die 1848 erfolgte Gründung der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien und die Reform der Universitäten, welche das Studium aus den vorwiegend praktischen Bahnen auf das Gebiet der reinen Wissenschaft lenkten Auch diese neue Richtung wurde durch fremde Kräfte inauguriert, jedoch auch in ihr zeigt uns die Gegenwart ein kräftiges Eingreifen unseres Stammes, so daß er für die Zukunft dieselbe Rolle zu spielen verspricht, welche ihm in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eine ehrenvolle Stellung in der österreichischen Gelehrtenwelt verschaffte.

Wenn wir nun seine Leistungen nach den einzelnen Wissenschaften zu übersehen versuchen, so müssen wir in erster Linie die Astronomie und Mathematik in Betracht ziehen, denn in diesen beiden Disciplinen hat er früher als in allen anderen höchst Bedeutendes geschaffen. Als Ausgangspunkte dieser Bestrebungen sind die ursprünglich von Jesuiten geleiteten Sternwarten der Universitäten zu Graz und zu Wien zu nennen, welche sich schon im vorigen Jahrhunderte durch die Fülle von Beobachtungen und Fachwerken einen weitreichenden Ruf erwarben. Und an diesen Anstalten gehören wiederum die bedeutendsten Kräfte unserem Stamme an. Unter den Jesuiten zeichneten sich diesbezüglich aus: Josef Franz (aus Linz), dessen Schüler der berühmte Maximilian Hell war, Josef Liesganigg (aus Graz), der die Vermessung des Meridians von Wien 1770 und im Vereine mit dem berühmten Mathematiker Ignaz von Metzburg (aus Graz) und Franz Häßmann (aus Wolkersdorf) die Landesvermessung von Galizien und Nieder-Österreich durchführte, Pilgram Anton (aus Wien), dessen Werk: Untersuchungen über das Wahrscheinliche der Wetterkunde (1778—1780) zum erstenmal der Meteorologie eine wissenschaftliche Grundlage zu geben versuchte, aber auch culturhistorisch durch die vielen angeführten „Bauernregeln“ hochinteressant ist, ebenso der als Mathematiker und Physiker weithin bekannte Vertreter der Newton'schen Theorie an der Wiener Universität Karl Scherffer (aus Gmunden) u. a. m. Außerhalb des Ordens stand der als Beobachter berühmte spätere Director der Sternwarte Abbé Franz Triesnecker (aus Kirchberg am Wechsel), der auch an den Vermessungsarbeiten Liesganigg's hervorragenden Antheil nahm. Auch im Benediktiner-Orden wurden diese Studien eifrig gepflegt; ein Beispiel hiefür bietet der Pfarrer von Korneuburg Florian Ulrich (aus Wien), welcher die Factoren

aller durch 2, 3 und 5 nicht theilbaren Zahlen bis auf 1,500.000 berechnet — eine Arbeit, welcher der berühmte Lambert in Berlin dieselbe Unsterblichkeit wie den logarithmischen Tafeln eines Napper und Byerse prophezeite. Viel höher noch steht der Benediktiner von Kremsmünster Placidus Fixlmilner (aus Achleiten in Ober-Österreich), welcher die für ihn 1758 gebaute Sternwarte seines Klosters bald zu einer der berühmtesten in Deutschland machte; auf seine Beobachtungen stützte Laland die genaue Berechnung der Tafeln für den Mercur, während Fixlmilner selbst mit zu den ersten Beobachtern und Berechnern der Uranus-Bahn zählt.

Aber nicht bloß innerhalb der Orden fand jetzt die Wissenschaft Pflege und Förderung; in Folge der Reformen der großen Kaiserin und der Unterstützung, welche die Regierung sowohl wie die Stände unserer Länder ihr von da an angedeihen lassen, wurde es nun auch den Laien möglich, die großen wissenschaftlichen Institute und Sammlungen zu benützen; daher nahm das Laien-Element unter den Gelehrten stets mehr überhand, und bald hatte es das geistliche Element gänzlich überflügelt, ja fast verdrängt. Dies ist auch der Fall in der Astronomie und Mathematik; so sind die beiden Männer, welche bis in die Mitte des XIX. Jahrhundertes den größten Einfluß auf die Entwicklung dieser Wissenschaften in Österreich nahmen, Laien; beide gehören unserem Stamme an. Es sind dies der Astronom Johann Tobias Burg und der Mathematiker Adam Freiherr von Burg. Tobias Burg (geb. in Wien 1766, gest. 1834), ein Liebling van Swieten's, erwarb sich einen berühmten Namen besonders durch seine Forschungen über die Mondphasen, bekam sogar den hiefür von der französischen Akademie 1798 ausgesetzten Preis; er hielt den Ruf der Wiener Astronomenschule aufrecht und vermehrte ihn sogar, bis endlich der aus Böhmen stammende Littrow ihr den

größten Ruf verschaffte. Adam Freiherr von Burg (geb. 1797 zu Wien, ist der bedeutendste Lehrer der höheren Mathematik in Österreich und auch als mathematischer Schriftsteller (Lehrbuch der höheren Mathematik) berühmt. Unbestrittene Autorität besaß er in der Mechanik und Maschinenlehre. Seinen Vorlesungen und Schriften verdanken sowohl die Maschinenindustrie als die oben genannten Wissenschaften in Österreich ihren Aufschwung, so daß nicht nur die Leitung fast jedes größeren Etablissements in Österreich, sondern auch fast alle den Maschinenbau betreffenden Lehrkanzeln sich in den Händen seiner Schüler befanden. — Obwohl vielleicht von slavischen Eltern geboren, ist doch wegen seines Bildungsganges und seiner schriftstellerischen Thätigkeit Georg von Vega (geb. zu Sagoritza in Krain, gest. 1802) hier zu nennen. Er erregte schon 1783 durch seine Vorlesungen über Mathematik, in denen er zum erstenmale die Lehren der Analytik entwickelte, großes Aufsehen, und wurde später wegen seiner Verdienste um diese Wissenschaft von den Landständen der Steiermark als Mitglied aufgenommen. Seine Werke, besonders die „Vorlesungen über Mathematik" und die Logarithmisch-trigonometrischen Tafeln blieben lange Zeit hindurch fast ausschließlich als Lehrbücher an den höheren Lehranstalten in Gebrauch und erlebten eine große Menge von Auflagen. Auf das praktische Gebiet übertrug die Resultate der Mathematik Winkler Georg, Professor der Forst-Akademie in Mariabrunn und a. m.

Wie in der Astronomie und Mathematik, so wurde auch in der Physik auf den Grundlagen der früheren Zeit weiter gebaut und zwar bis zum Schlusse des XVIII. Jahrhunderts von Jesuiten, ohne daß jedoch so epochemachende Erscheinungen aufgetreten wären, wie in der Astronomie; von da an hat aber das Laien-Element Koryphäen von europäischem Rufe geliefert. Unter den

Jesuiten waren es wiederum vorwiegend Einheimische, die hervorragten und für ihre Zeit, vornehmlich durch den Einfluß, welchen sie als Lehrer nahmen, eine Bedeutung besaßen. Als solche sind z. B. zu nennen: der Nieder-Österreicher Christof Rieger, der später in Madrid als Lehrer der Physik und Verfasser spanischer Lehrbücher einen Namen besaß, der scharfsinnige Vertheidiger Linné's Gottlieb Biwald (aus Wien), dessen Lehrbuch der Physik eine völlige Umwandlung des physikalischen Unterrichtes in Österreich anbahnte und auch im Auslande häufig benützt wurde, Franz Gueßmann (aus Wolkersdorf in Nieder-Österreich), Josef von Herbert (aus Klagenfurt), Stelzhammer (aus Ober-Österreich) und a. m. Eine selbständige Forschung begann in Österreich auf diesem Gebiete erst im Anfange des XIX. Jahrhunderts durch Ettingshausen (aus Heidelberg) und Baumgartner (aus Friedberg in Böhmen). Auch in dieser Richtung bethätigte sich unser Stamm bald in hervorragender Weise, ja er trug sogar durch einzelne Männer den in Wien gegebenen Anstoß in die anderen Länder der Monarchie und über die Grenzen derselben hinaus. So lehrte Christian Doppler (aus Salzburg, † 1854), dessen Theorien über das farbige Licht der Doppelsterne, die Undulation und drgl. allgemeines Aufsehen machten, in Prag und Schemnitz; Karl Kreil (geboren in Ried 1798, gestorben zu Wien 1862) reorganisierte die Sternwarte in Prag derart, daß sie nur der Göttinger nachstand. Von der allergrößten Wichtigkeit für die Entwickelung der Wissenschaft im Allgemeinen wurden seine Beobachtungen über Erdmagnetismus, welche Humboldt „für die ersten und einzigen“ erklärt, die mit solcher Schärfe und Ausdauer ausgeführt worden seien, sowie auch die „Beobachtungen über die magnetischen Kräfte des Mondes“ das höchste Lob von seiner Seite erhielten. Diese Arbeiten veranlaßten



russische, englische und indische Sternwarten zur Fortsetzung der Beobachtungen, und Kreil selbst bereiste im Auftrage der Regierung die ganze österreichische Monarchie behufs Beobachtungen des Erdmagnetismus. Die Resultate seiner Arbeiten sind in dem fünfbändigen Werke: „Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate" niedergelegt. Als Kreil dann 1851 Director der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien wurde, organisierte er nach seinen Principien das über ganz Österreich ausgebreitete Netz der Beobachtungs-Stationen. In der neueren Zeit sind als Physiker Josef Stefan (aus St. Peter bei Klagenfurt), Ludwig Boltzmann (aus Wien), Julius Hann (aus Ober-Österreich, Director der Centralanstalt für Meteorologie) u. a. hervorzuheben. Eine besondere Productivität entwickelte unser Stamm in der Technologie in Folge der Anregungen, welche von der Wiener Technik durch Ettingshausen, Altmütter Georg (aus Wien) und den schon genannten Freiherrn Adam von Burg ausgiengen. Wie letzterer in Österreich, so wirkten zwei berühmte Schüler des Wieners polytechnischen Instituts in Deutschland, und zwar Karmarsch Karl (geboren zu Wien 1803), der zugleich einer der fruchtbarsten Schriftsteller in seinem Fache ist, in Hannover, und Redtenbacher Ferdinand (geboren zu Steier 1809, † 1863) als Director des Polytechnicums in Karlsruhe. Sie gaben den technologischen Studien in Deutschland eine neue Richtung, ja die Schriften Redtenbacher's über Maschinenbau wurden überhaupt epochemachend in diesem wichtigen Zweige der modernen Culturentwickelung. In Wien selbst sind die Professoren des Polytechnicums Pohl Josef (geboren zu Wien 1825), Heger Ignaz u. a. als Lehrer und Schriftsteller von Bedeutung. Für unsere Armee wurde Franz Freiherr v. Uchatius (Feld-

marschall-Lieutenant, geb. 1811 zu Theresienfeld in N.-Österreich, † 1881) von eminenter Wichtigkeit, da er durch die Erfindung der Stahlbronce und deren Benützung als Kanonenmetall unsere Wehrkraft in dieser Hinsicht vom Auslande unabhängig machte.

Auch auf dem Felde der Geschichtsforschung herrschte in unserem Stamme eine rührige Thätigkeit. Es wurden schon früher einige Quellensammler genannt, welche noch in diese Zeit hereinreichen. Im allgemeinen gewann jedoch in dieser Periode die Verarbeitung des gesammelten Materials größere Ausdehnung. Man beschränkte sich zwar noch immer auf die Landesgeschichte, dafür ergriff aber das Interesse für dieselbe stets weitere Kreise. Dieses Interesse wurde durch den während der französischen Kriege stärker erwachten Patriotismus gefördert und rief Anfangs des Jahrhunderts eine große Menge von Zeitschriften und Taschenbüchern für die Pflege der österreichischen Geschichte ins Leben. Von den belletristischen Zeitschriften, die nebenbei auch die Pflege des historischen Sinnes sich zur Aufgabe machten, wurde schon in einem früheren Abschnitte gesprochen; als speciell historische Sammelschriften dieser Art seien hier besonders hervorgehoben Hormayr's historisches Taschenbuch, Hormayr's „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst", Hormayr's „Österreichischer Plutarch", Schmidl's „Österreichische Blätter für Literatur und Kunst", Kaltenbäck's „Österreichische Zeitschrift", Chmel's „Österreichischer Geschichtsforscher", die „Steiermärkische Zeitschrift" von Kalchberg, später von Schreiner, besonders aber die von 1813 bis 1848 erscheinenden „Jahrbücher der Literatur." Bald begannen auch Vereine sich zu bilden, welche die Erforschung der heimischen Geschichte sich zur Aufgabe machten. In Steiermark gab Erzherzog Johann auch in dieser Richtung den Anstoß. Schon 1812 setzte er einen Ehrenpreis von 60 Ducaten auf die beste Be-

antwortung gewisser Fragen über die mittelalterliche Geographie der inneröſterreichiſchen Länder, durch welchen der Hauptgeſchichtsſchreiber der Steiermark, Muchar, dem hiſtoriſchen Studium gewonnen wurde, und 1842 wurde auf die Anregung des Archivars Dr. Wartinger unter dem Protectorate des Erzherzogs ein „hiſtoriſcher Verein für Inner-Öſterreich“ gegründet, der ſich 1848 in die drei ſelbſtändigen, noch heute beſtehenden Vereine für Steiermark, Kärnthen und Krain auflöſte. In Ober-Öſterreich und Salzburg gab die 1833 in Linz veranſtaltete Ausſtellung von Erzeugniſſen vaterländiſcher Induſtrie, von Kunſtwerken und Alterthümern den Anlaß zur Gründung des Vereines eines vaterländiſchen Muſeums für Ober-Öſterreich und Salzburg. In Nieder-Öſterreich wurde der Grund zu dem ſpäter (1864) entſtandenen Vereine für nieder-öſterreichiſche Landeskunde gelegt durch die ſeit 1832 unter der Redaction Tſchiſchka’s auf Koſten der Stände begonnene Veröffentlichung der „Beiträge zur Landeskunde von Nieder-Öſterreich“. Ebenſo entſtand hier unter der Geiſtlichkeit ein Verein für eine kirchliche Topographie Nieder-Öſterreichs, deren Bearbeitung 1819 begonnen wurde. Auch ſonſt lebte in dieſem Stande, beſonders unter den Benediktinern noch immer der in der früheren Periode geweckte hiſtoriſche Geiſt fort.

So iſt es natürlich, daß wir in dieſer Periode eine große Anzahl von hiſtoriſchen Schriftſtellern unſeres Stammes finden. Freilich ſind viele von ihnen nur Dilettanten, doch iſt auch das Wirken dieſer Männer nicht allzugering zu ſchätzen, da es das hiſtoriſche Intereſſe in den weiteſten Kreiſen weckte. Es ſind aber auch Männer darunter, die vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus einen mehr oder weniger berühmten Namen haben. Wir begegnen hiebei demſelben Umſtande, wie bei den früher genannten Wiſſen-

schaften: bis zum Anfange unseres Jahrhundertes sind die unserem Stamme angehörigen Historiker fast ausschließlich Geistliche, ja noch in dem ersten Drittel des XIX. Jahrhundertes überwiegt ihre Anzahl die der Laien.

Es würde weit die Grenzen dieser Arbeit überschreiten, wollten wir alle Männer aufzählen, die sich auf dem Felde der Geschichtsschreibung versuchten. Es möge genügen, einige der bedeutendsten herauszuheben. — Die Thätigkeit der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts war noch verwandt mit jener der früheren Periode. Vornehmlich wurde die Local- und Landesgeschichte gepflegt; so schrieb z. B. der Jesuit Fischer Leopold (aus Wien) eine Geschichte der Stadt Wien, welche auf Kaiser Josef's II. Anregung erschien; der Benediktiner Maximilian Fischer (aus Wien) schilderte die Schicksale der Stadt und des Stiftes Klosterneuburg in einer als Quellenwerk wichtigen Monographie, der Benediktiner aus Kremsmünster Gabriel Strasser (aus Ober-Österreich) die Geschichte seines Klosters, der Malteser Franz Edler von Smittmer (aus Wien) die Geschichte dieses Ordens, der Piarist Gottfried Uhlich (geboren zu St. Pölten) die Geschichte der beiden Belagerungen Wiens durch die Türken, eine Arbeit, welche noch heute an Reichthum des Stoffes von keiner diesbezüglichen Monographie übertroffen wird, und so noch viele andere. Uhlich, der als Professor der Numismatik und Diplomatik an der Lemberger Universität eine einflußreiche Thätigkeit entwickelte, lieferte auch eine Universalgeschichte, eine Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges, eine Lebensbeschreibung der Maria Theresia u. a. Von großem wissenschaftlichem Werthe ist die Buchdruckergeschichte Wiens bis 1560 von dem Jesuiten M. Denis, dessen Einfluß auf die Wiedererweckung der poetischen Literatur in unseren Ländern wir schon früher geschildert haben.

Auch die österreichische Gelehrtengeschichte fand ihre Bearbeiter: die steiermärkische an Xystus Schier, die allgemeine an Constantin von Khautz (aus Wien), Leopold Gruber (aus Wien) und an anderen. Als popularisierender Schriftsteller verdient hier genannt zu werden Franz Sartori (aus Unzmarkt in Steiermark), der eine große Menge von historischen und topographischen Sammelwerken und Monographien über ganz Österreich, vorzüglich aber über Steiermark, Ober-Österreich und Nieder-Österreich veröffentlichte.

Als seit dem Regierungsantritte Maria Theresia's die staatsrechtlichen Fragen der österreichischen Geschichte vorzüglich in Folge des österreichischen und bairischen Erbfolgestreites Bedeutung gewannen, wurde wiederum ein Mann unseres Stammes der Schöpfer des österreichischen Staatsrechts, welches bisher fast gänzlich unbebaut und von der Wissenschaft unbeachtet geblieben war. Es war dies Franz Ferdinand von Schrötter (geboren zu Wien 1736, gestorben 1780). In seinen ersten Abhandlungen über die österreichischen Hausprivilegien und über die Titeln und Reichserzämter des Erzhauses beleuchtete er zugleich die Rechtsansprüche desselben auf die Länder des österreichischen und burgundischen Kreises sowie auf die habsburgischen Stammgüter. An diese Schriften schlossen sich an die Untersuchungen über die Erbfolge-Ordnung, Minderjährigkeit und Vormundschaft in dem vereinigten Erzhause Habsburg-Lothringen, über das Sitz- und Stimmrecht der Krone Böhmens auf den Reichstagen, vornehmlich aber seine „Geschichte Österreichs", die er jedoch leider nur bis auf die Zeit Leopold des Glorreichen fortführen konnte. Einen Fortsetzer fand dieselbe an dem bereits genannten Adrian Rauch, ohne indessen beendigt zu werden, da er schon mit der Besitzergreifung der österreichischen Länder durch Albrecht I. schloß.

Wissenschaftlichen Werth besitzen auch die staatsrechtlichen Arbeiten des Wiener Jesuiten Hayrenbach („Grundsätze der älteren Staatengeschichte Österreichs") und des Stadtsecretärs von Wien Philipp Lambacher („Österreichisches Interregnum"). Während diese Männer vornehmlich innerhalb unserer Ländergruppe wirkten, erwarb sich der auch als Theologe ausgezeichnete Steiermärker Caspar Royko (geboren zu Marburg 1744, † 1819) an der Prager Universität durch seine Vorträge über Kirchengeschichte große Verdienste; sein Hauptwerk „Geschichte der allgemeinen Kirchenversammlung in Costnitz" zeichnet sich durch Freimuth und Objectivität der Darstellung aus. In Deutschland besaß einen bedeutenden Namen der Professor an den Universitäten zu Leipzig und Wittenberg Johann Schröckh (geboren zu Wien 1733, gestorben 1808) vorzüglich durch seine freilich ganz auf protestantischem Standpunkte stehende Kirchengeschichte, die von 1772—1812 in 45 Theilen erschien.

Mit dem Beginne des XIX. Jahrhunderts steigt die Anzahl der historischen Productionen in unseren Ländern immer höher. Hormayr's Einfluß in Wien, sowie der Schneller's und des Erzherzogs Johann in Graz, das zunehmende Interesse an der Vergangenheit, später dann das Beispiel der in Deutschland entstandenen „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", sowie des Benediktiners Chmel (in Olmütz geboren) und Muchar's regten auch bei uns eine große Menge heimischer Talente an. Die große Wichtigkeit eines übersichtlich kritisch gesammelten Materiales für die Geschichtsschreibung begreifend, prüfte man den bereits vorhandenen und sammelte eifrig in den Archiven des Landes neuen Stoff. In dieser Richtung erwarb sich um die Geschichte unserer Länder einen unvergänglichen Ruhm Andreas von Meiller (geboren zu Wien 1812, † 1871) durch seine „Regesten zur Geschichte der

Markgrafen und Herzoge Österreichs aus dem Hause Babenberg", (welche das erste derartige Werk in Österreich waren), und durch die Regesten zur Geschichte einer Reihe von Salzburger Erzbischöfen. Hervorragendes leistete in derselben Hinsicht auch Ernst Birk (geboren zu Wien 1810), dessen „Regesten des Hauses Habsburg", das Resultat einer angestrengten vieljährigen Arbeit, der Geschichte Österreichs von Lichnowsky einverleibt sind; für die Geschichte der kirchlichen Bewegung des XV. Jahrhundertes arbeitete er über Auftrag der Akademie mit Palacky, dem böhmischen Geschichtsschreiber, an der Herausgabe der Quellen für die Geschichte des Basler Concils. — Vor allem trachtete man jedoch aus dem vorhandenen Materiale kritisch durchgebildete Geschichten des eigenen, engeren Vaterlandes zusammenzustellen. Und in dieser Hinsicht haben unsere Länder nur ihren eigenen Söhnen das meiste zu verdanken. So erhielt Wien seine Geschichte von den beiden Wienern Franz Tschischka und Karl Weiß, während Josef Schlager, ebenfalls aus Wien gebürtig, für die Cultur- und Sittengeschichte seiner Vaterstadt unablässig sammelte. Für die Geschichte Nieder- und Ober-Österreichs schufen bedeutende Werke die drei Chorherren von St. Florian: Franz Kurz (geboren zu Kiefermarkt in Ober-Österreich 1771, † 1843), der in mehreren kritisch und gründlich gearbeiteten Werken die Geschichte Österreichs von 1282 bis 1493, eine Geschichte des mittelalterlichen Handels in Ober- und Nieder-Österreich und a. m. schilderte, Josef Gaisberger (aus St. Maria Brunnenthal in Ober-Österreich), und Franz Pritz (aus Steyer); die Culturgeschichte bearbeitete mit Erfolg A. Mayer (aus Wien) u. a. Salzburg fand seinen Historiographen an Josef Koch-Sternfeld (aus Mittersill), der auch als Statistiker und Geograph Vorzügliches leistete, an Ignaz Kürsinger (aus Ried), und a. m. Ein reiches Leben entwickelte

sich auf dem Felde der Geschichtsschreibung auch in Steiermark. Hier wirkten von Männern unseres Stammes vorzüglich J. Zahn (aus Nieder-Österreich), der durch sein „Urkundenbuch“ den Grund für weitergehende Forschungen auf dem Gebiete der Landesgeschichte legte, Richard Knabl (aus Graz), der Archivar des Joanneums Johann Wartinger u. a. m. Während aber Steiermark die Bearbeitung einer zusammenhängenden, umfassenden Landesgeschichte dem Tiroler Muchar verdankt, haben für Kärnthen ein derartiges Werk vorwiegend Kärnthner geschaffen und zwar: J. Gottlieb Freiherr von Ankershofen (geb. zu Klagenfurt 1795, † 1860), der Begründer des Werkes, sowie seine Fortsetzer Heinrich Hermann (aus Klagenfurt) und Dr. Karlmann Tangl (aus Wolfsberg). Für Krain versuchte etwas ähnliches Vincenz Klun (aus Laibach) und in neuester Zeit Diemitz, dessen Werk besonders über die Reformationsepoche höchst wichtiges Material enthält.

Aber nicht bloß auf die Landesgeschichte erstreckte sich das Interesse unseres Stammes, auch Localgeschichten, besonders der Klöster entstanden in solcher Menge, daß bald ein jedes bedeutendere Stift seine Geschichte besaß. Unter ihnen ragt sowohl durch die Fülle des Stoffes als die kritische Verarbeitung desselben die Geschichte von Melk von Ignaz Keiblinger (aus Wien) besonders hervor.

Auch über den Bereich des engeren Vaterlandes hinaus griffen in ihren Forschungen Historiker unseres Stammes. Schon M. Koch (aus Wien), der in den Revolutionstagen des Jahres 1848 als Schöpfer der „Schwarz-Gelben“ bekannte Forscher, behandelte die Geschichte der Monarchie, besonders der ältesten Zeit, Friedrich Firnhaber (aus Wien) brachte vieles Neue für die Geschichte Ungarns, A. Zeißberg (aus Nieder-Österreich) wurde für die

polnische Geschichte durch Quellenkritik wichtig, Stumpf-Brentano (aus Wien) schuf sich einen bedeutenden Namen in der deutschen Wissenschaft durch seine Mitarbeiterschaft an den Monumentis Germaniae und seine kritischen Forschungen über die Geschichte des XI. und XII. Jahrhundertes, Rösler Robert (aus Graz) durch seine Arbeiten über bisher fast unbekannte Verhältnisse der unteren Donauländer, Anton Freiherr von Prokesch-Osten (aus Graz), der berühmte Staatsmann Österreichs, durch seine geistreichen Berichte über die Verhältnisse im Oriente und in Griechenland, besonders durch die leider von der österreichischen Regierung unterdrückte „Geschichte der Freiheitskämpfe der Griechen" u. a. m. Vor allen ist jedoch Alfred von Arneth, der Director des Staatsarchivs (geboren zu Wien), zu nennen, dessen Geschichten des Prinzen Eugen und der großen Kaiserin Maria Theresia zum erstenmal diese für die Geschicke Österreichs so folgenreiche Epoche auf Grundlage urkundlichen Materials in würdiger Weise behandeln.

Hand in Hand mit der Geschichte entwickelte sich bei uns die Numismatik und Archäologie, gestützt auf die reichen Schätze der kaiserlichen, Klöster- und Privatsammlungen, welche letztere bei uns schon im XVIII. Jahrhunderte sehr zahlreich und reichhaltig waren (besonders die des Schottenklosters in Wien und des Arztes Anton Rollet in Baden). In diesen Wissenschaften leistete unser Stamm hervorragendes. Gestützt auf die schon früher erwähnten Arbeiten der einheimischen Numismatiker gründete der bedeutendste Münzenkundige seiner Zeit, der Jesuit Josef Eckhel (geboren zu Enzesfeld bei Baden 1737) sein System, welches er in der Doctrina numorum veterum und vielen anderen Schriften niederlegte. Er ist der Schöpfer der Idee des Münzrechtes. dessen Zusammenhang mit dem jeweiligen Culturzustande er klarlegte. Sein

geographisches System der Münzenkunde dient noch heutzutage allen Münzensammlungen als Grundlage, sowie seine Werke überhaupt die Grundlage der Numismatik bilden. Ihm zunächst steht der Abbé Franz Neumann (geb. zu Krems 1744) und dessen Nachfolger im Directorate des kaiserlichen Münz- und Antiken-Cabinetes Steinbüchel von Rheinwall (geb. zu Krems 1790). Letzterer erschloß der Wissenschaft die archäologischen Schätze Dalmatiens und verschaffte sich hiedurch sowie durch seine Arbeiten über ägyptische Alterthümer einen europäischen Namen. Auch der Professor an der Prager Universität Josef Mader (aus Wien) genoß den Ruf eines der gelehrtesten Numismatiker in Österreich, und das „Repertorium zur Münzkunde des Mittelalters und der neueren Zeit" von Josef Appl (aus Wien) wurde, wenn es auch mangelhaft ist, früher allgemein benützt.

In der Archäologie und Kunstgeschichte beschränkten sich die Leistungen unseres Stammes meistentheils nur auf die Untersuchung der in Österreich vorhandenen, bisher von der Wissenschaft fast gar nicht beachteten Schätze. Nebst den bereits genannten Specialhistorikern, welche alle dieser Seite der Geschichte ihre Aufmerksamkeit zuwandten, haben sich in dieser Richtung große Verdienste erworben Josef von Arneth (aus Leopoldschlag in Ober-Österreich) vorzüglich durch die Publicierung der in den kaiserlichen Cabineten aufgehäuften Kunstgegenstände, Eduard Freiherr von Sacken (aus Wien) durch genaue Durchforschung der kirchlichen Kunstalterthümer unserer Länder, Gustav Heider (aus Wien) vornehmlich durch das mit Eitelberger herausgegebene Werk: „Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates" und seine „Thiersymbolik der christlichen Kirche", Josef Feil (aus Wien), Albert Camesina (aus Wien), Ernst Bergmann (aus Wien), Dr. Lind u. a. Einen Mittelpunkt

fanden alle diese Bestrebungen an der „k. k. Commission zur Erhaltung der Kunst- und Baudenkmale". Neben derselben wirken aber auch die historischen Vereine der einzelnen Länder höchst wohlthätig, vor allem der Verein für Alterthumskunde in Wien. Die prähistorische Zeit unserer Länder fand ihre Pflege in dem Verein für Anthropologie in Wien und ihren bedeutendsten Vertreter an dem bereits genannten Freiherrn von Sacken an dem Grafen Wurmbrand und an Dr. Mathias Much (aus Nieder-Österreich), dessen Sammlung neben der des Grafen Hoyos auf der Rosenburg (in Nieder-Österreich) die bedeutendste in Österreich genannt werden muß.

Auch in den andern Hilfswissenschaften der Geschichte kann unser Stamm bahnbrechende Arbeiten aufweisen. Für die Diplomatik hat der Piarist Gregor Gruber (ein Nieder-Österreicher) das erste gründliche und systematische Lehrbuch in Österreich geliefert, welches die zeitgenössischen deutschen weit überragt („Lehrsystem einer allgemeinen Diplomatik vorzüglich für Österreich und Deutschland"); die Chronologie erhielt durch die Zeitbestimmungstafeln des J. Helwig (aus Wien) ein vorzügliches Hilfsmittel; für die Sphragistik sind die „Beiträge zur Siegelkunde des Mittelalters" von Eduard Melly (aus Krems) classisch, so wie für die Genealogie das große Werk von F. B. Wißgrill (aus Wien): „Schauplatz des landsässigen nieder-österreichischen Adels im Herren- und Ritterstande vom XI. Jahrhunderte bis auf die jetzige Zeit" nach dem Ausspruche Feil's derartig ist, daß „kein zweites Land ein fleißiger gearbeitetes und auf breiterem Quellenschatze beruhendes derartiges Werk" besitzt.

Die Geographie und Statistik fand zahlreiche und hervorragende einheimische Bearbeiter, sowie auch Förderung von Seite der Stände und der Regierung, besonders seit der siebenjährige Krieg den

Anstoß zu der durch Graf Daun beantragten Militär-Aufnahme der Monarchie gegeben hatte. An der Spitze aller ist zu nennen der „Vater der österreichischen Statistik“ Josef Max Freiherr von Liechtenstein (geb. zu Wien 1765). Er begründete ein kosmographisches Bureau in Wien zur Hebung der Kartographie und Statistik, zur Ausbildung von Ingenieuren, Erwerbung und Verbreitung besserer Meßinstrumente und dgl. Seine geographischen und statistischen Werke waren in Österreich bahnbrechend, und die von ihm 1810 herausgegebene Karte von Österreich die erste bei uns erschienene Gradkarte. Für Nieder-Österreich lieferte die vortrefflichste Topographie Wenzel Karl Wolfgang Blumenbach (geb. zu Wien 1791) in seiner „Neuesten Landeskunde“; er schlägt hierin dadurch, daß er Schilderungen von Land und Leuten, des Bodens, der Bodenbewirthschaftung u. s. w. einflicht, den heute allgemein gebräuchlichen Weg derartiger Arbeiten ein. Neben diesen beiden Männern wären noch zu nennen: Christian Crusius (aus Wien), der in seinem topographischen Postlexikon aller österreichischen Länder zum erstenmal die authentischen Daten der Postämter für die Topographie verwendete, der schon früher erwähnte Steiermärker Sartori, der Wiener Franz Schweickhardt, dessen große Topographie in 37 Bänden jedoch sehr unkritisch ist, die um die Topographie Wiens hochverdienten Albert Camesina (aus Wien) und Fritz Kenner (aus Ober-Österreich), der Piarist Franz Gaheis (aus Krems) als der erste, welcher die Umgebung Wiens einer näheren Schilderung unterzog, der Dichter Gabriel Seidl, dem die Alpengebiete Nieder-Österreichs, Tirols und der Steiermark schwunghafte Schilderungen ihrer Reize verdanken, die schon früher genannten Special-Historiker für Salzburg M. Koch-Sternfeld, Ignaz Kürsinger u. a. m. Das Beste, was die neuere Zeit aufzuweisen hat, ist jedoch die

vom Verein für Landeskunde herausgegebene Topographie Nieder-Österreichs von M. A. Becker, welche ihresgleichen in Österreich nicht findet. Als Reisender zeichnete sich aus Karl Ritter von Scherzer (geb. zu Wien 1821), der Nord- und Central-Amerika durchforschte und mit der Novara-Expedition die Fahrt um die Erde machte; bei der letzteren war er der Leiter des handelspolitischen Dienstes sowie der wissenschaftlichen Arbeiten und hat als solcher sich großartige Verdienste um die Ausdehnung des österreichischen Handels erworben, so wie ihm seine ethnographischen und commerciellen Schriften auch einen bleibenden Ruhm in der Wissenschaft verschafften. Rücksichtlich der Kartographie besitzt Franz von Hauslab (geb. zu Wien 1798) eine für ganz Österreich geltende Bedeutung. Er war der erste, welcher die französische Methode der Bergzeichnung mit Horizontalschichten bei uns einführte, und ihm verdanken die Kartenzeichnungen des k. k. militärisch-geographischen Instituts in erster Linie ihr Ausbildung. Neben ihm verdienen genannt zu werden der auch als militär-wissenschaftlicher Schriftsteller bekannte Valentin Ritter von Streffleur (geb. zu Wien 1808), und Anton Steinhauser (geb. zu Wien 1802).

Die Ethnographie fand ihren vorzüglichsten Vertreter an Josef Häufler (aus Wien), dessen Arbeit über Ungarn in dem großen Werke Czoernig's noch heute das Beste bildet, was wir über diese Verhältnisse besitzen.

Als Philologen zeichneten sich Männer unseres Stammes besonders in den orientalischen Sprachen und der Germanistik aus. Das Studium der ersteren, angeregt durch die seit Maria Theresia in Wien bestehende orientalische Akademie, rief auch eine rege Thätigkeit auf dem Felde der orientalischen Geschichte hervor. Der Zeit nach ist in dieser Richtung zuerst zu nennen Freiherr

Bernhard von Jenisch (aus Wien, geb. 1734), dessen „Orientalisches Lexikon" den ersten bei uns gemachten Versuch auf diesem Gebiete bildet. Als Historiker wurde er durch seine lateinisch geschriebene Geschichte der ersten persischen Könige bekannt. Jünger als er ist der Benediktiner Franz Oberleitner (geb. 1789 zu Angern in Nieder-Österreich), der besonders durch seine Grammatiken des Aramäischen, Arabischen und Syrischen sich auszeichnete. Alle überragt aber Josef Ritter von Hammer Purgstall (geb. zu Graz 1774), der als Orientalist und Historiker eine der ersten Stellen in der deutschen Wissenschaft einnimmt. Nachdem er große Reisen im Orient unternommen hatte, schrieb er seine „Geschichte des osmanischen Reiches", ein für die Geschichte des Orients grundlegendes Werk; auch die orientalische Literatur rückte er dem Westen durch seine Übersetzungen aus dem Arabischen und Persischen, seine Geschichte der persischen Literatur, der osmanischen Dichtkunst u. a. näher, sowie er durch seine Reisewerke uns mit dem Culturzustand des Orientes bekannt machte. In der neuesten Zeit erwerben sich Alfred Kremer (aus Wien) und Simon Reinisch (aus Osterwitz in Steiermark) — ersterer vornehmlich um die Geschichte und Topographie Syriens, letzterer um die Kunde der ägyptischen Sprache und Alterthumskunde — hervorragende Verdienste.

Bedeutende Gelehrte weist unser Stamm auch in der Germanistik auf. In erster Linie ist da zu nennen Theodor von Karajan (geb. zu Wien 1810, † 1873), der zwar einer in Wien ansässigen griechischen Familie entstammt, jedoch seinem Geburtsorte (Wien), seiner Erziehung, seiner wissenschaftlichen und politischen Thätigkeit nach mit Recht seinen Platz hier findet. Er hat mit dem Tiroler Primisser u. a. durch die Herausgabe vieler mittelhochdeutschen Denkmäler unserer Länder erst auf die

schöne Blüte der mittelalterlichen deutschen Dichtkunst in Österreich aufmerksam gemacht, und auch die Geschichte des Staates, vorzüglich in der Periode seiner Neugestaltung durch Maria Theresia und Josef, verdankt ihm vielseitige Bereicherung. Neben ihm steht als Forscher hochberühmt Josef Diemer (geb. zu Stainz in Steiermark 1807), der aus den Klosterbibliotheken eine Menge vergessener Schöpfungen deutscher Dichtkunst hervorholte und hiedurch erst ein rechtes Bild des geistigen Lebens unserer Länder im Mittelalter schuf. In neuester Zeit hat Wilhelm Scherer (aus Schönborn in Nieder-Österreich) sich als Universitäts-Professor in Wien, Straßburg und Berlin einen bedeutenden Namen gemacht; die mit Müllenhoff herausgegebenen „Denkmäler der deutschen Prosa und Poesie aus dem VIII.—XII. Jahrhundert" sind größtentheils seine Arbeit und seine „Geschichte der deutschen Sprache" zählt zu dem Besten, was seit Grimm in dieser Hinsicht geschrieben wurde. Auch Josef Strobl (aus Wien), Professor an der Universität zu Czernowitz, Heinzl Richard, Professor an der Universität zu Wien u. a. genießen einen guten Namen in der Wissenschaft.

Im Zusammenhang mit dem erwachten Stammesbewußtsein steht die wissenschaftliche Bearbeitung des Volksdialectes. Als erster Forscher auf diesem Gebiete ist zu nennen der Benediktiner Mathias Höfer (geb. zu Kremsmünster 1754), dessen „Volkssprache in Österreich besonders ob der Enns" und „Etymologisches Wörterbuch der in Ober-Deutschland, vorzüglich aber in Österreich ob der Enns üblichen Mundart" (1815) allseitig auch im Auslande anerkannt wurde. Die späteren Arbeiten sind wohl mehr oder minder Dilettantenwerke, bis in neuerer Zeit der auch sonst als Germanist bekannte Universitäts-Professor von Würzburg Mathias Lexer (geb. im Obergeil-Thale) durch sein kärnthisches Wörterbuch

ein mustergiltiges Werk schuf, ein Werk, das in Österreich bisher noch einzig dasteht.

Die größte Umwälzung erfolgte seit den Zeiten Maria Theresia's in der österreichischen Rechtsgelehrsamkeit. Waren bisher nur das römische und das Kirchenrecht in den Bereich der Forschung gezogen worden, so mußte jetzt in Folge der durch die große Kaiserin und ihre Nachfolger auf allen Gebieten des öffentlichen, bürgerlichen und Strafrechtes eingeführten Reformen und der hiedurch bedingten Codification des Rechtes ein nationales österreichisches Recht geschaffen werden, welches eine eigene österreichische Juristenschule hervorrief. Es richtete zwar dieselbe ihr Streben nur auf eine scharfsinnige Interpretation des Gesetzes und auf praktische Momente, doch gerade hierin lag ihre eminente Bedeutung für den in einem Umwandlungsprocesse begriffenen Staat. Diese Schule wurde vornehmlich durch Riegger, Martini, Sonnenfels und Eybel herangebildet, von denen aber nur der zuletztgenannte unserem Stamme angehört. Bald wurden jedoch Gelehrte dieses Stammes die Stimmführer in dieser für die Gesammtmonarchie so hochwichtigen wissenschaftlichen Bewegung. Unter ihnen muß in erster Linie der schon früher als Historiker gewürdigte Franz Schrötter, der Schöpfer des österreichischen Staatsrechts, genannt werden. Vor ihm bestand über dasselbe nur eine einzige kleine, unzulängliche Schrift. Er hat durch seine von Maria Theresia und Kaunitz unterstützte literarische Thätigkeit erst Klarheit in die wichtigsten Partien desselben gebracht. Nicht minder wirkte er durch die Anregung, welche er als Lehrer an der Universität seinen Schülern gab. Was er auf dem Gebiete des Staatsrechts, das waren für das bürgerliche und Strafgesetz Franz Keeß, Franz Zeiller und Thomas Dolliner, welche an der Codificierung der wichtigsten Gesetzbücher unter Maria Theresia, Josef II., Leopold II. und Franz I. maßgebenden Antheil

nahmen. Franz Keeß (geboren zu Wien 1747, schuf die neue Gerichts- und Concursordnung, das Ehepatent 1783, die Erbfolge-Ordnung 1785, den Entwurf zum 1. Theil des bürgerlichen Gesetzbuches 1786, die Criminalordnung 1788, die Regulierung der Gerichtshöfe und einen vorzüglichen Commentar über die Gerichtsordnung 1789. Franz Zeiller (geboren zu Graz 1751) war Referent über den 1. Theil des neuen Strafgesetzbuches, verfaßte den Entwurf für den 2. Theil desselben und führte endlich das Referat über das neue bürgerliche Gesetzbuch, zu dem er auch einen ausgezeichneten Commentar (1811) lieferte. Mit diesen beiden Gelehrten arbeitete Thomas Dolliner (aus Dörfern in Krain) an der Redaction des bürgerlichen Gesetzbuches; derselbe galt sowohl im Civilrechte als auch in der Rechtsgeschichte als Autorität. Die Codificierung des Handels- und Wechselsrechtes verdanken wir vornehmlich dem Nieder-Österreicher Johann Michael Zimmerl (geboren 1758 zu Ernstbrunn), und dem Steierer Vincenz August Wagner (geboren 1790 zu Thannhausen), welche auch sonst als Schriftsteller auf diesem Gebiete des Rechtes hervorragten, besonders Wagner durch sein „Kritisches Handbuch des Wechselrechtes". — Wenn auch nicht als Codificator, so war doch als Sichter der vorhandenen Rechtsverhältnisse von großer Wichtigkeit der Nieder-Österreicher Ferdinand Hauer, dessen Werk „über das österreichische Unterthanenverhältniß" zum erstenmal Klarheit in diesen durch zahllose Verordnungen im Laufe der Zeit ganz verworrenen wichtigen Theil des öffentlichen Rechtes brachte; es erlebte daher diese Schrift auch rasch nach einander eine große Zahl Auflagen und wurde noch im Jahre 1848 in einer Umarbeitung veröffentlicht. Dasselbe war der Fall mit dem Werke des Joachim Füger (geboren zu Wien 1772) „das adelige Richteramt", welches bis 1847 in 7 Auflagen und in Übersetzungen erschien. Neben diesen Männern ragen theils

als Commentatoren der Gesetzbücher, theils als Schriftsteller über einzelne Partien derselben hervor: die beiden Brüder Jenull (aus Kärnthen), Ignaz Sonnleithner (aus Wien), dessen Lehrbuch über das Handels- und Wechselrecht an allen österreichischen Universitäten eingeführt war, der scharfsinnige Lehrer des bürgerlichen Rechtes an der Lemberger Universität Johann Winiwarter (aus Krems), der an derselben Universität lehrende Michael Stöger (aus Wien), dem man die erste und bedeutendste Quelle zur Kenntniß der Verhältnisse der galizischen Judenschaft verdankt, Johann Georg Megerle von Mühlfeld (aus Wien), der als Commentator des bürgerlichen und des Strafgesetzbuches berühmte Franz Nippel (aus Gmunden), Anton Pfleger (aus Eisnern in Krain), Johann Maria Kaufmann (aus Gilgenberg in Nieder-Österreich), der das erste systematische Lehrbuch des römischen Civilrechtes für die österreichischen Universitäten schrieb und durch seine Monographien über einzelne Partien desselben sich die Anerkennung Thibaut's und Savigny's erwarb, in neuester Zeit dann Moriz von Stubenrauch (aus Wien), der geistvolle Commentator des bürgerlichen Gesetzbuches, Anton Hye (aus Gleink in Ober-Österreich) u. a. m. Der letztgenannte insbesondere bildete den Mittelpunkt der Bestrebungen zur Reform der juridischen Studien und des neuen Strafgesetzes in Österreich. Von ihm stammt die neue Studienordnung (1845) der Rechts-Facultäten in unserem Kaiserthume, und die Begründung des Reichsgesetzblattes; thätigen Antheil nahm er an der Ausarbeitung des allgemeinen Strafgesetzes (1852), des Preßgesetzes (1845) und des Militärstrafgesetzbuches, zu denen er auch einen vorzüglichen Commentar lieferte &c.

Das wissenschaftliche Leben in der Medicin knüpft sich in unseren Ländern an die Wiener medicinische Facultät und die seit

1784 daselbst bestehende Josef's-Akademie, denen seit 1863 die Grazer Facultät an die Seite trat. Zweimal trieb die Wissenschaft hier ihre schönsten Blüten, jedesmal kam aber der Anstoß hiezu von Seite fremder, nicht einheimischer Kräfte. Das erstemal erfolgte die Reform des Wiener medicinischen Studiums durch van Swieten, de Haën, Crantz, Stoll, Barth, Jacquin, das zweitemal durch Rokitansky, Skoda, Hebra, Oppolzer, Hyrtl, Brücke, Arlt und a. m. Jedesmal fanden sich aber auch Einheimische, welche diese Anregung mit regem Eifer empfiengen und mit Erfolg weiterbildeten. Drei Gelehrte unseres Stammes sind es sogar, welche mit Stoll die erste Wiener chirurgische Schule schufen, nämlich: Leopold Auenburger (aus Graz), der erste Arzt der Wiener Schule, welcher die Percussion zur Erkenntniß der Lungenkrankheiten anwendete, und welcher der Beobachtung und Behandlung Geisteskranker eine größere Aufmerksamkeit schenkte, so wie die Anatomen Josef Leber (aus Wien) und Alexander Mayer (aus Wien), von denen sich besonders letzterer durch anatomische Technik auszeichnete und in seinem Vorlesungsbuche: „Anatomische Beschreibung des menschlichen Körpers" das allgemein gebrauchte Lehrbuch dieser Wissenschaft für unsere Universitäten schuf. Neben ihnen ragen als Chirurgen von europäischem Rufe hervor: Kern und Rudtorffer. Vincenz Kern (geboren 1760 zu Graz), brachte eigentlich die chirurgische Klinik in Wien erst zur Bedeutung. Während vor ihm zu jeder schwierigen Operation ausländische Ärzte geholt wurden, führte er die gefährlichsten Operationen jetzt selbst aus, vorzüglich den Blasenschnitt, der vor ihm nirgends in Österreich war gewagt worden, und zwar mit solchem Erfolge, daß unter 337 Fällen nur 10 letal verliefen. Seine Methode fand deshalb, freilich nach langem Kampfe, auch auswärts Geltung. Ihm verdankt auch Krain die Einführung

der Kuhpocken. Franz R. von Rudtorffer (geboren zu Wien 1760), wirkte sowohl praktisch als auch schriftstellerisch. Seine Schrift: „Über die einfachste und sicherste Operationsmethode der Leisten-, und Schenkelbrüche" wurde bald maßgebend für die Behandlung dieser Krankheitsfälle; ebenso erwarb ihm seine Instrumentenlehre (Armamentorium chirurgicum selectum), welche an allen chirurgischen Lehranstalten Österreichs als Lehrbuch diente, die Anerkennung der gelehrten Welt weit außerhalb der Grenzen Österreichs. Von Bedeutung waren als Schriftsteller und theilweise als Lehrer an auswärtigen Universitäten, wohin sie die Praxis der Wiener Schule trugen: Ignaz Bischoff (aus Kremsmünster), Professor der Therapie in Prag, später Director des Josefinums und oberster Feldarzt, Thaddäus Bayer (aus Herrenbaumgarten in Nieder-Österreich), der sich besonders in der Kriegschirurgie verdient machte, J. Georg Ilg (aus Hüttelsdorf in Nieder-Österreich), dem die Prager Universität ihr anatomisches Institut und fast alle derartigen Anstalten Österreichs anatomische Sammlungen verdanken, Simon Zeller (aus Niederleiß in Nieder-Österreich), der auch durch seine Schriften über Geburtshilfe einen Namen besaß, Alois Vetter (aus Karlsberg in Kärnthen), Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität zu Krakau, Jakob Friedrich Isenflamm (aus Wien), Professor an der Universität zu Erlangen, Christian Berger (aus Wien), Professor in Kopenhagen, dann zu Kiel, Franz Hildenbrand (aus Wien), Professor in Pavia, Johann Hildenbrand, Professor in Lemberg, Krakau und Wien und a. m.

In der Ophthalmologie besaß als sehr geschickter Operateur und bedeutender Schriftsteller einen weitreichenden Ruf Georg Beer (aus Wien), dessen Werke ins Englische und Französische

übersetzt wurden. Die gerichtliche Medicin und die Veterinärkunde sowie das Quarantainewesen fanden einen geistreichen Vertreter an Ferdinand Bernhard Vietz, dem Director des Wiener Thierarznei-Institutes, von dem aus die Reorganisierung dieses Zweiges der Medicin erfolgte. Als Kinderarzt und Schriftsteller über Kinderkrankheiten genoß einen berühmten Namen Leopold Gölis (aus Weißenberg in Steiermark). Zuletzt sei noch der Mann genannt, der sich als Organisator des gesammten Sanitätswesens und der medicinischen Studien in Österreich unter Franz I. große Verdienste errang, nämlich der Leibarzt desselben Kaisers Andreas Josef Stifft (aus Röschitz in Nieder-Österreich); er gründete unter anderem auch das Operationsinstitut an der Wiener Klinik und förderte eifrig die Errichtung der Thierarzneischule.

Auch an der zweiten Blüthe der Wiener medicinischen Schule haben Männer unseres Stammes hervorragenden Antheil. Johann Dumreicher (geb. zu Triest 1815) zählt als Chirurg zu den ersten Namen der Wiener Universität. Neben ihm steht ebenbürtig Franz Schuh (geboren zu Scheibbs 1810). Auch Hyrtl Josef, einer der größten Anatomen unserer Zeit, und der berühmte Histologe Karl Wedl (aus Wien), welche den Ruf der neuen Wiener Schule mit begründeten, gehörten unserem Stamme an. Hyrtl wurde zwar in Eisenstadt (1811) geboren, da seine Eltern jedoch Nieder-Österreicher waren, und er selbst seit seinem zweiten Jahre in Nieder-Österreich aufwuchs, so gehört er mit vollem Fug und Recht hieher. In den Puerperalkrankheiten war Theodor Helm (geboren zu Wien 1810) eine auch im Auslande anerkannte Autorität; sein Werk über dieselben wurde ins Französische, Schwedische und Italienische übersetzt. Diese genannten Männer, sowie der Operateur Weinlechner (aus O.-Österreich), der Anatom Richard Heschl (aus Wellsdorf in Steiermark),

der Physiolog Alexander Rollet (aus Baden in N.-Österreich), der Anatom Karl Lang (aus W.-Neustadt), die Gynäkologen Brüder Bran (aus N.-Österreich) und viele bedeutende jüngere Kräfte sind ein Beweis für die wissenschaftliche Productivität unseres Stammes auf dem Felde der Medicin. —

Der Eifer für das Studium der Naturwissenschaften, der seit dem XVIII. Jahrhunderte in ganz Europa sich regte, äußerte seinen Einfluß bei uns auch auf dem Gebiete der eigentlichen Naturgeschichte. Anknüpfungspunkte fand diese Disciplin an dem verhältnißmäßig entwickelten Bergbau unserer Länder, und an den schon seit langer Zeit vorhandenen Sammlungen vornehmlich der geistlichen Orden und des kaiserlichen Hauses, deren Interesse bald auch auf den Adel und den reicheren Bürgerstand übergieng. So bestanden schon vor Maria Theresia der botanische Garten in Schönbrunn, der Thiergarten daselbst, seit 1622 das naturhistorische Museum der Jesuiten in Wien (das erste derartige Institut in Deutschland, welches zu Unterrichtszwecken verwendet wurde), die Sammlungen des Prinzen Eugen von Savoyen und andere, vorzüglich häufig Herbare medicinischer Pflanzen in den Klosterbibliotheken. Seit dem Regierungsantritte der großen Kaiserin mehrten sich derartige Sammlungen. Schon ihr Gemahl Kaiser Franz Stefan legte das kaiserliche mineralogische Institut in Wien an, welches später die Kaiserin der öffentlichen Benützung übergab; ebenso wurde auf seinen Antrieb hin der botanische Garten in Schönbrunn bereichert und eingerichtet, der botanische Garten im Belvedere für wildwachsende österreichische Pflanzen angelegt, während zugleich der botanische Garten der Universität unter Jacquin's Leitung Berühmtheit erlangte. Später erstanden für Unterrichtszwecke derartige Gärten auch neben dem Josefinum und dem Theresianum. Das persönliche Interesse, welches Kaiser

Franz I. an dem botanischen Garten zu Schönbrunn nahm, trug ebenfalls dazu bei, daß er bald den ersten Rang unter den gleichartigen Instituten Europa's einnahm, vornehmlich seit er durch die auf kaiserliche Kosten veranstalteten sechs großen wissenschaftlichen Reisen die seltensten Pflanzen beider Hemisphären vereinigte.

Außerhalb Nieder-Österreichs übernahmen die Landesmuseen die Aufgabe, anregend auf unseren Stamm zu wirken. Als erstes und vorzüglichstes Institut dieser Art rief Erzherzog Johann im Jahre 1811 das Joanneum zu Graz ins Leben, dessen Sammlungen der berühmte Mineraloge Mohs (ein Sachse) ordnete. In Laibach entstand durch die Bemühungen einiger Landstände ein Landesmuseum im Jahre 1831 und zwei Jahre später ein solches in Linz. Zu diesen gesellten sich die stets zunehmenden Sammlungen des 1796 gestifteten kaiserlichen Hof-Naturaliencabinets, der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft und vorzüglich der 1849 gegründeten geologischen Reichsanstalt. So wuchs das Interesse für die naturgeschichtlichen Studien bei uns immer mehr, und zeigte sich beim Adel in der Anlage prachtvoller Gärten und in den stets häufiger vorkommenden Pflanzen-, Insecten- und Mineraliensammlungen, sowohl in den Lehrinstituten als in Privathäusern. Vornehmlich ist in dieser Hinsicht die berühmte Sammlung Rollet's, eines Arztes in Baden zu nennen, die an 14,000 Pflanzenspecies umfaßte und auch durch die große Schädelsammlung des bekannten Kranioskopen Gall, des Begründers dieser einst so hochgeachteten Theorie, bereichert wurde. Sehr bekannt waren auch die Sammlungen des Freiherrn von Zois in Krain, welche Kaiser Franz I. ankaufte und dem Laibacher Museum schenkte. In neuester Zeit ist die Schmetterlingssammlung des ehemaligen Wiener Bürgermeisters Cajetan Felder die nennenswertheste in ganz Österreich.

Die eigentliche wissenschaftliche Thätigkeit begann in unseren Ländern unter Maria Theresia durch van Swieten. Er rief den Holländer Nikolaus Freiherrn von Jacquin herein, der dem Linné-schen System bei uns zum Siege verhalf, während der aus Preßburg stammende Karl von Schreibers das System Cuvier's zur allgemeinen Geltung brachte; im Jahre 1802 kam dann der berühmte Mineralog von Mohs aus Freiberg in Sachsen nach Wien, Graz (an das Joanneum), und 1829 endlich als Professor an die Wiener Universität, an welche auch „Österreichs Jussieu", der Begründer eines neuen natürlichen Systemes der Pflanzen, der aus Preßburg stammende Endlicher berufen wurde. Von diesen Männern gieng ein reges wissenschaftliches Streben in unseren Stamm über, und bald treten einheimische Kräfte auf, die sich den Koryphäen aller Nationen würdig an die Seite stellen und selbst den Ausgangspunkt neuer Bahnen der Wissenschaft bilden.

So ragt als Zoologe hervor Ludwig Redtenbacher (geboren zu Kirchdorf in Ober-Österreich 1814), vorzüglich durch seine Arbeiten über Käfer, und durch die wissenschaftliche Verarbeitung der großen Sammlungen von Insecten, welche Baron Hügel aus Kaschmir und Persien, die Novara-Expedition aus allen Welttheilen mitbrachte. Leop. Josef Fitzinger (geboren zu Wien 1802) gab durch eine neue Classification der Reptilien den Anstoß zur wissenschaftlichen Behandlung dieser Thiergattung; Rudolf Knerr (geboren zu Linz 1810) legte mit Agassiz und Heckel die Basis zu einer wissenschaftlichen Systematik der Süßwasserfische aller Zonen und bezeichnet durch sein „Lehrbuch der Zoologie" (1849) den Anfang einer neuen Behandlung des zoologischen Studiums in Österreich; Ignaz Schinner (geboren zu Fronsberg in Nieder-Österreich 1813) behandelte zum erstenmale im Zusammenhang die Fliegen Österreichs und Europa's; Georg

Ritter von Frauenfeld (geboren 1805) führte bei uns das Studium der Parasiten ein und a. m. Unter den Sammlern muß hervorgehoben werden Johann Natterer (geboren zu Laxenburg 1787), dem das Hofnaturaliencabinet die wichtigsten Bereicherungen verdankt. Zu diesem Zwecke unternahm er große Reisen in der Österreichischen Monarchie, durchzog auch als Mitglied der 1817 abgesandten naturforschenden Expedition Brasilien bis 1831 nach allen Richtungen. Das Manuscript seines großen ornithologischen Werkes, welches die Resultate dieser Forschungen enthielt, gieng leider bei dem im Jahre 1848 in der Burg ausgebrochenen Brande zu Grunde.

Noch zahlreicher betheiligten sich Angehörige unseres Stammes an den botanischen Forschungen. Man gieng zuerst von der heimischen Flora aus. Schon in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts errang sich Leopold Trattinick (geboren zu Klosterneuburg 1764) durch seine gründlichen, von jeder gelehrten Pedanterie sich ferne haltenden Schriften über die österreichische Flora einen solchen Namen, daß der berühmte Berliner Botaniker Wildenow nach ihm eine neue Pflanzengattung benannte, und der große Persoon in Paris einer seinen eigenen Namen führenden Gattung den Trattinick's gab. Franz Petter (geboren zu Waidhofen an der Ybbs 1789) machte der erste die dalmatinische Flora der Wissenschaft zugänglich; Josef August Schultez (geboren zu Wien 1773), Lehrer der Botanik und Chemie zu Krakau und Innsbruck, zuletzt Director der chirurgischen Schule zu Landshut, bearbeitete die österreichisch-bairische Flora; Anton Sauter (geboren zu Großarl im Salzburgischen 1800) wandte seine Aufmerksamkeit vorzüglich der Alpenflora von Nieder-Österreich, Salzburg und Tirol zu, in welchem Gebiete er als der tüchtigste Kenner galt und a. m. Sie alle überragt Franz

Unger (geboren zu Leutschach in Steiermark 1800, † 1870), der mit Endlicher und Eduard Fenzl (geboren 1808 zu Krummnußbaum in Nieder-Österreich) den Grund legte zu einer Physiologie und Anatomie der Pflanzen, während er selbst die fossile Flora Österreichs einer wissenschaftlichen Behandlung unterzog; auch als Lehrer wirkten diese beiden Männer höchst segensreich, und das Emporblühen der rationellen Botanik in der österreichischen Monarchie verdankt ihnen unstreitig fast alles. Ihnen schließt sich in dieser Richtung an August Neilreich (geboren zu Wien 1803), der besonders durch seine Schriften über die Flora von Wien und Nieder-Österreich, sowie durch die erste Pflanzen-Geographie von Nieder-Österreich bekannt wurde. In unserer Zeit zeichnen sich aus: Anton Kerner (aus Mautern in Nieder-Österreich) besonders als Kenner der österreichischen Flora und der Pflanzen-Geographie, Constantin v. Ettingshausen (aus Wien), Hubert Leitgeb (aus Pottendorf in Kärnthen) u. a.

In der Mineralogie begannen die wissenschaftlichen Bestrebungen ebenfalls mit dem Studium der Heimat. Der Jesuit Poda von Neuhaus (aus Wien) wirkte in dieser Hinsicht anregend in Klagenfurt, Linz und Graz, der Augustiner Andreas Stütz (aus Wien) machte in seiner „Oryktographie von Nieder-Österreich" den ersten Versuch einer geognostischen Beschreibung des Landes u. s. w. Damals erwarb sich auch schon ein Mann unseres Stammes im Auslande einen nicht geringen Ruf. Es ist dies Benedikt Hermann (aus Marienhof in Steiermark), welcher als Mineralog, Bergmann und Technologe für die russischen Bergwerke im Ural von großer Bedeutung wurde. Er verbesserte, durch die Kaiserin Katharina hinberufen, den Bergwerksbetrieb und führte die Stahlfabrikation daselbst ein. Auch die erste Buchdruckerei in Sibirien verdankt ihm ihre Entstehung. Zum Zwecke geognostischer Untersuchungen und behufs

neuer Bergwerksanlagen unternahm er vier große Reisen nach Sibirien und in das Altaigebirge. — Die Einwirkung der Lehren von Mohs machte sich inzwischen bei uns bald bemerkbar. Paul Partsch (geb. 1791 zu Wien) machte den Anfang zu einer geognostischen Beschreibung Österreichs durch seine Untersuchungen in Nieder-Österreich, Dalmatien und Siebenbürgen; Franz Leydoldt (aus Wien) und Moriz Hörnes (aus Wien) wandten sich ebenfalls geognostischen und geologischen Studien zu; letzterer genoß besonders einen großen Ruf als Paläontolog (speciell rücksichtlich Nieder-Österreichs) und als Kenner der Meteoriten. Am weitesten reichte jedoch der Einfluß des Geologen Wilhelm von Haidinger (geb. zu Wien 1795, † 1871); ihm verdankt die geologische Reichsanstalt ihre Gründung, eine Schöpfung, die Humboldt hoch über alle bisherigen derartigen Versuche in Deutschland stellte, und welche der Mittelpunkt einer ebenso praktisch wichtigen, wie wissenschaftlich bedeutenden Forschung wurde. An derselben Anstalt wirkte als erster Geologe der berühmte Josef Hauer (geb. zu Wien 1822, gest. 1863), der mit Haidinger wohl der Schöpfer der österreichischen Geologie genannt werden darf. Seine Arbeiten über die Gliederung der Schichtengebirge in den Alpen und die geologischen Landesaufnahmen sichern ihm für alle Zukunft einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Wissenschaft.

Die jüngste der naturwissenschaftlichen Disciplinen, die Chemie, verdankt in unseren Ländern ihre Blüthe vornehmlich den beiden Männern Josef Redtenbacher und Anton Schrötter, von denen der erstere in Wien, der andere in Graz wirkte. Die früheren Bemühungen des Franzosen Laugier, der beiden Jacquin und Prechtl's hatten wohl durch Einführung der Methode Lavoisier's eine Wendung zum Besseren gebracht, eine eigentliche wissenschaftliche Regsamkeit vermochten sie jedoch nicht hervorzurufen. Dieses änderte sich erst

durch die beiden eingangs genannten Männer, von denen jedoch nur Josef Redtenbacher (geb. zu Kirchdorf in Ober-Österreich 1810, † 1870) unseren Ländern angehört. Von ihm wurde in Österreich erst der Unterricht im Sinne seines großen Freundes und Lehrers Liebig eingerichtet; die Laboratorien in Prag und Wien, aus denen die namhaftesten Chemiker unserer Zeit hervorgiengen, sind seine Schöpfung. Unter diesen seinen Schülern zeichneten sich aus Theodor Wertheim (geb. zu Wien 1820, † 1864), der im Sinne Redtenbacher's an der Pester und Grazer Universität wirkte, besonders aber der Nachfolger Redtenbacher's auf der Lehrkanzel in Prag und Wien Friedrich Rochleder (geb. zu Wien 1819, † 1874), der seinem großen Meister ebenbürtig an der Seite steht. Vorzüglich ist es die Chemie des Pflanzenlebens, welcher er sein Studium widmete, und in welcher er auch alle seine Zeitgenossen überragt. Nebst diesen Männern genießt Adolf Lieben (aus Wien) einen bedeutenden Namen und neben ihm manche jüngere, vielversprechende Kraft.

In der Theologie lieferte zwar die literarische Thätigkeit unseres Stammes sehr viele Werke; die meisten standen jedoch auf dem praktischen Standpunkte und waren zunächst nur für die Heranbildung der jungen Seelsorger-Generation für ihren Beruf, speciell für die Katechese und die Kanzelberedtsamkeit berechnet. Die Josefinischen Ideen fanden in ihnen fast durchwegs Ausdruck. Besonders zeichnet sich durch seine aufgeklärte Denkungsart der scharfe Denker Franz Xaver Gmeiner (geb. zu Studenitz in Steiermark 1752) und der schon als Geschichtsschreiber erwähnte Kaspar Royko aus, welche beide zuerst in Graz, dann in Prag lehrten. Gmeiner verdient auch als Kenner der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes ehrenvoll genannt zu werden; seine Lehrbücher standen an fast allen inländischen Universitäten,

aber auch im Auslande (z. B. in Landshut und Bamberg, selbst zu Coimbra in Portugal und in den Niederlanden) im Gebrauche. In neuerer Zeit müssen erwähnt werden: der gewesene Erzbischof von Wien, Othmar Rauscher (aus Döbling), Karl Werner (aus Hafnerbach in Nieder-Österreich), Professor des Bibelstudiums an der Wiener Universität u. a.

Wenige bahnbrechende Männer hat unser Stamm auch für die Philosophie aufzuweisen, wie in Österreich überhaupt erst die Periode seit dem Jahre 1848 eine größere Thätigkeit auf diesem Gebiete hervorrief. Die beiden bedeutendsten Männer, welche in dieser Richtung bei uns wirkten, Günther und Veith, waren nicht in unserer Ländergruppe geboren. Dagegen erwarb sich in Deutschland am Ende des vorigen und dem Anfange des XIX. Jahrhunderts ein Nieder-Österreicher einen hochberühmten Namen. Es ist das Karl Leonhard Reinhold (geb. zu Wien 1758, † 1823). Er war, durch den um Blumauer sich sammelnden Kreis der Wiener Aufklärer angeregt, aus dem Barnabiterorden ausgetreten und nach Leipzig, dann nach Weimar geflohen, wo er an Wieland und Herder Gönner und Freunde fand. Durch eine Heirat mit Wieland's Tochter trat er dem Weimarer Dichterkreise und dem Hofe noch näher, lenkte aber bald auch durch seine philosophischen, den Geist der Aufklärung athmenden Schriften die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich. Diese verschafften ihm die Professur der Philosophie an der Universität zu Jena, welche durch ihn zu einem „Hauptsitze und der Hauptpflanzstätte" der Kant'schen Philosophie in Deutschland erwuchs — einer Philosophie, die Reinhold zuerst gründlich verstanden und gelehrt hat. Er beschloß sein Leben als Professor an der Universität zu Kiel; sein Name lebt aber in der Geschichte der deutschen Philosophie. Für Österreich wurde sein jüngerer Zeitgenosse Franz Exner (geb. zu Wien

1802, † 1853) von hoher Bedeutung. Schon als Professor in Prag wußte er durch seine Methode den Hörern Interesse für das philosophische Studium einzuflößen, was man damals in Österreich selten vorfand. Von der allergrößten Wichtigkeit wurde er jedoch für die Entwicklung des geistigen Lebens in Österreich durch seine Thätigkeit in der Studien-Hofcommission und später im Unterrichtsministerium; der neue Studienlehrplan, welcher noch heute die Grundlage unserer Mittel- und Hochschulen bildet, verdankt ihm seine Entstehung, sowie er sich auch stets für die Freiheit der Forschung, für die Einführung bewährter Institutionen und für alles, was dem Fortschritte der Bildung dienen konnte, einsetzte. Als philosophischer Schriftsteller erregte er allgemeines Aufsehen durch seine scharfsinnigen Angriffe gegen die damals auf dem Höhepunkte ihrer Macht stehende Hegel'sche Schule u. a. m. Die Reform der Universitäten im Jahre 1848 rief auch einen anderen berühmten einheimischen Philosophen aus der Fremde wieder nach Wien, nämlich Franz Karl Lott (geb. zu Wien 1807), der seine Professur in Göttingen mit einer in Wien vertauschte und einer der bedeutendsten Vertreter des Herbart'schen Systems bei uns wurde.

So hat unser Stamm wirklich auf allen Gebieten der Wissenschaft nicht bloß extensiv, sondern auch intensiv gearbeitet. Er hat zwar, wie schon gesagt, in der Philosophie keine Geister aufzuweisen, die neue große Systeme erfunden hätten, sowie auch die eigentliche Theologie keinen genialen Bahnbrecher aufweist, so daß ihm der Sinn für das dialektische, abstracte Grübeln abzugehen scheint; dagegen hat er aber auf jedem Gebiete, das dem Realen nahe liegt, wirklich Großes geleistet. Er hat vor allem die Geschichte seiner Ländergruppe sich selbst geschaffen, hat für die österreichische Rechtswissenschaft und ein österreichisches Recht den

größten Theil der grundlegenden Arbeit geleistet und in der Astronomie, Mathematik, Physik, Medicin Männer aufzuweisen, welche die wichtigsten Etappen in dem Fortschritte dieser Wissenschaften bilden. Daß das wissenschaftliche Streben in der Gegenwart nicht abgenommen hat, beweist die Frequenz unserer Universitäten, woran der Umstand nichts ändert, daß es sich hiebei meistens um Brotstudien handelt. In Wien, Graz und Innsbruck (welche Universitäten nur in Betracht zu ziehen sind, da an den anderen sich bloß hie und da ein Angehöriger unserer Länder befindet), waren im Jahre 1878/1879 aus Nieder-Österreich, Ober-Österreich und Salzburg 946, aus Steiermark, Kärnthen und Krain 513 Zuhörer, darunter aber nur 187 Slovenen, unter denen auch die aus dem Görzischen und aus Istrien eingerechnet sind, so daß wenigstens 1278 deutsche Studierende aus unserer Ländergruppe angenommen werden müssen, wobei noch zu bemerken ist, daß sich die slovenischen Studierenden fast ausschließlich nur dem Lehrfache (Philosophie) und der Jurisprudenz zuwenden. Selbst in der Theologie erscheinen an den Universitäten nur 4 slovenische Hörer, daneben in den theologischen Lehranstalten von Steiermark, Kärnthen und Krain allerdings 75 gegenüber 10 deutschen.

Das Volksleben in der Gegenwart.

Der deutsche Stamm, dessen Entwickelung wir in den vorhergehenden Abschnitten geschildert haben, bewohnt gegenwärtig in geschlossenen Massen Salzburg, Ober-Österreich, Nieder-Österreich, Ober-, Mittel-Steiermark und Ober-Kärnthen und breitet sich in zahlreichen Sprachinseln in den slavischeu Theilen der unteren Steiermark, des südöstlichen Kärnthens und Krains aus. Die Sprachengrenze gegenüber diesen slovenischen Nachbarbezirken wird von Dr. Adolf Ficker folgendermaßen angegeben: „Die Sprachgrenze tritt sofort in Kärnthen ein, läuft am Vögel-Bache aufwärts bis zum Schinoutz, schlingt sich hier um die slovenische Gemeinde Leopoldskirchen, welche inselartig zwischen deutschen und friaulischen Gebieten liegt, und kehrt für eine kurze Zeit an die Reichsgrenze zurück. Als deutsch-slovenische Scheidelinie zieht sie sodann in mannigfachen Windungen von Malborgheto nach Mödernndorf an der Gail und erreicht jenseits derselben, am Göstring-Bache aufsteigend, St. Hermagor, welches mit dem von der Ruine Prisenect gekrönten Berge einen wichtigen Haltpunkt des Deutschthums bildet. Die Wasserscheide zwischen Drau und Gail bis zu den Felswänden des Dobrač tritt als eine natürliche Mauer zwischen Deutsche und Slovenen, jedoch so, daß in den Ortschaften des unteren Gail-Thales deutsche Laute neben den slovenischen mehr oder minder

häufig vernommen werden und über Thörl und Arnoldstein bis nach Tarvis und Raibl, zum Predil und dem krainerischen Dorfe Weißenfels eine ansehnliche zusammenhängende deutsche Gruppe reicht. Auch unterhalb Villachs ist das ausgedehnte Gebiet im Süden der Drau bis nach Windisch-Feistritz und Bärenthal ein deutsch-slovenisch gemischtes, und im Norden des Flusses reicht ein ähnliches bis jenseits Klagenfurt hinab, während die Grenzlinie des rein deutschen Territoriums vom Ossiacher See geht und von hier längs des Höhenzuges von Ossiach nach den kleinen Moosburger Seen ostwärts verläuft. Im mittelkrainischen Hügellande markieren Moosburg mit seinen tausendjährigen Erinnerungen, Nußberg, Galling, St. Michael, St. Donat, St. Sebastian, im Süden der pittoreske Hoch-Osterwitz, St. Geiger und Schmiedorf an der Gurk die Zone ausschließend deutscher Bevölkerung.

Jenseits der Gurk erhebt sich ihre Grenze in einer Zackenlinie nördlich über den Puchonig-Berg und Schwagkogel bis zur kleinen Sau-Alpe und fällt mit den Haltpunkten Wölfnitz, Pustritz und Gönitz nach Eis zur Drau ab, wobei wieder die Umgegend von Griffen und Völkermarkt, ja selbst der Landstrich bis Eberdorf und Bleiburg im Süden des Stromes eine aus beiden Nationalitäten stark gemischte Bewohnerschaft enthält.

Schon unterhalb Lavamünd verläßt die Sprachscheide nochmals den Fluß, um ihn nicht wieder zu erreichen, und geht am Welbel-Bache aufwärts über den Dürrenkogel zum Dreieck-Berge an der Grenze des Grazer und Marburger Kreises. Dieser administrativen Grenze schließt sich nunmehr die deutsch-slovenische Sprachscheide in Steiermark an, soweit dieselbe zugleich als eine scharf bestimmte natürliche der Wasserscheide zwischen Drau nnd Mur folgt; wo erstere von Posruck nach dem Süden abweicht, bildet sich sofort das deutsch-slovenisch gemischte Gebiet von Ober-Kappel

und Groß-Walz. Erst unweit der Mur fällt die Sprachscheide über Gamlitz nach Ehrenhausen ab, überschreitet hier den Fluß und bleibt nun, den slovenischen Bauernhäusern und Winzereien der windischen Büheln gegenüber, am linken Ufer bis nach Mureck, wo sie an das rechte zurückkehrt. Hier thront auf malerischer Berghöhe das Schloß Ober-Mureck als ein mächtiges Bollwerk deutscher Zunge und sperrt den Eingang zu der anmuthigen Weitung, welche sich zwischen dem Flusse und den südwärts stark zurückweichenden Höhen öffnet. Fast die gesammte Fläche wird von Deutschen bewohnt, wogegen die südlichen Rebenhügel den Slaven angehören. Am Ober-Radkersburger Schlosse ziehen die letzteren neuerdings bis an die Mur und überschreiten dieselbe, indem die Radkersburger Vorstadt Gries stark gemischt erscheint. Die ethnographische Grenze wendet sich endlich, über Altdörfl, Hummersdorf und Pridahof umbiegend, nach dem Kutschnitza-Bache und tritt hier nach Ungarn über. Eine schmale national gemischte Vorlage begleitet den gesammten Grenzzug zwischen Mureck und Radkersburg."

Als Sprachinseln sind fast alle bedeutenderen Orte und ihre Umgebung in Unter-Steiermark, im südöstlichen Theile von Kärnthen, sowie die größeren Märkte und Städte Krains zu betrachten, obwohl in letzteren seit der Reformation und vorzüglich seit der Erweckung des nationalen Geistes in unserem Jahrhunderte die deutsche Sprache an Bedeutung verloren hat. Die ehemals deutschen Bauern-Colonien in Krain, deren Entstehung früher geschildert wurde, haben ihre Nationalität in Folge der Schwächung des deutschen Elements durch die Auswanderung der Protestanten sowie in Folge ihrer Lage mitten unter einer slovenischen Bevölkerung gänzlich eingebüßt. Die aus dem Puster-Thale stammenden Zarzer, deren deutsche Namen noch heute ihre Abstammung verrathen, und welche noch vor einigen Jahrzehnten, trotzdem sie alle slovenisch

sprachen, im Hause noch das Deutsche als Umgangssprache benutzten, sind jetzt slovenisiert. Ungeschwächt hat sich das deutsche Volksthum nur in der Gotschee auf einem Flächenraum von 16 □Meilen, und in 215 meist sehr kleinen Ortschaften erhalten, sowie in der Gemeinde Deutsch-Ruth in der Grafschaft Görz hart an der Grenze Krains.

Der Anzahl nach umfaßt Salzburg 150.000 Deutsche (100% der Bevölkerung), Ober-Österreich 744,000 (100%), Nieder-Österreich 179,700 (95·5%), Steiermark 707,000 (62·45%), Kärnthen 240,000 (71·4%), Krain 32,000 (6·2%). Im einzelnen beträgt die deutsche Bevölkerung in Nieder-Österreich im V. O. W. W. 100%, im V. O. M. B. 98·99%, in V. U. M. B. 85·95% und im V. U. W. W. 88·73% der gesammten Einwohnerzahl; der Rest gehört meistens dem slavischen Stamme an, wobei Wien den größten Procentsatz aufweist. In Steiermark ist der ehemalige Brucker Kreis vollständig deutsch, der Grazer umfaßt 96·06% Deutsche neben 3·94% Slovenen, im Marburger stehen 5·16% Deutsche 94·84% Slovenen gegenüber; Kärnthen weist eine deutsche Bevölkerung von 71·40% neben einer slovenischen von 28·60% auf. In Krain dagegen sinkt der Procentsatz der deutschen Einwohner auf 6·20%.

Die gesammte deutsche Bevölkerung unserer Ländergruppe gehört dem baierisch-österreichischen Stamme an; jedoch haben sich im Laufe der Zeit, wie früher auseinandergesetzt wurde, gewisse Charakter-Eigenthümlichkeiten entwickelt, welche unsere Bevölkerung von der baierischen unterscheiden u. z. desto mehr, je weiter man sich nach Osten bewegt. Aber diesen Charakter hat nur die Landbevölkerung bewahrt; in den größeren Städten und ihrer Umgebung, sowie längs der bedeutenderen Verkehrsadern hat die Neuzeit nivellierend eingewirkt, und der Einfluß der großen

Städte auf ihre Umgebung hat die alten Sitten und Gebräuche, mit ihnen aber auch vieles Gute vernichtet, so daß man abseits der großen Heeresstraßen suchen muß, wenn man das Volk in seiner ursprünglichen Gestalt kennen lernen will. Auch hier wird man jedoch Unterschiede finden, welche desto kräftiger hervortreten, je abgeschiedener ein Thal und je charakteristischer die Natur des Bodens sich gestaltet, oder je mehr slavisches Blut in den Adern des Volkes fließt.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Bewohner unserer Ländergruppe einen kräftigen Körper von Mittelgröße besitzen; die schönsten Gestalten trifft man um Aussee, einen großen wohlgebildeten Schlag im Lungau, im österreichischen Waldviertel eine so kräftige gesunde Bevölkerung, daß „jeder zweite Mann“ tauglich zum Militär ist. Dagegen ist der Obersteirer kurz, stark untersetzt, aber nervig, besonders die Weiber. Je höher man überhaupt ins Gebirge steigt, desto stämmigere, kleinere Leute findet man. Die harte Arbeit, die ungenügende Ernährung und die ungesunde Lage der tiefen, schmalen und nassen Thäler haben sogar zu Mißbildungen geführt, die erblich wurden und gegenwärtig in unseren Gegenden als eine Landplage grassieren. Dazu gehört das verkümmerte Wachsthum der Zwerge, die Kröpfe, welche besonders im steirischen Oberland die Leute verunstalten, und der eben daselbst am stärksten auftretende Cretinismus. Letzterer scheint nur am quarzigen Urgebirge und der Grauwackenformation, vorzüglich in den nassen engen Schluchten des Gebirges sich zu bilden; am trockenen Kalkgebirge kommt er nicht vor. Besonders stark ist das Palten- und Enns-Thal von diesem Übel heimgesucht, wo auch sonst die Körper so ungünstig sich entwickeln, daß kaum 12—15% der männlichen Bevölkerung militärtauglich sind. Völlige Cretins sind jedoch selten; meistens trifft man nur schwache oder blöd-

sinnige Geschöpfe, die sogenannten „Trotteln“, „Dapeln“ oder „Fexe“.

Was den Charakter des Volkes betrifft, so ist der gemeinschaftliche Grundzug in allen Ländern Gemüthlichkeit, ein gutes, für fremde Leiden stets offenes Herz, ein guter Humor, der dem Österreicher über alle Drangsale des Lebens hinüberhilft, ein urwüchsiger gesunder Witz und die tief im Herzen liegende Frömmigkeit, welche freilich, je gebirgiger das Land wird, desto mehr in Aberglauben aufgeht. Die Musik, besonders das Lied sind die steten Begleiter des Volkes, ob es nun in der Ebene den Wein keltert oder auf abgelegenen Höhen muthig um etwas Heu sich dem Tode aussetzt. Eine lebhafte Phantasie, ein gewisser poetischer Zug, der sich vorzüglich in der Liebe zu den Blumen und zu den „Gsangeln“ äußert, verleihen dem Verkehre mit ihm einen eigenthümlichen Reiz, so lange nicht die Heiterkeit in Rohheit ausartet, was namentlich bei den jungen Burschen des Flachlandes sehr häufig vorkommt. Dabei liebt es seine Heimat über alles, mag sie ihm das tägliche Brod noch so karg zumessen, und Auswanderungs-Agenten erreichen unter der deutschen Bevölkerung unserer Länder sehr wenig Erfolg. Sehr rege ist in ihm auch das Gefühl für die Familie; der Vater ist der Herr im Hause, ihm fügt sich alles unbedingt, Weib, Kinder und Dienstboten. Diese letzteren werden wie Familienmitglieder behandelt, und ihre Kinder wachsen mit den Kindern des Bauers in gleicher Pflege auf; doch ist man aber für Standesunterschiede, besonders soweit sie mit einem Besitze verbunden sind, nicht unempfindlich. Schon im Hause herrscht eine Art von Abstufung unter den Hausgenossen, die sich vor allem bei dem Anfange der Mahlzeit durch die Reihenfolge manifestiert, in welcher zuerst der Bauer und sein Weib, dann der Großknecht u. s. w. bis zum „Hütbuben“ in die Schüssel greifen. Ebenso blickt aber auch der

Vollbauer verachtend auf den Häusler. Daneben besteht noch das strenge Festhalten am Althergebrachten, in welches freilich durch die neue Zeit allmählich gewaltige Breschen geschossen werden. Diejenige Eigenschaft, die jedoch den Bewohner unseres Gebietes weithin bekannt und beliebt gemacht hat, ist seine Treue, sein Festhalten am Worte, sein Gefühl für Recht und der Mangel jeder Tücke und Hinterlist, obwohl es ihm nicht an Klugheit und einem praktischen, klaren Verstande mangelt. Diese Eigenschaft bewährt er, mag es sich im Großen um die Treue für Kaiser und Vaterland, oder um die kleinste Geschäftssache handeln, und dieser Zug bleibt sich durchwegs in allen Ländern und unter allen Bevölkerungsclassen gleich. Die Schilderung, welche Grillparzer in „Ottokar's Glück und Ende“ von dem Österreicher entwirft, ist auch heute noch wahr und gilt im Allgemeinen von dem gesammten deutschen Stamme unserer Ländergruppe:

„Drum ist der Österreicher froh und frank,
Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,
Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden.
Und was er thut, ist frohen Muths gethan.
S'ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen;
Allein was Noth thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der off'ne, richtige Sinn,
Da tritt der Österreicher hin vor Jeden,
Denkt sich sein Theil, und läßt die andern reden.“

Im übrigen treten freilich auch Unterschiede hervor; so ist z. B. der Getreidebauer in der Ebene bedächtiger, langsamer, behäbiger als der sanguinische Weinbauer, beide wiederum unterscheiden sich von dem ärmlich sein Leben fristenden Waldbauer. Der Eisenarbeiter und Bergknappe ist ernster als der im Freien auf der Bergeshöhe arbeitende Hirte oder Holzknecht; der Bewohner

in Mittel-Steiermark ist munter, treuherzig jedoch weniger offen als der Ober-Steierer, der Kärnthner ist geistig regsamer und arbeitslustiger als der Steiermärker, während beide, sowie auch der Ober-Österreicher von dem Nieder-Österreicher an geistiger Regsamkeit übertroffen werden.

Derartige Unterschiede ergeben sich naturgemäß auch in Wohnung, Nahrung, Kleidung, Sitte und Gebrauch. Die Dörfer in der Ebene sind mehr geschlossen, im Hügellande oder Gebirgslande mehr zerstreut auf Anhöhen, soweit der Getreidebau reicht. Die Wohnhäuser selbst bilden eine bunte Scala von dem großen gemauerten, oft stockhohen Hause und dem ziegelgedeckten Wirthschaftsgebäude des Bauers in der Ebene, besonders im Weinlande, bis zu der einfachen „Keusche", die aus Holz gezimmert bloß Raum genug für die Schlafstätten der Bewohner bietet. Das charakteristische alte Bauernhaus und seine Einrichtung verschwand jetzt schon in der Ebene fast völlig; dagegen hat es sich noch im Gebirge durch das ganze Gebiet der Alpen erhalten. So findet man im Flachlande von Salzburg stattliche, einstöckige Wohnhäuser, an welche sich geräumige, gewölbte, vom Hauptgebäude durch starke Mauern geschiedene Stallungen anschließen; Getreide- und Heuböden sind über den Stallungen, und für die anderen Zwecke des Landbauers bestehen eigene Nebengebäude (Getreidekasten, Holzlagen, Wagenschupfen, Zeugkammern, Wäschekammern, Schwein- und Hühnerstall). Häufig sieht man hier, sowie auch in reicheren Bauernhöfen der anderen Länder noch ein kleines Wohnhaus angebaut für die „Ausnahme" d. h. für die Wohnstätte der Eltern, wenn diese das Gut einem Sohne übergeben haben und in das „Ausgeding" gehen. Wo nicht ein eigenes „Ausnahmshäusel" besteht, ist wenigstens ein „Ausnahmsstübel" den Eltern reserviert. Charakteristisch ist der offene Gang, welcher

gewöhnlich auf drei Seiten um den ersten Stock des Hauptgebäudes herumläuft. In Ober-Österreich sind die reichen Höfe ebenfalls aus Ziegeln und einstöckig, so daß sich in denselben nebst dem Wohnzimmer der Familie und der großen Gesindestube noch mehrere „schöne Stuben“ als Schaustücke befinden. Die große Menge Obst macht ausgedehnte Kellereien für den Most nothwendig sowie ein Preßhaus, in dessen Mitte das „Roßwalzel“ zum Zerdrücken des Obstes läuft. In den Weingegenden Nieder-Österreichs, besonders nördlich von der Donau sind die Preßräume und Keller jedoch selten im Hause selbst, sondern gewöhnlich in langen Reihen an einem Abhange der Weingärten, wo sie sozusagen ein zweites Dorf bilden. Auch im Mittellande von Steiermark begegnet man noch häufig großen bequemen Höfen mit einem Halbstock für die Wohnräume. In Kärnthen, Krain und theilweise im Salzburgischen treten als Eigenthümlichkeiten hinzu die sogenannten „Harfen“ d. h. hölzerne Schupfen mitten in den Feldern, in denen das Getreide solange aufbewahrt wird, bis es trocken genug ist, um partienweise in die Scheuer (den „Stadl“) zum Ausdreschen geführt zu werden.

Im Gebirge selbst bewahrt das Bauernhaus mehr oder minder den Charakter des bairischen Gebirgshauses. Es ist ganz aus Holz gebaut, selbst dort, wo Bruchstein in der Nähe wäre; höchstens wird der Unterbau gemauert. Gedeckt wird das Wohnhaus mit Brettern oder Schindeln, welche in höheren Lagen mit Steinen beschwert sind, damit der Wind dieselben nicht herunterwerfe. Das Dach springt immer vor und schützt so den Eingang. Wenn man durch die mit einem Haussegen geschmückte Hausthüre (deren oberster Rand die mit geweihter Kreide am Dreikönigstage gezeichueten Anfangsbuchstaben der „drei heiligen Könige“ † C † M † B trägt) eingetreten ist, steht man in einem

Vorhause (der „Hauslauben"), welches zugleich als Zeugkammer dient, wie die vielen langen hölzernen Pflöcke beweisen, an denen allerlei Riemzeug ꝛc. hängt. Auch wird hier das Brennholz aufgeschlichtet, um vor dem Gebrauch zu trocknen. Aus diesem Vorhaus führt eine Stiege in den Keller, eine andere auf den Dachboden, und ein rußiger, aus Holz gezimmerter Rauchfang leitet den aus der Küche dringenden Rauch ins Freie. Die Küche schließt sich nämlich unmittelbar an das Vorhaus an. Die eine Wand derselben nimmt der mit Lehm überzogene Herd ein, den ein sogenannter Feuerhut deckt, ohne dem Rauche Abzug zu gestatten Dieser muß seinen Weg durch die Thüre und ein kleines Fensterchen über derselben in das Vorhaus zu dem Rauchfang suchen. Neben dem Herde ist ein Backofen und unter diesem eine Hühnersteige, deren Insassen in der Stube frei auf dem mit dicken Brettern belegten Boden („Flötz") umhergehen. Zum Sieden des Schweinefutters dient ein in einer Ecke angebrachter Saukesselofen. Gegenüber dem Herde steht in einer Ecke der Speisetisch (denn auch als Speiseraum dient die Küche), in dessen breiter Lade das Brot liegt, und über welchem alle Schutzheiligen in bunter Malerei um ein Crucifix hängen. Diese Bilder sind nebst einer Schwarzwälder Uhr der einzige Wandschmuck. In einer andern Ecke steht das große Bett des Bauers; die Kinder finden ihren Schlafplatz in der Lade des Bettes, die Abends herausgezogen wird. Knechte und Mägde müssen sich am Dachboden und in den Ställen behelfen. Den übrig gebliebenen Raum längs der Wände nehmen Bänke ein, unter denen die Knechte ihre Schublade für das Werkzeug haben. Kommen Gäste, so wird in wohlhabenden Häusern das „Bauernstübel" geöffnet, ein kleines Gemach, in welchem die schönen Möbel und ein Gastbett, sowie die Kleiderschränke mit dem Sonntagsstaat der Familie stehen; die großen geblumten Truhen, welche einst hier

den Ehrenplatz einnahmen, verschwinden jetzt immer mehr. Die Dienstboten verwahren ihre Habseligkeiten am Dachboden. In gleicher Höhe mit diesem läuft ein hölzerner mit Brettern verschalter Gang, auf welchem die Wäsche zum Trocknen aufgehängt wird, und über dem Dache erhebt sich in manchen Gegenden ein Thürmchen mit einer Glocke, welche den auf dem Felde arbeitenden Knechten das Zeichen gibt, daß sie sich zur Mahlzeit versammeln sollen, oder ein heranziehendes Gewitter durch ihr Geläute vertreiben soll („Wetterläuten"). An der dem Winde ausgesetzten Seite des Hauses findet man oft den Holzvorrath aufgeschlichtet, welcher dann zugleich als Schutz vor dem Winde dient.

Es ist selbstverständlich, daß sich im Einzelnen Abweichungen von diesen Typen vorfinden. So verdrängte, in Österreich wenigstens, der Kachelofen den Herd aus dem Wohnzimmer, so daß ein eigener Küchenraum entstand. Dieser Ofen und die denselben umgebende Ofenbank sind der Ehrenplatz im Hause. Hier sitzt der Bauer, hieher werden Kranke gebettet, und oft genug dient die Bank als Schlafstätte. Im allgemeinen aber ist die geschilderte Eintheilung des Hauses mehr oder weniger überall festgehalten.

Die Wirthschaftsgebäude sind nur mit Stroh gedeckt; in den Stallungen herrscht in Ober-Steiermark die Eigenthümlichkeit, daß sie in Abtheilungen für je zwei Stück Rinder geschieden sind, in denen die Rinder um eine in der Mitte stehende Krippe frei herum gehen können. Bei besonders wohlhabenden Bauern findet man auch nebst den gewöhnlichen Stallungen und Scheuern eigene Zeugschmieden und Zimmerhütten für die Hausbedürfnisse. Eine Eigenthümlichkeit der Gebirgsländer sind die gemauerten „Feldkästen" d. h. Aufbewahrungshäuser für Getreide, Flachs, Wolle, Häute, Brot, Leinwand, Tuch und für den ganzen Reichthum des Bauers.

Es ist natürlich, daß eine derartige Anlage sich nur beim reicheren Bauern findet; der arme Häusler oder Holzknecht begnügt sich mit einem aus Holz gezimmerten Häuschen, in dessen Räume das Licht kaum durch die oft nur 1 Quadratschuh großen Fenster dringen kann, und in welchem er und seine Familie knapp Platz findet. Ein nothdürftiger Verschlag für eine Ziege oder ein Schwein bildet dann das ganze Anwesen.

Eine eigenthümliche Bauart haben die „Bäuereien" der Gotscheer. Charakteristisch für dieselben ist die gewölbte Hausflur, die als Küche dient. An der Längsseite des Hauses ist ein Gähr- und Sauerkeller für die Lieblingsspeise des Volkes: Kraut und Rüben, und ein Schweinestall. Die Nebengebäude sind alle in Einem, und zwar ein gemauerter Stall, eine hölzerne Scheuer mit Dreschtenne und Schupfen und die Harfe, in deren Mitte der aus Holzwänden gefügte Getreidekasten sich befindet. Längs einer Breitseite des Hauses oder der Nebengebäude läuft eine Verschalung für das als Streu benützte Buchenlaub und Farrenkraut.

Die Tracht des Volkes ist nach Ländern und Thälern verschieden; doch lassen sich zwei Gruppen unterscheiden, das österreichische Niederland und die Alpengruppe. Im Niederlande nähert sich die Kleidung mehr der städtischen; vorzüglich Sonntags wird die Nationaltracht mit dem unschönen Erzeugnisse eines modernisierenden Dorfschneiders vertauscht. Im allgemeinen trägt man, vorzüglich in der von den großen Städten abgelegeneren Theilen der Niederung, runde, ziemlich niedrige Hüte mit breiten Bändern, kurze Kniehose aus Leder oder Tuch, welche aber allmählich von unförmlichen Pantalons verdrängt wird, hohe, engschaftige Stiefel und eine kurze, schössige Jacke mit glitzernden Metallknöpfen, unter welcher eine bis an den Hals reichende, mit kleineren, glänzenden Knöpfen besetzte Weste oder in einzelnen Wald-

gegenden der farbige „Brustfleck“ hervorschaut. Das blaue „Fürtuch“ ist besonders in den Waldgegenden noch allgemein. Die Weiber trugen ehemals allgemein die Sturz- oder Linzerhauben, die oft mit Gold durchwirkt und sehr theuer waren; jetzt sieht man sie nur in der Nähe von Linz. Die Mädchen tragen ein schwarzes oder buntes Kopftuch, welches glatt um den Kopf gelegt und rückwärts gebunden wird, so daß die Zipfeln breit hinterherflattern. Besonders die Linzerinnen sind berühmt wegen der Grazie, mit welcher sie dieses Kleidungsstück tragen. Das ehemals gebräuchliche bunte Mieder verschwindet immer mehr und macht dem gewöhnlich schwarzen „Jopperl“ Platz, welches, die Büste eng umschließend, in kurzen Schößeln über die Hüfte fällt. Der Rock ist ziemlich kurz und läßt die weißen Strümpfe und die enganschließenden Stiefelchen sehen. Eine bunte oder einfärbige Schürze und manchesmal ein Brusttuch vollenden den Anzug.

Im Hochgebirge ist noch die alte Tracht erhalten. Als Typus derselben kann die Tracht von Ober-Steiermark gelten. Die Männer tragen eine grünausgeschlagene graue Lodenjacke, darunter einen rothen oder dunkelbraunen Brustfleck, der von dem grünen Hosenträger grell absticht. Doch findet man bei den Waldarbeitern auch häufig die lange Tuchweste mit Hirschgeweihknöpfen. Eine kurze Lederhose deckt nur die Schenkeln bis zu den Knien, diese selbst bleiben nackt, und erst unter ihnen beginnen die grünen oder blauen wollenen Strümpfe, die sich in den starken Bundschuhen verlieren. Ein hellrothes Halstuch, ein grüner Alpenhut mit „Gamsbart“ oder Schildhahnfeder, eine kurze Pfeife im Munde und ein Messerbesteck, welches in einer kleinen Tasche an der rechten Hosenröhre steckt, vervollständigen uns das Bild eines „Steierers“. Übermüthige Bursche, welche in der Schenke raufen wollen, stecken drei nach vorne sich krümmende Schildhahnfedern auf den Hut,

was von den andern als Herausforderung aufgefaßt wird. Gegen Regen und Wetter schützt man sich durch den eigenthümlichen Regenmantel, der aus einem meßgewandartig geschnittenen Stücke Loden besteht, welches nur ein Loch zum Durchstecken des Kopfes besitzt, und den Rücken und die Brust schützend, den Gebrauch der Hände und Füße nicht hindert. Ein Volkslied schildert einen Burschen folgendermaßen:

Bua, willst auf d'Alm fahrn,
muaßt di fein guat verwoarn,
Bundschuh mit Nägeln dran,
sunst bist nit an.

Greane Strümpf, greanen Huat,
's Greane steht gar so guat,
ledern' Gurt, 's Gamsel drauf,
so steigt ma'r auf.

A'n Steckn nimmst in d'Hand,
sunst fallst wo von der Wand,
um an Huat 's greane Band,
oaft bist beinand.

Die Weibertracht ist ebenso kleidsam. Von der Hüfte herab wallt bis zu den Waden ein faltiger, rother oder blauer „Kittel“, unter dem die weißwollenen Strümpfe und die niederen Bundschuhe hervorschauen. Über dem Rocke tragen die Mädchen eine schmale, die alten Weiber eine den ganzen Leib umspannende blaue oder geblumte Schürze. Die stark ausgebildete Brust umschließt ein ziemlich weit ausgeschnittenes „Leibl“, über dem an Sonntagen ein rothseidenes Halstuch und ein kurzer, schwarzer „Spenser“ mit hochwattierten Ärmeln getragen wird. Der spitze, graue Alpenhut, von einer golddurchwirkten Schnur umschlossen, deren Quasten über die breite Krempe nach vorne herabhängen, wechselt mit dem braunen Kopftuch ab, wird jedoch, je weiter gegen Westen, desto

häufiger. Der schönste Schmuck des Kopfes ist aber das reiche, in zwei Zöpfe geflochtene Haar, welches um das Hinterhaupt wie ein Kranz gewunden wird, oder mit Bändern durchflochten, über den Rücken herabhängt.

Je nach den Thälern findet man aber überall in den Alpengegenden größere oder geringere Abweichungen von diesem Grundtypus. Im Gasteiner-Thale tragen die Männer weiße oder blaue Strümpfe und eine Tuchweste mit langen Reihen von häufig silbernen Knöpfen oder Hafteln, eine braune Lodenjacke oder einen längeren, jackenförmigen dunklen Rock, der über die Jacke angezogen wird; um die Lenden schlingt sich ein schwarzlederner, mit Arabesken durchnähter Gurt, den bei Reicheren eine Silberschnalle ziert, und über welchen eine dicke silberne Uhrkette mit allerhand Anhängseln baumelt. Das über die Ohren und den Hinterkopf herabwallende lockige Haupthaar deckt ein hoher Spitzhut, um den ein Sammtband mit Metallschnallen oder einer Schnur geschlungen ist. Der Lungauer bindet die etwas längere Hose unter dem Knie zusammen und sein Rock liegt enger an als im Pinzgau. Die Weiber tragen im Salzburgischen durchwegs den hochgegupften Spitzhut mit Schnur und Quaste. Die zwei Zöpfe, mit farbigen Bändern durchflochten, werden am Hinterscheitel um eine metallene Haarnadel mit funkelndem Knopfe geschlungen und darüber der Kamm aufgesteckt. Der spitze Hut mit den herabhängenden Pöscheln war früher auch in Kärnthen allgemeiner als jetzt, ebenso die eigenthümliche rothe Binde um den Leib, welche zwischen Leibchen und Rock hervorsah. Jetzt sieht man den Hutgupf nur mehr im Hochgebirge, besonders im Möll-Thale. Bei festlichen Anlässen wird derselbe mit einem rothen Bande geschmückt. Die Farbe der Schürze unterliegt ebenfalls Variationen; charakteristisch ist die gelbe Schürze im Lossach-Thale.

Gänzlich abweichend von den beiden geschilderten Typen ist die Tracht in der Gotschee. Sie besteht bei den Männern aus einem kurzen Wams, einer weiten, weißen Pluderhose, über welche das Hemd an der Hüfte etwas überhängt und die von einem blauwollenen oder ledernen Gürtel gehalten wird. Ein runder Hut vervollständigt den Anzug. Die Weiber kleiden sich im Sommer nur mit Hemd, Rock und einem Vortuch. Im Winter wird eine Art engen, ärmellosen Mannsrockes über die Kleidung angezogen. Der blaue Gürtel ist auch bei ihnen im Sommer und Winter typisch. —

So wie eine eigenthümliche Tracht, so hat die Eigennatur des Bodens auch ein charakteristisches Volksleben hervorgebracht, das sich in speciellen Volkstypen, Sitten und Gebräuchen kund gibt, die freilich aus der Niederung immer mehr vor dem nivellisierenden Zeitgeiste sich in die Wald- und Gebirgsgegenden zurückziehen. So wird der reiche Landwirth, Weinbauer, Viehzüchter &c. der Niederung immer mehr „städtisch“ und verliert auch in der Lebensweise, außer demjenigen, was sein Naturell derselben Individuelles aufdrückt, die Nationaleigenthümlichkeit. Nur bei besonderen Anlässen tritt noch der alte Gebrauch und die alte Sitte hervor, er selbst aber ist meistens modern geworden. Dagegen weisen die entlegenen Gegenden noch höchst charakteristische Figuren auf.

So ist in Nieder-Österreich der sogenannte „Waldbauer“ des V. O. M. B. noch vielfach eigenartig. Auch er trägt sich zwar an Sonntagen sehr städtisch, aber dem Einflusse der Außenwelt stellt sich sein Mißtrauen entgegen, so daß er seine Individualität bewahrt. Er ist fleißig, sparsam und mäßig; den ganzen Sommer hindurch lebt er fast nur von Mehlspeisen; Fleisch kommt nur im Winter auf seinen Tisch, wenn ein Schwein geschlachtet wurde, welches dann als „schwarzes Fleisch“ (Geselchtes) Tag für Tag

gegessen wird. Er ist aber auch sehr religiös. Jede Gelegenheit wird benützt zu Wallfahrten zu nahen und fernen Gnadenbildern, ja nebst den gewöhnlichen kirchlichen Festtagen hat ein jedes Dorf auch seine eigenen „Gemeindefeiertage" als Erinnerungstage besonderer Localereignisse (z. B. Pest, Brand), welche ebenfalls mit Processionen gefeiert werden; hiebei ruhen alle Geschäfte und jede Arbeit, ja es sind gewisse Conventualstrafen auf die Störung des Festtages gesetzt. Jeder noch so kleine Ort besitzt seine Kirche oder Kapelle, in welcher, wenn kein Priester da ist, Vorbeter allgemeine Andachtsübungen veranstalten. Doch arbeitet man auch fleißig neben dem Beten. Dienstboten sind bei ihnen äußerst selten. Im Sommer bebaut der Bauer seinen Acker, im Winter wird der reiche Holzvorrath der Wälder im Hause zu Faßdauben, Felgen, Speichen, Rechen u. s. w. verarbeitet. Nebstdem werden in allen Waldorten vom Bauer „Weinstecken" den ganzen Winter über geschnitten, welche er dann in die Niederung verkauft.

Eine andere, in allen waldreichen Gebieten häufige Figur ist der Kohlenbrenner. Ein brenzlicher Geruch führt uns zur „Kohlstatt". Diese befindet sich selten in der Nähe einer Ortschaft, meistens weiter weg, mitten im Walde; besonders im Hochgebirge findet man oft in den wildesten Schluchten, wo die Köhlerei das einzige Mittel der Holzverwerthung bildet, die kleine, nothdürftig aus Brettern zusammengeschlagene Köhlerstätte oder eine zeltartige, nur mit Erde und Reisig belegte „Erdlucke" neben dem rauchenden Meiler. Hier verbringt der Köhler in der Waldeinsamkeit seine Tage, unausgesetzt bei Nacht und Tag thätig. Denn es gilt fortwährend sowohl das Auslöschen des Meilers als das Aufflackern der Flamme zu verhindern, bis der ganze Koloß verkohlt ist. Sobald der glockenförmige oder, wie im steirischen Gebirge, viereckige Haufen an der Spitze angezündet wird, muß der Köhler mit

dem aus Zwetschkenbaumholz bestehenden „Kohlspieß“ Löcher bis zur Glut machen, damit die Luft Zutritt habe, er muß während des Brennens fortwährend Astholz von oben herab nachfüllen, den Erdeüberzug des Haufens („die Lösch“) im Sommer mit Wasser begießen und „zusammentreiben“, damit er nicht zerbröckele; und trotz alldem „schlägt“ (explodiert) der Kohlenmeiler oft, da das Holz nicht trocken genug war, und brennt zusammen. Bei dieser angestrengten Arbeit hat der Köhler zur Nachtruhe nur ein wenig Stroh, damit er nicht zu fest schlafe und seine Arbeit nicht versäume; auch seine Nahrung besteht nur aus Brodsuppe, Erdäpfeln, oder den sogenannten „Holzhackernockerln“.

Eine stehende Figur unserer Gebirgsländer ist auch der Holzknecht, eine wettergebräunte, sehnige Gestalt, der mit seiner Hacke den Urwald ausgerodet hat. Tage- und wochenlang fällt er weit weg von seiner Wohnung Bäume, spaltet sie in Scheiter, bringt diese zu der Flöße, oder zu den Holzrechen, über welche er sie im Winter mitten im Schneesturme herabschießen läßt zu Thal. Doch trotz aller harten Arbeit und Gefahr hört man überall, wo der Holzknecht arbeitet, lustige „G'sangln“ und „Juchezer“ von den Bergen widerhallen, und am Sonntag schäumt am Tanzboden sein Übermuth, wenn er es nicht vorzieht, der „Schwoagerin“ einen Besuch abzustatten. Während der Woche findet er seine Unterkunft in der „Holzknechthütte“, einem roh aus runden Balken gezimmerten Häuschen, dessen ganzer Comfort in einem Tische, einigen Bänken und einem Herde besteht, auf welchem die karge Kost, besonders die schon erwähnten „Holzhackernockerln“ zubereitet wird.

Oft geht es aber in dieser Hütte recht sonderbar zu. Da tauchen wilde Gestalten, verwegene Gesellen aus dem Walde auf und leisten den Holzknechten Gesellschaft; wehe einem Revierjäger, wenn er einmal unversehens in ihre Nähe kommt, denn da entscheidet

die Schnelligkeit des Anschlagens der Büchse, ob er oder der Wilderer todt niedersinkt. Diese beiden Gestalten, der Jäger und der „Wildpratschütz“ (Wildschütz), sind nämlich natürliche Feinde. Sie bilden aber die nothwendige Staffage, wenn man sich unser Gebirgsland vorstellt. Die Liebe zur Jagd ist dem Älpler eingeboren; kann er sie nicht auf rechtmäßige Weise als Untergebener eines großen Jagdinhabers befriedigen, so treibt es ihn trotz der Gefahr eines Zusammenstoßes mit den Jägern hinauf in die Berge, wo er dem „Gamserl“ aufpáßt oder den Schild- und Birkhahn beschleicht. Aber nicht bloß verwegene Gesellen, die nichts zu verlieren haben, gehen „wildern“, auch der wohlhabende Bauer ergreift, von unwiderstehlicher Sehnsucht gezogen, von Zeit zu Zeit die Büchse und holt sich einen Braten und frischen Gemsbart als Hutschmuck aus dem Hochgebirge. Doch gilt dieses nur von den eigentlichen Älplern; in Nieder-Österreich z. B. ist diese Jagdlust fast überall ausgestorben, und nur dort, wo das Hochgebirge beginnt, regt sie sich noch etwas. Diese Liebe zur Jagd spricht sich auch im Volksliede aus, so daß unsere Alpen eine Menge kecker Jäger- und Wilddieblieder aufzuweisen haben, in denen sich aber auch der Haß gegen den Berufsjäger in Spott und Hohn Luft macht.

In Ober-Steiermark bilden auch die Bergknappen der Erzgruben einen hervorstehenden Theil des Volkes. Es sind ernste Leute, die stolz auf ihren Stand sind und keineswegs jenen hohlwangigen, armen, düsteren Gestalten der Kohlengrubenbezirke gleichen. Besonders um den Erzberg herum findet man unter ihnen den kräftigen, ernsten, arbeitsamen und ausdauernden Schlag der ersten deutschen Einwanderer, durch deren Hände Arbeit hier der Wald gelichtet und der Segensquell des Bodens geöffnet wurde. Treu haben sie auch noch eine Menge alter Gebräuche und Sitten

bewahrt, ja selbst altdeutsche Namen wie z. B. Hitta, Litwina, Frida, klingen uns noch häufig entgegen. Trotz des ernsten Naturells derselben herrscht jedoch um die Erzgruben ein munteres Leben; besonders Sonntags entwickelt der Bergknappe seine ganze Heiterkeit und Berglieder schallen da überall. Sein größtes Freudenfest ist der 4. December, das Fest der Grubenpatronin, der heiligen Barbara. Da wird man die Knappen in ihrer eigenthümlichen Tracht, unter Führung der Offiziere beim Gottesdienste in stolzen Reihen stehen sehen, so wie sie das Volkslied schildert:

Die Bergwerkoffizier' dö trog'n
An schworzn sammt'nen Huat,
Is mit an gold'nen Wappen b'schlog'n,
Dös steht 'n Bergmann guat.

Und in der Tasch'n trag'ns bei eahn'
An Schwom, an Feuerstoan,
An Schlögl, 's Eisen ham's am Gurt,
Nur Saw'l ham's halt koan.

A d' Kloada von die Knoppen san
Gonz schwarz nach Bergmannsbrauch,
Schwarzes Leder, schwarze Kittl,
Schwarze Mütze auch.

Und schwarz nur soll'n die Bergleut' gehn
Ihr ganzes Leben lang,
Weil's oftmals g'schieht, daß ana stirbt
Z'tiaft unt' in Gruab'ngang.

Das charakteristische Volksleben entwickelt sich jedoch in allem, was mit der Almwirthschaft zusammenhängt, denn diese bietet den eigentlichen Lebensunterhalt des Älplers. Während des Winters in der engen dumpfen Stube zusammengedrängt, sehnt sich Jung und Alt nach der Zeit, wo man die frische Bergesluft athmen, die

ganze Pracht der wundervollen Gebirgswelt so recht in vollen Zügen und in voller ungebundener Freiheit genießen kann.

Frisch aufa af die Olm,
Frisch eina in's G'wänd,
Aft'n daß mi mei Diandla
Af'n Juchaza kennt!

In die Berg bin i gern,
Und da freut si mei Gmüat,
Wo die Almrose wochst
Und der Enzian blüat.

Wenn der Schnee von den Almen weggeschmolzen ist, geht der „Halterbub“ in den ersten Tagen des Juni hinauf „in die Alm“, um alle Gebäude in Stand zu setzen. Diese bestehen aus der eigentlichen Almhütte (Schwoag- oder Brendlhütte, Sennerhütte, im Salzburgischen oft Kaser genannt) und einigen Ställen (im Salzburg'schen „Treten“ geheißen). Die Sennhütte ist ein einfaches hölzernes Gebäude mit fast flachem Dache, dessen breite Schindeln durch Schwersteine vor dem Sturme geschützt sind. Im Innern derselben sind zwei Abtheilungen; die eine dient der „Schwoagerin, Brendlerin oder Sennin“ als Küche, Wohn- und Schlafraum, die andere als Milchkammer. Die Ställe sind abgetheilt in Ochsen- und Kuhställe, unter deren Dache auf dem Heuboden „der Halter“ schläft, und in eigene Ställe für das Jungvieh (Galtach), die Schafe und Schweine. Sie dienen dem Vieh als Schutz während eines Unwetters und bei der Nacht. Ist alles in Ordnung gebracht, so wird Mitte Juni (15. oder 24. Juni) in die Alm „g'farn“. Das Zeichen hiezu wird durch das sogenannte „Aperschnalzen“ mit einer 4—5 Klafter langen Peitsche gegeben. Nun wird das Vieh gewaschen, die Milchgeschirre auf einen Wagen geladen, und nachdem noch jedes Stück Vieh geweihtes Salz und

„Palmbuschenkatzeln“ zum Schlucken bekommen hat, und mit geweihtem „Dreikönigswasser“ besprengt worden ist, ordnet sich der Zug. An der Spitze der festlich mit Flittern, Bändern und Blumen geschmückten Kühe, deren um den Hals hängende Glocken zusammentönen, schreitet die schönste und stärkste als Leitkuh voran. Den Zug beschließt der Stier, welcher in einzelnen Gegenden das „Melkfechterl“ zwischen den Hörnern trägt. Hinter ihm gehen der Bauer und der Halter, während die geputzte Sennerin sich in der Nähe der Leitkuh oder bei den Kälbern und Schweinen hält. Zuletzt kommt dann der von zwei Ochsen gezogene Karren mit den Küchengeräthen, den „Milchstotzen“ und dem nöthigen Vorrathe von Mehl, Brot und Salz. Die Ziegen und Schafe sind meistentheils schon früher hinaufgetrieben worden. Während der ganzen Fahrt „klenknent“ (schnalzt) der Halter unaufhörlich mit der langen „Goasl,“ mit welcher er auch das Vieh in Ordnung hält. Beim Alpenaufstieg wird Abschied genommen, und nun bezieht die Sennerin und der Halter mit dem Halterbuben oder auch einem Ochsler, Schafler ꝛc. die Alm.

Bis Mitte Juli bleibt man gewöhnlich auf der tiefer gelegenen Voralm oder Grundalm; dann erst wird die Hochalm bezogen. — Das Leben auf der Alm selbst verfließt nun einförmig den ganzen Sommer hindurch. Melken, Butter- und Käsemachen, Füttern des Viehes und Bereiten der schmalen Mahlzeiten füllt die Zeit der Sennerin aus. Und doch singt sie lustig:

> I brauch nit Gold und Edelstoan,
> Nix Schöner's geit's jo' wie'r i moan,
> Als Senn'rin sein hoch auf der Alm,
> Bei lauta Küahrln, lauta Kalm.

Eine Abwechslung bringt nur der Besuch eines „Wurzelgrabers“, „Ameislers“ oder „Pechlers“, vornehmlich aber der

Samstag und Sonntag, wenn der „Bua" „brenntln" kommt; daß es dabei nicht immer mit der Moral strenge genommen wird, beweist schon der bekannte Volksliedvers:

Auf da'r Alm, da gibts kan Beichtstuhl hint,
Denn das Lieb'n is ob'n hoalt ka Sünd'.

Man darf sich überhaupt unter dem Leben der Sennerin keine Idylle im Stile Geßner's denken, auch ist sie selbst meistentheils nichts weniger als eine junge und schöne Erscheinung.

So vergeht der Sommer, und der August geht zu Ende; inzwischen ist wieder die Grundalm bezogen worden, und um Michaeli rüstet man sich überall, auch auf der niedrigsten Alm zur Abfahrt. Am letzten Tage wird noch dem Halter und den übrigen Dienstboten von der Sennerin ein reichliches Mahl von „Almraunken" und Rahmspeisen bereitet, das „Almwägele" oder „Almgratlan" wird mit der erzeugten Butter und Käse bepackt, und die Sennerin bäckt sich das „Almgebach" zum Vertheilen an die längs des Weges ihr Begegnenden. Die Hütte bleibt nun den Winter über leer, und die „Kasermandln", kleine eisgraue Männlein, die sich im Sommer in Felshöhen verborgen gehalten haben, lassen sich in derselben häuslich nieder; daher bleibt auch manchesmal ein Topf Milch für sie zurück. Im Thal erwarten die Knechte und der Bauer die Heimkehrenden. Der Stier und die Kühe werden aufgeputzt, und es ordnet sich der Zug: zuerst die Kuhheerde mit dem Stier von dem Halter geführt, dann der Halterbub mit dem „Haltvieh", der Ochsner, der Schaf- und Ziegenhirte mit den Heerden, zuletzt die Sennerin mit den Schweinen und der Almwagen. Im Bauernhofe werden alle mit Most oder Wein bewirthet, und Abends vereinigt sie ein gemeinschaftliches Mahl.

Doch hat die Alpenwirthschaft auch ihre gefährlichen Seiten. Die gefährlichste darunter ist das Herunterbringen des Düngers und des Heues von den hohen Bergwiesen. Der Dünger wird nämlich, vorzüglich in Kärnthen, auf den Almen in längliche Formen gepreßt und bleibt daselbst bis tief in den Winter liegen. Ebenso wird auch das Heu, welches auf den Abhängen nur mit Lebensgefahr gemäht wird, so daß man den mit Steigeisen versehenen Knecht oft noch an ein Seil anbinden muß, in „Heutristen" oben stehen gelassen, und erst im December, wenn der Boden fest gefroren und mit Schnee bedeckt ist, so daß man nur mit Fußeisen oder Schneereifen über denselben kommen kann, zieht der „Hazer" (Heuzieher) hinauf in die eisstarrende Öde, um es herunter zu holen. Der Aufstieg beginnt schon in der Nacht, wobei kleine Laternen (im Pinzgau „Buchteln" genannt) den Weg zur Noth beleuchten. Das Heu wird auf „Schlapfen" (Schlitten) geladen, welche von je zwei Männern in die Tiefe befördert werden. Einer stemmt sich nämlich vorne mit dem Rücken gegen die Last, der andere hält sie mit Hilfe eines um seinen Leib geschlungenen Strickes zurück. Es gehört Muth, Unerschrockenheit, Geistesgegenwart und nicht gewöhnliche Körperkraft dazu, um glücklich in das Thal herabzukommen, und zahlreiche „Marterln" (Kreuze mit Heiligenbildern) zeugen von den vielen Opfern, welche die Tiefe verschlungen oder der Schneesturm verweht hat. Um so fröhlicher geht es dann zu, wenn alles zu Hause angelangt ist, und bei Krapfen, Strauben, Knödeln und Kraut, Wein und selbsterzeugtem Branntwein vergessen die wettergebräunten Männer die Gefahren, denen sie für diesmal entronnen sind.

Der Winter verfließt übrigens auch den anderen Dorfbewohnern nicht ohne Abwechslung. Es wird da gedroschen, der Flachs und der Hanf versponnen und durch den Weber im Hause ver-

webt; das Arbeitsgeräthe wird verfertigt und ausgebessert, und wenn nichts anderes zu thun ist, werden Federn geschlissen, oder Späne von den Knechten geschnitten („Spanvesper“), wobei man Lieder singt und Geschichten von Gespenstern und allerhand Wunderdingen erzählt, so daß es allen „gruselt“. An alle diese Beschäftigungen knüpfen sich auch uralte Sitten und Gebräuche, die sich theilweise nur im Hochlande vorfinden, theilweise jedoch ein Gemeingut des ganzen Volksstammes bilden. So herrscht z. B. im Möll-Thale die Sitte des „Nigldreschens“. Der Letzte, welcher seine „Drischl“ nach beendigtem Drusche auf ihren Platz hängt, wird verhöhnt, muß unter dem Tische essen u. ä. Endlich werden alle „Nigln“ des Ortes an einen Strick gebunden und unter Hohnreden durch das Dorf geführt. In Nieder-Österreich wird der Schluß des Dreschen mit einem Mahle für die Drescher, dem „Tennenpaß“ gefeiert. — Einen Festtag bildet auch das „Brecheln“. Es haben nämlich die nieder-österreichischen Dörfer gewöhnlich einen gemeinsamen Trockenofen für den Flachs. Da kommen nun die Mädchen und Weiber zum Brecheln zusammen, und wehe dem Manne, der sich unter sie einschleicht — er wird mit den „Agen“ (dem staubigen Abfalle) bis zum Ersticken beworfen. In Steiermark, Kärnthen und Salzburg wird jedoch das Brecheln in Privathäusern vorgenommen. Dazu wird die Jugend aus der ganzen Nachbarschaft geladen. Den Tag beschließt dann ein Mahl, bei dem Honigkuchen und Branntwein gereicht werden; zuletzt kommt eine verdeckte Schüssel mit Blumen, Äpfeln, Nüssen, Brennesseln und Dornen auf den Tisch, um deren Inhalt nun gerungen wird. Wer die meisten Blumen, Nüsse oder Äpfel erobert, wird Blumen- oder Nüssekönig und eröffnet den Tanz mit der „Brechelbraut“, gewöhnlich der Haustochter. Die Zwischenpausen des Tanzes werden mit Spielen und parodistischen Scherzen ausgefüllt.

Solche Festtage unterbrechen nicht bloß die Winterbeschäftigung, auch der Sommer bringt derartige ländliche Feste; die bedeutendsten darunter sind die „Sichelleg", das Schnitterfest, und die Weinlese des Weinbauers.

Aber nicht bloß der Landbau ist so mit einem Kranze von alten Gebräuchen umgeben; jedes Kirchenfest, jedes bedeutendere Ereigniß im Familienleben gibt Veranlassung zur Entfaltung eigenthümlicher, oft uralter Gebräuche.

Mit dem ersten Adventsonntage beginnen die fünf „Lösnächte" (Walpurgis, Advent, Christabend, drei Königabend, Samstag vor Lichtmeß), in denen man nach der Zukunft „löselt"; vorzüglich sind es junge Mädchen und Burschen, die im Wasser das Bild des zukünftigen Ehegemals sehen wollen, oder durch Bleigießen, Schuhwerfen, durchs „Losen" (horchen) an Kreuzwegen und Stallthüren u. s. w. einen Blick in die Zukunft zu werfen versuchen. Während der Adventzeit bis zu Weihnachten ziehen die „Klöckler" durch die Dörfer, mit naiven Gesängen eine Gabe erbittend. Auch der „Nikolo" mit dem Teufel („Bartl") und den Äpfelsäcken für brave Kinder stellt sich ein. Dann kommt Weihnachten und der Neujahrstag mit ihren alle Herzen anregenden Stimmungen und der Bescherung. Sie bringen auch die „feisten Rauchnächte", in denen der Hausvater mit geweihtem Räucherwerk und Weihbrunnkessel durch das ganze Haus und die Stallungen schreitet, um sie dadurch vor Unglück zu schützen. Ein Weihnachtsbaum ist in den Gebirgsgegenden meist nicht üblich; doch verbreitet er sich rasch von Jahr zu Jahr. Am Dreikönigstage ziehen dann die Sternsinger von Haus zu Haus; vor den drei Königen, deren einer immer schwarz sein muß, gehen manchmal zwei Engel, sie anzusagen, und ein riesiger Stern erregt das Staunen der Jugend, während der Hausvater oder ein anderer Schreibkundiger auf die Thüre die

Buchstaben † C † M † B malt. Mit diesem Tage beginnt aber auch der Fasching und sein tolles Treiben. Da durchtoben im Salzburgischen die „Perchtenläufer" (eine alte Reminiscenz an die Göttin Perchta, die unter dem Namen „Perchtl" noch als Spukgestalt in der Erinnerung des Volkes lebt) in possierlichem Maskenzuge und mit grotesken Sprüngen die Ortschaften, oder es erweckt das „Kuhtreiben", die Abfahrt des Viehs auf die Alm darstellend, durch seine Pantomimen und satyrischen Gesänge die Heiterkeit der Zuschauer. In Kärnthen ziehen am Vorabend des drei Königstages (Perchtentag) vermummte Burschen durch das Dorf und schrecken die Leute durchs Klopfen an die Fenster (Perchtenjagen). Wenn dann die Ostern herannahen, da knüpfen sich an die kirchlichen Ceremonien unzählige abergläubische Gebräuche. Die Palmzweige und Palmbuschen werden überall im Hause als Schutz vor dem Gewitter aufgesteckt; auch werden aus ihnen kleine Kreuzlein gemacht und an die Thüre genagelt, damit nicht Hexen und die gespenstige, dreifüßige, großköpfige „Habergais" Zutritt ins Haus habe. Am Auferstehungstage mischt sich der Knall der Böller in das Glockengeläute, und zahlreiche Feuer auf den höchsten Bergesspitzen gewähren einen imposanten Anblick. Vorzüglich schön und großartig sind diese Osterfeuer im Lavant-Thale, wenn ringsherum bis in weite Ferne riesige Holzstöße aufflammen, während sich im Thale zahlreiche Fackelzüge von Kirche zu Kirche bewegen. Einen gemüthlichen Familiensinn bezeugt das in manchen Gegenden übliche „Weihegehen" am zweiten und dritten Ostertage. Da kommen nämlich alle Kinder, die nicht mehr im elterlichen Hause sind, auch Verwandte und Pathenkinder bei den Eltern oder „Göden" zusammen, um mit „Geweihtem" bewirthet zu werden. Überhaupt wird an diesen Feiertagen in allen Familien Brot und gefärbte Eier an die Hausgenossen vertheilt, welche nebst der schön

aufgeputzten Butter am Ostersonntag in der Kirche geweiht wurden. Als Überbleibsel der ehemaligen fröhlichen Maifeste hat sich noch der „Maibaum“ erhalten, den die Burschen vor das Fenster ihrer Mädchen setzen; jedoch auch diesem droht das Forstgesetz mit Vernichtung. Die Maifreude hat sich jetzt in die Kirchen und Kapellen geflüchtet, welche mit Blumenschmuck bedeckt werden zu den „Maienandachten“. Der höchste kirchliche Feiertag, der von Jung und Alt mit Freuden erwartet wird, ist der Frohnleichnamstag oder „Kranzeltag“. Da wird das schönste Kleid angezogen, die Kinder ziehen blumenstreuend vor der Procession, die angesehensten Männer tragen den „Himmel“ oder das Osterlamm, die Burschen schießen mit Büchsen und Böllern während des Umzuges, Fahnen flattern, Musik ertönt, es ist ein wahres Frühlingsfest. Während dieses jedoch streng kirchlichen Charakter trägt, hat das Sonnwendfest mit seinen Gebräuchen noch immer den alten germanisch-heidnischen beibehalten. Auf allen Höhen werden riesige „Johannisfeuer“ angezündet, in welche Weihrauch von der Christnacht und Weihholz vom Palmsonntag geworfen wird. Die jungen Burschen und Mädchen springen über dasselbe, um sich gegen das Fieber zu feien, begraben die Liebe unter mysteriösen Ceremonien und führen Spiele auf, bei denen in einzelnen Gegenden die „Sager“ in improvisierten Gesängen Freund und Feind mit ihrer Laune verfolgen. — An vielen Festtagen wird ein bestimmtes Gebäck von der Hausfrau in althergebrachter Weise verfertigt; so fehlt nirgends zu Ostern der „Osterfleck“, zu Allerheiligen der „Strizel“, welche an Arme und Hausgenossen vertheilt werden.

Reich an eigenthümlichen Gebräuchen sind die Familienfeste. Jede Taufe ist ein solches. Da werden die „Gödenleut“ und die Verwandten reich bewirthet, wofür der „Göd“ oder die „Godl“ dem Kinde ein „Krösengeld“ einbinden; die Pathen gehören aber

auch von der Zeit an zur Familie, und andererseits bleiben sie mit ihren Pathchen für die Lebenszeit in enger Berührung, indem sie sich rechtschaffen um das Wohl und Weh desselben kümmern. Den Glanzpunkt des Familienlebens und zugleich einen außerordentlichen Festtag für die ganze Gemeinde bildet eine Hochzeit. Die Gebräuche sind hiebei im Einzelnen sehr mannigfaltig, doch tragen sie im Ganzen und Großen denselben Charakter. Wenn durch eine Mittelsperson (in Nieder-Österreich „Heirats- oder Bidlmann" genannt) eine Braut für den Burschen ausfindig gemacht wurde, oder er selbst eine solche gefunden hat, gehen die Eltern mit ihm in die „Beschau" zu dem Mädchen. Ist dann zwischen den Eltern rücksichtlich der Mitgift alles besprochen und der Hochzeitstag festgesetzt, so gibt der Bräutigam der Braut in Gegenwart ihrer Eltern ein „Angeld", und ein Hochzeitsbitter wird entweder allein oder mit dem Bräutigam zu den Leuten einladen geschickt, was mit einer bestimmten, oft gereimten Formel geschieht. Ist die Einladung angenommen worden, so senden die Gäste der Braut Geschenke zur Aussteuer; arme Bräute gehen in manchen Gegenden solche erbitten. Einige Tage vor der Hochzeit kommen in Nieder-Österreich auch die Mädchen bei der Braut zum „Kranzelbinden" zusammen, wobei die „Kranzeljungfer" die erste Rolle spielt. An manchen Orten wird jetzt schon das „Brautgut" in die Wohnung des Bräutigams geführt; meistentheils geschieht dies aber erst nach der Hochzeit. Besonders festlich geht dieses „Valisführen" in Kärnthen vor sich; eine Wache von jungen Burschen hält eine Klause, durch welche man hindurch muß, besetzt, und erst unter bestimmten Ceremonien wird gegen ein Geldgeschenk der Wagen weiter gelassen. Auch das Abholen der Braut zur Trauung ist von mannigfachen Ceremonien begleitet. Im Lungau wird der Hochzeitslader um sie geschickt, kehrt aber ohne sie zurück und verlangt nun

vom Brautführer einen hölzernen Schlüssel, einen Nelkenstock mit dreierlei Blüten u. s. w., wenn er die Braut herführen soll, alles Forderungen, die in der folgenden Wechselrede allegorisch auf den göttlichen Beistand für die Ehe gedeutet werden. Häufig herrscht auch die Sitte, dem Bräutigam, wenn er die Braut holen kommt, zuerst alte, häßliche Weiber vorzuführen, bevor die „Rechte" kommt. Endlich ordnet sich der Zug, voran die Braut und der Bräutigam, von der Kranzeljungfer und dem Brautführer geleitet. An vielen Orten ist es üblich, daß die Braut, die Kranzeljungfer und die Altmutter ihren Begleitern ein Geschenk (Blumenbouquets, hie und da ein buntes Sacktuch) geben; im V. O. M. B. legt der Bräutigam bei dem Opfergange um den Altar eine mit rothen und weißen Bändern gezierte Citrone oder Orange für den Geistlichen auf den Opferteller. Nach der Trauung eilt im Salzburgischen der neue Ehemann voraus in's Haus und erwartet hinter verschlossener Thüre seine Gemahlin, welche ihm endlich vom Brautführer unter Ermahnungen zur Einigkeit und Liebe übergeben wird. Am häufigsten geht man gleich zum Hochzeitsmahl, das meistentheils in einem Wirthshause ausgerichtet wird. Das Mahl besteht nach Maßgabe des Reichthums der „Hochzeiter" oft aus 13 Gängen und dauert häufig über 12 Stunden. Jeder Eingeladene zahlt sich sein Gedeck selbst; dafür kann aber auch ein Jeder das Übrigbleibende nach Hause nehmen („B'schad-Essen"). Die Pausen während des Essens werden mit Tanz und allerhand Scherzen ausgefüllt, deren Seele der Hochzeitsbitter sein muß, der überhaupt während des ganzen Hochzeitstages den Spaßmacher vorstellt. Er eröffnet auch den Tanz mit der Braut, worauf erst die Beistände, der Kranzelführer und zuletzt der Bräutigam den Ehrentanz erhalten. In Kärnthen begibt sich die ganze Gesellschaft während des Mahls in die Küche zum

„Krautsalzen“ d. h. um der Köchin ein Trinkgeld zu geben; daß die Musikanten nicht um ihren Theil kommen, ist selbstverständlich. Die Tafel schließt meistens mit dem „Kranzabnehmen“ und „Haubenaufsetzen“ von Seite der Brautmutter, worauf die Gäste sich mit Musik nach Hause begleiten („ausblasen“) lassen. Eine eigenthümliche Sitte findet sich bei den Hochzeiten in der Gotschee. Am nächsten Tage nach der Trauung wird nämlich die Braut von Spielleuten zu einem nahen Wasser begleitet, wo ihr Wein und drei Stücke Brot gereicht werden. Sie kostet von allem und wirft das übrige in das Wasser. Solche charakteristische, oft abergläubische Gebräuche schließen sich auch an den Tod, das Begräbniß u. s. w.

Höchst originell sind einzelne Volksbelustigungen, deren Ursprung sich in das Dunkel der Vorzeit verliert. Eine der interessantesten ist der Schwerttanz, der schon im XVI. Jahrhundert als uralter Gebrauch von den Bergknappen am Dürrenberge, in Gastein und nach Valvassor's Zeugniß auch in Krain bei feierlichen Anlässen aufgeführt wurde, und von dem sich aus früheren Jahrhunderten ein Analogon in manchen deutschen Städten vorfindet. Bei uns war er noch in den bäuerlichen Kreisen Ober-Steiermarks und des Salzkammergutes am Anfange unseres Jahrhundertes gebräuchlich. Er enthält Beziehungen, die erst ihrer Aufklärung harren. Die Tänzer waren hiebei eigenthümlich gekleidet. Als im Jahre 1808 dem Erzherzog Johann zu Ehren dieser Tanz in Aussee aufgeführt wurde, trugen die Tänzer grüne, mit „Buschen“ und Bändern gezierte Hüte, rothe Leibeln, schwarze Hosen, rothe Strümpfe und Bundschuh; über der rechten Schulter lag ein weißes Tuch, welches unter dem linken Arm in eine Schleife gebunden war, und um den Leib ein Schellenkranz zur Markierung des Rhythmus. In der rechten Hand trugen alle Tänzer bloße Säbel.

Der Tanz, zu dem zwei Pfeifer und ein Trommler aufspielten, begann damit, daß ein Gruß gesprochen wurde, worauf ein Rundtanz sich anhob, bei welchem jeder Tänzer die Säbelspitze des Nebenmannes festhielt. Dann formierten die Tanzenden verschiedene künstliche Figuren, sprangen über die Säbel, legten dieselben nieder, tanzten um dieselben herum und a. m. Zuletzt trat der Hanswurst in die Mitte des Kreises, alle Säbel wurden auf ihn gelegt, und der Vortänzer hielt, ihm auf den Rücken springend, die Abschiedsrede. Dann wurde schnell im Kreise herumgetanzt, wobei sich einer nach dem andern unbemerkt verlor, bis endlich nur zwei Tänzer zurückblieben, die einigemale sich im Kreise herumdrehten, die Säbel aneinander schlugen und endlich unter allgemeinem Vivatrufen verschwanden.

Eine alte Sitte ist auch der Wettlauf in Weitensfeld (in Kärnthen) am Pfingstmontage. Drei Läufer, ehemals die drei jüngsten Bürger, laufen da in weißen Kleidern, ein rothes Seidentuch um die Hüfte und eines über die Brust geschlagen, ohne Kopfbedeckung und ohne Schuhe, nur in Wollstrümpfen um den Preis, der in einem Blumenkranze und einem Goldstücke besteht. Ein ähnliches „Pfingstlaufen" nach einem „Maien" wird auch auf den Kärnthner Alpen von den Haltern gefeiert; der Sieger wird „Pfingstkönig". Der zuletzt am Ziele Ankommende erhält allerhand Spottnamen.

Die gebräuchlichste und in Steiermark, Kärnthen und Salzburg sehr häufige öffentliche Kraftprobe ist jedoch das Ringen. Sonst fand man in Kärnthen, besonders im Gurk- und Metnitzthale bei jedem Dorfe einen eigenen Platz hiefür, die „Ringtratte"; auch kamen in der Flatnitz-Alpe jährlich Ringer aus Steiermark, Kärnthen und Salzburg anläßlich eines Viehmarktes zum Preisringen zusammen, das sich stets zu einem Volksfeste gestaltete.

Jetzt noch findet man häufig ein derartiges Ringen in den abgelegeneren Seitenthälern. Es handelt sich hiebei darum, den Gegner zu Boden zu werfen, wobei jedoch ein strenges Festhalten an den althergebrachten Satzungen rücksichtlich der erlaubten Mittel jedem Partner zur Pflicht gemacht ist. Die Zuschauer nehmen den lebhaftesten Antheil an dem Kampfe, ja oft lassen sich ganze Ortschaften durch je einen Ringer hiebei vertreten. Im Gasteiner-Thale wird am Bartholomäustage der „Hosenruck" genannte Ringkampf aufgeführt; doch kann man auch sonst den Aufforderungsruf: „Hosen an" und die Antwort: „Bund auch" vernehmen.

Es würde zu weit führen, wenn man alle derartigen Gebräuche aufzählen wollte. Nur eines im Salzburgischen weit und breit berühmten Festes sei noch erwähnt, nämlich des in Tamsweg gepflegten Simson- oder Goliathaufzugs. Gewöhnlich am Frohnleichnamstage wird eine Riesenfigur in ritterlicher Tracht von einem in derselben verborgenen, freilich riesenstarken Manne im Markte herumgetragen. Vor derselben tanzen zwei Zwergfiguren mit ungeheuren Köpfen zum großen Ergötzen der Zuschauer, die von allen Seiten herbeiströmen, denn der Lungauer glaubt, daß die Theilnahme an dem Umzuge vor Mißwachs des Getreides schütze.

Nebst diesen Volksbelustigungen im Großen gibt es aber noch überall täglich Gelegenheiten zum geselligen Vergnügen, denn der Bewohner unserer Länder liebt die Geselligkeit und sein angeborner Humor bringt Fröhlichkeit in jede Gesellschaft. Am meisten beliebt sind als Unterhaltungen: Scheibenschießen, Kegelscheiben, Eisschießen, Tanz und Gesang. Einen Schießstand findet man in jedem größeren Orte, eine Kegelstatt selbst in dem primitivsten Wirthshause. Im Winter ist das „Eisschießen" auf gefrorener Fläche, wobei man mit einem großen Pflocke nach den Kegeln wirft, ein gewöhnliches Vergnügen der Älpler. Der Mittel-

punkt aller Fröhlichkeit ist jedoch der Tanzboden. Die Liebe des Volkes zur Musik und zum Tanz hat sogar eigene Tanzweisen: „den Landler“ und den „Steirischen“ erfunden, in denen sich der ganze gemüthvolle Frohsinn desselben ausdrückt. Auf dem Tanzboden erklingt auch, oft nur zur Zither, dem National-Instrument, das ureigenste Product des Volkes, sein Lied am häufigsten.

Nichts charakterisiert unser Volk besser als dieses Lied; es ist aber auch ein Schatz, welchen es sorgsam behütet, von einer Generation zur anderen fortpflanzt und aus dem Horte seines Gemüthslebens stets vermehrt. Eine eigenthümliche Form desselben sind die vierzeiligen „G'setzln, G'stanzeln, Schnadahüpfeln, Plaperliadeln“. Sie bestehen aus vier (selten aus sechs), Zeilen von je zwei Hebungen, mit einem meist männlichen Reime in der 2. und 4. Zeile. Jeder augenblickliche Einfall, jede Regung des Herzens findet in ihnen einen kräftigen Ausdruck. Wenn der „Bua“ am Sonntag ins Wirthshaus kommt und der Frohsinn überschäumt, da tönt es:

A lustiger Bua
Kommt immer in Himmel,
Und jetzt versauf i'
Mein' Vatern sein' Schimmel.

Und weil ma tanzen wöll'n
Schlagt's g'schwind an Vierfachen,
Daß d'Zementa scheppern
Und d'Laden krachen.

Hat er kein Geld mehr, so tröstet er sich:

Spielleut machts mir ans auf,
Daß i' ka Geld nit brauch,
Silber und Papier
Is gar klebar bei mir.

Oft erheben sich Streitgesänge, in denen der kernigste Humor sprudelt; und das Lachen der Zuhörer bringt den einen Sänger zum Schweigen, wenn er abgefertigt wird:

Jetzt hat ana g'sungen,
Aber a Simpl;
War er nit unterm Bam,
I moant' es war a Gimpel.

Aber auch die Mädchen werden geneckt:

Der Tanzboden ist luckat,
Das Diandl ist kloan,
Und wenn mar's verschlupfat,
Was thät i allan?

Freilich tönt es als Antwort:

I soll allweil glei tanzen
Und 'n Buabm umazarrn,
O jerum, o jerum,
Der Tost hat a Schwarn.

Gewerbe und Landeseigenthümlichkeiten werden ebenfalls Gegenstand des Spottes. So singt das Mädchen:

Mei Schatz is a Schneider,
Er is sche', aber kloan,
Jetzt fallt a ma beim Öß'n
In die Suppe hinein.

In der Suppe war a Griaß,
I habm nima dablickt,
Jetzt hat ma mei Boda
'n Liabhaber g'schlickt.

Doch auch für zarte Regungen des Herzens hat das Lied den Ausdruck, ja oft geradezu in ergreifend inniger Weise gefunden. Wie ursprünglich wahr klingt es, wenn das Mädchen sagt:

[illegible]

Oder

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Darum fragt er auch:

[illegible]

Selbst der Widerspruch ihres Vaters kann das nicht hindern. Freilich gibt es Situationen, wo der Liebhaber, vom Vater überraicht, keinen andern Ausweg findet, als den frommen Stoßseufzer:

Mein liawa heil'ger Schutzpatron,
I bitt di, hilf ma g'schwind,
Denn schau, i hab's ja a nit g'wußt,
Daß 's Busserln so a Sünd.

Und zum Troste versichert er sein Diandl:

Und wenn der Himmel papierener wär
Und alle Sterndl'n Schreiba,
So schrieb'n sie doch nit zu End,
Was treue Liebe mag und wendt.

Diese Liebe überdauert selbst die lange Trennung, wenn er „zum Militär“ muß; nur, daß das Mädchen oft seufzet:

O du mei liaba Koasa,
I bitt di recht schean,
Wennst Buaberl nimma brauchen duast,
So laß ma's hoam gehn!

Desto ergreifender sind dann die Klagen der Liebenden, wenn das schöne Band zerrissen wird:

Im Wald bin i g'sess'n
Und's Herz war mir schwar,
Hab' g'mant: wenn i nur
Von der Welt schon weck war.

Gezeigt wird der Schmerz aber nicht:

Glaubt's nit i thua woana,
Mi druckt's um 'n Hals,
I hab n'r mei Tüachl
Z'fest um, das ist All's.

Doch tröstet sich der Bua bald:

Du bist wohl a schön's Diandl,
Kannst manchen Buab'n g'fallen,
Aber es fehlt dir a treu's Herzl,
Das beste von allen.

Derartige Lieder erschallen zu Tausenden von allen Almen, oft im Wechselgesang aus weiter Ferne. Jedes Vorkommniß in dem einfachen Leben des Dorfbewohners, jede Arbeit, sowie auch jedes Vergnügen erhält die Würze durch das Lied; die Sennerin auf der Alm, der Jäger und Wildschütz in dem grünen Wald, der Bauer bei seiner Feldarbeit, der Bergmann im tiefen Schachte, sie alle haben ihre anstrengende und oft gefahrvolle Beschäftigung mit dem Reiz der Poesie umwoben, einer Poesie, die einfach und

wahr aus dem Herzen und der reichen Phantasie des Volkes quellend, leicht den Weg zum Herzen findet. Auch die eigenthümlich weiche Melodie schmeichelt sich dem Ohre ein, so daß selbst der verwöhnte Städter gerührt diesen Naturlauten des Herzens lauscht. Begleitet wird das Lied, wo es möglich ist, von der Zither, und das „Zitherschlagen" ist eine Kunst, die jeder aufgeweckte Bursche betreibt. Neuestens ist die Zither auch salonfähig geworden, und es hat sich ein eigenes Zithervirtuosenthum in den großen Städten herausgebildet. Doch ist hiebei der naturfrische Zauber und Waldesduft des Instrumentes vielfach verloren gegangen, denn italienische Opernmelodien und Bravourstückchen tönen unnatürlich von den Saiten desselben.

Ein eigenthümliches Erzeugniß des Volksgeistes, welches seinen Ursprung dem tief religiösen Sinn des Volkes verdankt, ist die religiöse Volkspoesie.

Die tief im Herzen des Einwohners unserer Länder wurzelnde Frömmigkeit, welche durch die vielen Kirchenfeste ihre Nahrung erhält und auch die früher geschilderten religiösen Gebräuche hervorrief, sucht und findet naturgemäß, wie jedes andere Gefühl unseres Volkes, ihren Ausdruck im Liede. Schon die eigentlichen oft sehr alten geistlichen Lieder, welche in der Kirche und bei den Wallfahrten erschallen, besonders die sogenannten „Zellerlieder" (für die Wallfahrt nach Maria Zell) zeigen eine eigenthümliche Mischung von kirchlicher und Volkspoesie und sprechen das Gottvertrauen, den rührend naiven Glauben des Volkes oft in hochpoetischer Weise aus. Am originellsten sind jedoch die „geistlichen Spiele", welche früher, sowie in Deutschland überhaupt, auch bei uns allgemein verbreitet waren, und sich jetzt noch in einzelnen Resten vorzüglich im Gebiete des ehemaligen Inner-Österreichs erhalten haben.

Vom Advent an bis zum Dreikönigstage werden theils in der Kirche theils von herumziehenden Burschen die Weihnachts- und Hirtenlieder, oft auch noch im Wechselgesang, als Überreste der noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts überall üblichen „Weihnachtsspiele“ gesungen. Diese selbst kommen sowie auch das Passionsspiel jetzt nur noch in Kärnthen vor. Sie wurden ganz in der Art der während des Mittelalters in ganz Deutschland gebräuchlichen geistlichen dramatischen Spiele abgehalten: ohne eine Eintheilung in Acte, ohne Verwickelung und Lösung eines dramatischen Knotens, waren sie lebende Bilder mit Gesangbegleitung, welche in der Wirthshausstube dargestellt wurden. Dieser Gesang ist aber eine wahre Perle der Volkspoesie; meist mundartlich, stets lebhaft, originell und naiv, enthält er auch einen köstlichen Schatz von echtem Volkshumor. Das Weihnachts- und Dreikönigsspiel beginnt stets mit einer Schilderung der Überraschung, welche die Hirten in Bethlehem bei der Engelsbotschaft empfinden, wobei gewöhnlich ein Riepl als lustige Person durch seine Beschreibung der Engel oder seine Ungeschicklichkeit für die Erheiterung des Publikums sorgt. Dann eilen die Hirten in den Stall, wo Christus liegt, und an dieser Stelle tritt das unbefangene, kindlich naive Gemüth des Volkes ganz hervor. Nachdem z. B. Jesus Christus gedankt worden, daß er menschliche Gestalt angenommen, um uns zu erlösen, fährt ein steirisches Lied fort:

Weilst auf uns thust denka,
So wöll ma dir was schenka,
Sieh da, Büberl, hast a wengerl was;
Thut's von den süßen Sachen
Ihm ein Zuzerl machen,
Schaut's wia's Buberl schon drüber lacht.
Thut's auf ihn gut seha,
Laßt's ihm doch nichts g'scheha,

Das Buberl schaut so witzig aus,
Daß ma schier kann sagen,
Daß zu seinen Tagen
Noch ein Geistlicher kann werden drau's.

In dem Lieserthaler „Hirtenspiel“ wird die heilige Maria von den Hirten gefragt:

„Ja habt's denn ka Wiag'n fürs Kind können kriagn,
Warum thut's denn nit in die Stadt einiziagn?
Beim goldenen Stern, dort habens die Leut gern,
Wo sunsten die Fürsten und Grafen einkehr'n.“

Und zum Schluß heißt es:

„Wann es a so ist, sei gelobt, Jesu Christ,
In Ewigkeit Amen, so güatig du bist;
I bitt di, mei Herr, g'setzt möcht's amohl wer'n,
Loß mir 's klane Hiasale in Blottern nit sterben.“

Solche Züge sprechen für sich selbst und charakterisieren das Volk besser als lange Abhandlungen. — Nun sieht man die heiligen Dreikönige aus der Ferne kommen und ein Hirte macht auf sie aufmerksam:

He, Nachbar, schau, schau,
Dort brunten in der Au
Von weitem her reiten
Über unsern Feldbau!

Was bringen sie denn
Für bucklichte Thier,
Langkragat, schwer tragat,
Langschinkat als wia.

Das Spiel schließt, nachdem die drei Könige das Jesu-Kindlein begrüßt, mit einem frommen Gesange.

In derselben Weise wurde am Palmsonntag das „**Christleidenspiel**“ aufgeführt. Noch jetzt wird es im Glan-Thale gepflegt

und versammelt jedes dritte Jahr die Landbevölkerung aus weitester Ferne. Die Bühne steht im freien Felde, und der Vorhang wird nach alter Sitte beim Beginn noch heruntergelassen. Das Spiel selbst beginnt Nachmittags nach dem Segen und dauert bis zum Abend. Nebst diesen beiden Spielen waren noch sehr beliebt das „Paradiesspiel“, den Sündenfall Adams darstellend, und das Möll-Thaler „Armensünderspiel“, in welchem die Rettung des Sünders durch aufrichtige Reue dargestellt wird; ein Sacktuch mit Reuethränen wiegt alle seine Sünden auf und rettet seine Seele.

Daß eine so lebhafte Phantasie, welche noch dazu durch die großartige Natur des Landes stete Nahrung bekommt, auch in Sagen und Märchen, und häufig im Aberglauben sich äußert, ist selbstverständlich. Das deutsche Volksmärchen blüht hier in voller Kraft, und auch die altdeutsche Mythologie hat noch wie in vielen Gebräuchen, so auch in der Sage sich erhalten. Die „Perchtl“ jagt mit dem wilden Heere noch immer durch die Klüfte des Hochgebirges, und wehe demjenigen, der sie trifft. Die Dirnen beeilen sich, den Flachs vor dem Dreikönigstage (dem „Perchtentage“) abzuspinnen, sonst bringt die Perchtl ihnen Unglück. Auch die Sage vom „wilden Mann“, der in Begleitung dreifüßiger Hunde in der Nacht durch Wald und Busch jagt und den Begegnenden Häkchen in den Nacken wirft, die sie ein Jahr lang tragen müssen, dagegen arme Kinder im Winter mit Erdbeeren beschenkt, ist ein Residuum des heidnischen Glaubens der Voreltern. Desselben Ursprungs sind die Erzählungen vom Wechselbalg, der zu gewissen Zeiten in verschiedenen Gestalten sich wandelt, von der Trud, welche den Schlafenden peinigt und nur durch kreuzförmig gelegte, mit der Spitze nach oben stehende Messer gebannt wird, vom Wassermann, der mit einem Schilfkranze im Haar, an dem grünlich blassen Antlitz kennbar, schöne Mädchen zu sich in die

Tiefe zieht, vom „feurigen Alb", welcher als brennende Kugel späte Wanderer schreckt u. s. w., u. s. w.

Auch Gestalten der späteren deutschen Sage haben sich ungeschwächt im Andenken des Volkes erhalten, so z. B. der ewige Jude („der ewige Schuster"), Theophrastus Paracelsus, der Besitzer des Lebenstrankes, der schwänkereiche Doctor Faust u. a. In der Gotschee wird die von Bürger zur „Lenore" verarbeitete, auch in Kärnthen bekannte Volkssage allgemein als das Lied „vom todten Reiter" gesungen, ja selbst eine Erinnerung an die alte deutsche Heldensage hat sich daselbst in dem Liede von „der schönen Mörarin", der Gudrun unseres Epos, erhalten.

Sehr interessant sind Sagen, welche offenbar geologischen Ereignissen ihre Entstehung verdanken, oder durch eine eigenthümliche Gesteinsformation, in welcher die Phantasie des Volkes Ähnlichkeiten mit irgend einem Gegenstande zu erblicken glaubte, entstanden sind. So hört man an vielen Orten von argen Drachen erzählen, welche, aus einem Berge hervorstürzend, die Umgebung verwüsteten und deren Gebeine noch in der Ebene versteinert umherliegen, offenbar Bergstürze oder wilde Wässer, welche die Gegend einst verwüsteten. Auch das Vorrücken der Gletscher oder das Vereisen von Alpen ꝛc. gibt Stoff zu phantasiereichen Ausschmückungen; ebenso gelten merkwürdig geformte Steine als versteinerte Menschen oder Heerden. Gewöhnlich wird diese Versteinerung oder Vernichtung eines Thales dargestellt als Folge des Übermuthes der Menschen, ihrer Irreligiösität oder ihrer Hartherzigkeit gegen Arme Sehr häufig geben solche große Felsgestalten auch Anlaß zu Teufelssagen, in denen der Teufel meistentheils durch einen frommen Spruch oder den Hahnenschrei in Vollendung eines Baues gehindert, diesen wild durcheinander wirft, oder seine Werkzeuge wegschleudert, die nun versteinert da liegen.

Alle diese Sagen, Märchen und Gebräuche sind, wie schon gesagt worden, nur bei dem Landvolke erhalten, am lebendigsten und frischesten in dem Wald- und Gebirgslande. In den Städten und Märkten hat die zunehmende Bildung den Aberglauben vernichtet; es sind aber durch den realistischen Geist, der nur den Erwerb als Hauptzweck des Lebens betrachtet, und durch die Nachahmungssucht des Fremden auch die schönen nationalen Sitten daselbst verdrängt worden. Eines jedoch blieb bestehen und das ist der allgemeine Stammescharakter. Selbst in Wien, der Weltstadt, deren Bevölkerung aus allen Provinzen des Reiches und aus dem Auslande seit Jahrhunderten Zuzug erhält, wiegt im Volke der österreichische Charakter so stark vor, daß er assimilierend auf die fremden Elemente wirkt. Der „gemüthliche Wiener“ existiert noch; man findet ihn im reichen Bürger- und Kaufmannshause, ebenso wie in der kleinen Arbeitsstube der Vorstadt, er ist sich überall gleich und gleich auch seinem Bruder auf dem Lande: gemüthlich, lebenslustig, heiter, witzig, klar denkend, weichherzig und mildthätig, ein Freund von Musik, Tanz und Gesang, ein treuer Sohn seiner Stadt und seines Landes, ein aus Herzensdrang loyaler Unterthan des Herrscherhauses.

Diese alte, nie wankende „österreichiche Treue“ ist ein Erbgut des ganzen Stammes; Ströme von Blut auf allen Schlachtfeldern haben sie bethätigt. Die Kriegsgeschichte Österreichs hat auf ihren glänzendsten Blättern die deutschen Regimenter unserer Ländergruppe: Belgier, Deutschmeister, Heß, Hessen, Erzh. Rainer, Maroičič, die Sachsen-, Albrecht- und Nikolaus-Dragoner, sowie die tapferen Jägerbataillone aus diesen Gebieten verzeichnet. Der österreichische Soldat (in unserem Sinn) ist „schneidig“, unerschrocken, stets gut gelaunt, und im Kampfesmuth sogar tollkühn; bekannt sind ja die Vorstöße unserer Infanteriebrigaden, die vor

Erfindung des Schnellfeuerns den Feind mit Kolbenschlägen warfen. Freilich ist auch oft in Friedenszeiten der Übermuth für die strenge Disciplin nicht förderlich; vorzüglich genießen die „Wiener Edelknaben", die Deutschmeister, einen derartigen Ruf; dafür „raufen sie aber auch selbst mit dem Teufel". Die Liebe zum edlen Waidwerk macht die Alpensöhne mit Gefahren sowohl als mit der Waffe frühzeitig vertraut, und deshalb werden auch die Jägertruppen dieser Länder stets mit Auszeichnung genannt. Der Geist, welcher alle diese Truppen beseelt, spricht sich am besten in ihren „Soldatenliedern" aus. Ein allgemein gesungenes Lied lautet:

Frisch auf, frisch auf, frisch auf
Zum Streit in muthigem Lauf,
Kämpft muthig, das Gewehr zur Hand,.
Es gilt für unser Vaterland

. . . .

Und wenn der Streit ein Ende hat,
Marschieren wir durch Dorf und Stadt
Und rufen Vivat allzugleich,
Gerettet ist Haus Österreich.

Die steirischen Regimenter, Belgier (Nr. 27) und das Jäger=Bataillon Nr. 9 haben ihre eigenen Gesänge, von denen sich Folgendes auf die jüngste Vergangenheit bezieht:

Is Röckerl grau und grün,
In Knopf an Neuna drin,
Am Huat thoan Federn fein,
So is da Jaga fein.

Bin von da Steirer Hald'n,
Wo's d'schön' Buama g'halt'n,
Bin a Jaga fein
Von Nummero Neun.

Mir lacht mei Herz hoch auf,
I denk no immer drauf,
Wie mir als Plänkler vorn
Bei Solferino woar'n.

Sagt Vota Benedek:
Nehmt's mir den Ort dort weg,
Und glei woarn d'Jaga drein
Von Nummer neun.

Bis auf die Knia im Schnee,
Das war bei Obersee,
Hat Vater Gablenz g'sagt:
Werft's weg All's, was eng plagt,

Und stürmt's n' Wald und d'Höh,
Euch Jaga kenn i eh,
Steckt All'n da Teuf'l d'rein,
Des kummt's hinein.

In ana Stund war's g'schegn,
Viel Leut san dort zwar g'legn
Mit „Belgier" durchanand,
San All' vom Steirerland.

Und wia uns d'G'wehr versag'n,
Ham wir mit'n Kolb'n dreing'schlag'n:
So wird's halt immer sein
Bei Nummer neun.

Aber nicht bloß als Linientruppen, auch in dem irregulären Krieg haben sich die Männer unseres Gebietes als Landesvertheidiger ausgezeichnet. Von der tapferen Vertheidigung Salzburgs 1809 wurde schon oben gesprochen. Ebenso hervorragend waren die Leistungen besonders der steirischen Landwehr in den Napoleonischen Kriegen. Nicht unerwähnt darf auch, wenn man von den tapferen Söhnen der Steiermark spricht, der Held bleiben, welcher unsere Flotte zu dem Siege bei Lissa

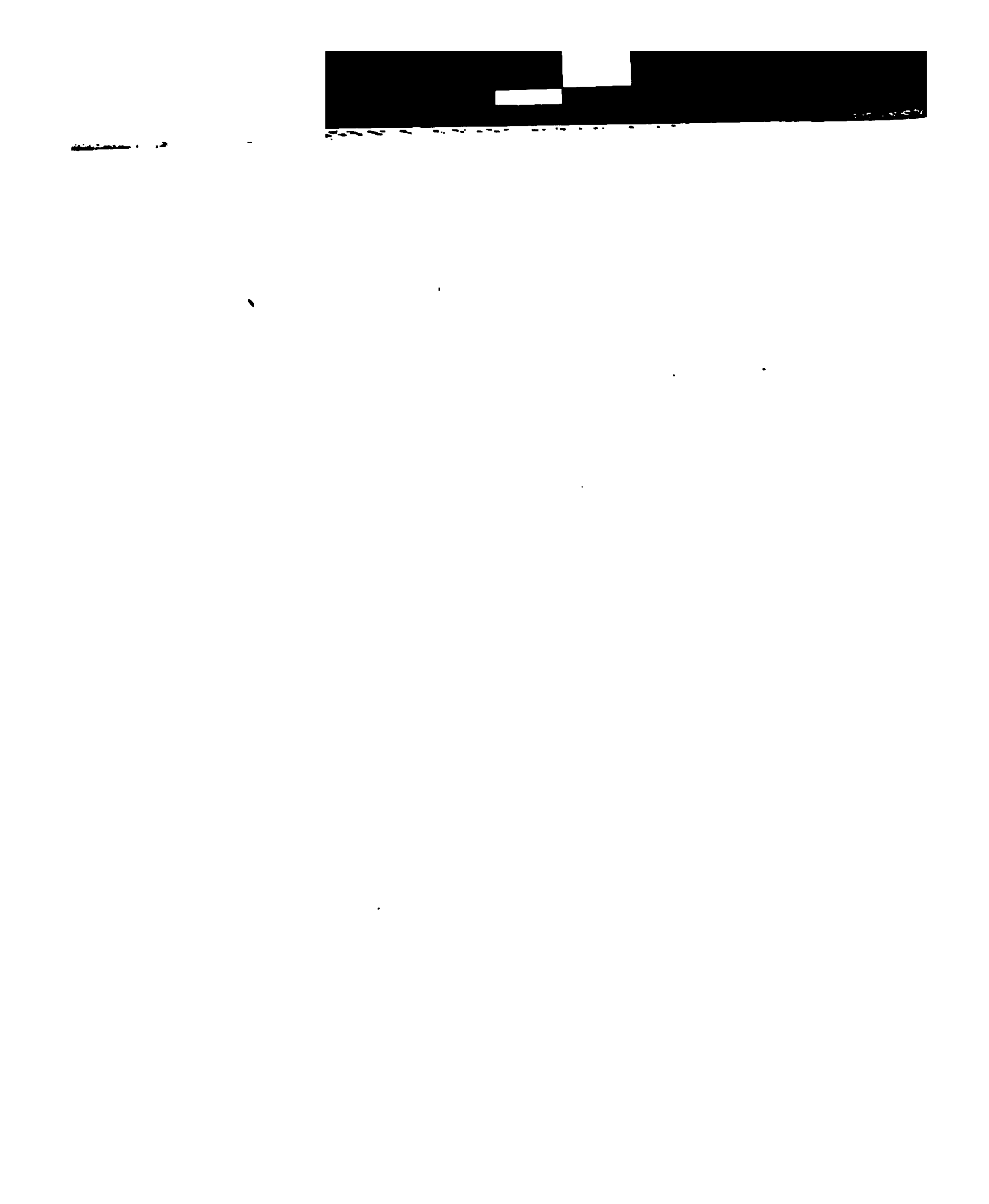
führte — Admiral Tegetthoff. Sein Name wird neben denen seiner berühmten Stammesgenossen: Rüdiger v. Starhemberg, Fürst Wenzel Liechtenstein, Feldmarschall Daun u. a. stets den berechtigten Stolz unserer Armee bilden.

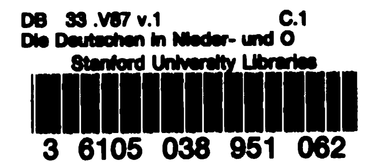
* * *

So lebt, denkt, fühlt und handelt der deutsche Stamm unserer Länder. Ein tieferes Eingehen in den Gegenstand verbietet der Zweck dieser Darstellung, ein Erschöpfen desselben bleibt für immer unmöglich, da das frisch pulsierende Volksleben stets neue Gebilde wie in einem Kaleidoskop erzeugt. Eins geht jedoch aus allem, was bisher über seine geistige und materielle Entwickelung gesagt wurde, klar hervor: daß nämlich der Deutsche unserer Ländergruppe sich kühn neben jeden anderen deutschen Stamm und neben jede der Culturnationen Europas hinstellen kann. Was er für Österreich in politischer Hinsicht geleistet, wie er zum Kristallisationswasser der Monarchie wurde, welche Staatsmänner und Feldherrn er hervorgebracht, wie diese in den schwierigsten Verhältnissen des Staatswesens, den Gedanken eines großen Österreichs festhaltend, mit Geist, Muth und Ausdauer für dieses ihr Ideal gekämpft haben, das ist auf jedem Blatte der politischen Geschichte unserer Monarchie zu lesen. Was das Reich und die anderen österreichischen Völker ihm in cultureller Hinsicht verdanken, das mögen statt subjectiver Betrachtungen die hier angeführten Thatsachen aussprechen. Sie sind die objectivsten Zeugen für jeden, der sie verstehen will.

Inhalt.

Buchdruckerei von Karl Prochaska in Teschen.





DATE DUE			

